Siebenbürgiſche Sagen,

gesammelt und mitgetheilt

von

Friedrich Müller,
Gymnaſiallehrer in Schäßburg.

G 11260

Kronſtadt, 1857.
Druck und Verlag von Johann Gött.

Für das Ausland in Commiſſion bei Carl Julius Haberſang in Schäßburg.

[illegible]

Universitäts-
München
Bibliothek
AB BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Den

treueſten Beförderern

dieſer Sammlung:

F. Wilhelm Schuſter
in Mühlbach,

Joſeph Hallrich und Georg D. Teutſch
in Schäßburg,

gewidmet.

BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Ohne diese sie begleitende Poesie würden edele Völker vertrocknen und vergehen.
Brüder Grimm.

Es gibt kein Volk, unter welchem die Sage nicht ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätte. Nirgends liebt die Natur das unbedingt Kahle; selbst den nackiesten Fels bedecken wenigstens Flechten und Moose. Die deutsche Wissenschaft hat seit dem Anfange unseres Jahrhunderts diese Kryptogamen des Volksgeistes in den Bereich ihrer Forschungen gezogen. Die Regeneration des deutschen Nationalbewußtseins in den Befreiungskriegen führte Dichtkunst und Wissenschaft auf das Altdeutsche; was in dem Gemüthe des Volkes an idealen Schätzen, namentlich Märchen, Sagen und Liedern ruhte, wurde aufgesucht und der fremden Unnatur gegenübergestellt, und aus der lange verkannten und beinahe vertaubten Knospe der Volkssage brach zunächst ein neuer nationaler Liederfrühling hervor.

Das von Deutschland gegebene Beispiel fand Nachahmung bei andern Völkern, und ein allgemeiner Wetteifer begann in der Aufdeckung dieser Schätze.

Auch der Boden Siebenbürgens ist in dieser Beziehung kein taubes Gestein, sondern birgt ungeahnt viel blühenden Reichthum. Darum schien es eine lohnende Aufgabe, hier in dem jungfräulichen Boden den Erzgängen nachzugehen und die ersten Stufen des edeln Metalles gleichsam als Probestücke den Händen prüfender Beurtheiler zu übergeben. So entstand die vorliegende Sammlung, welche ihrer größern Hälfte nach bereits im Jahre 1852 druckfertig dem Verein für siebenbürgische Landeskunde vorgelegt und von dem k. k. Schulrathe Johann Karl Schuller in einem Berichte an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ehrenvoller Erwähnung gewürdigt wurde. Da indessen die Drucklegung derselben sich verzögerte, so wuchs auch die Sammlung selbst von Jahr zu Jahr und umfaßt gegenwärtig 444 Nummern, während sie damals blos 302 zählte. Sie hat demnach, da sie im Jahre 1850 angelegt wurde, das nonum prematur in annum beinahe, und wie ich glaube nicht zu ihrem eigenen Nachtheil, erfüllt, obwohl sie bei der Schwierigkeit jeder literarischen Thätigkeit in diesem Lande und als erstes dieserartiges Werk in Siebenbürgen von bedeutenderem Umfange auch jetzt noch der nachsichtigen Beurtheilung vielfach bedürfen wird.

Was ich darin biete sind meist Bruchstücke, theils gebeit aus früher von Andern bearbeiten Gruben, theils gebrochen von dem schutt- und moosbedeckten Felsen, der den Eingang zu dem glänzenden Gold und Edelgestein einer in ihrer Fülle unter uns noch wenig gekannten Welt deckt. Und weil ich die Zeit für nicht mehr fern halte, wo unter dem nivellirenden Einflusse von Außen herantretender Momente auch dieser

Theil des Volkslebens zu jener charakterlosen Gleichförmigkeit zusammenschrumpfen wird, die mit der von den Voreltern ererbten Gesinnung auch die Originalität in Sprache, Sitte und Denkweise als veraltet fahren läßt, so hielt ich es für ein Werk der Pietät und der Nützlichkeit zugleich, mit Hand anzulegen an die Sammlung dessen, was aus dem allgemeinen Verfalle des Nationaleigenthümlichen wenigstens für das Wissen noch gerettet werden kann.

Das Aufgeben der Volks*sprache* ist das erste Opfer gewesen: es ist bei den drei Hauptnationen Siebenbürgens schon längst in vollem Zuge. Der Dialekt aber, nach Goethe's schönem Worte „das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft," ist das Adersystem des Volkes, das im Herzen beginnt und zum Herzen zurückführt. Weh' wenn in den Adern nicht mehr das selbsterzeugte Blut rinnt, wenn es dem Körper durch Fusion von Außen zugetragen werden soll. Daß in Siebenbürgen das eindringende Idiom kein in seinem Grunde verschiedenes ist hebt die Wirkung nicht auf; denn die lautlichen und grammatischen Verhältnisse, das specifische Gewicht der Sprache, bleiben doch immer verschieden. Bis zur Beschäftigung der äußern Organe setzt sich die Abweichung fort: unsere deutsche Schriftsprache verhält sich zur sächsischen Volkssprache ungefähr wie das Dorische zum Jonischen; jenes ist voller und härter, dieses breiter und weicher; jenes nimmt mehr Brust und Kehle, dieses Mund und Zunge mehr in Anspruch. Und doch hat die Schriftsprache nicht nur in Kirchen und Rathsstuben, wo ihr Gebrauch längst nothwendig geworden ist, sondern auch in dem geselligen Verkehr und so-

gar in der Familie die Muttersprache zu verdrängen begonnen und setzt und treibt, wo ihr die äußere Anerkennung mangelt, ihre Wurzeln unbemerkt von dem sorglosen Geschlechte in das Gebäude des Sächsischen und arbeitet an seinem Sturze. Die Sprache der Städte ist schon durchwegs entfärbt und oft der bezeichnendsten Wurzeln, Wörter und Laute beraubt; je näher den Städten desto bedeutender ist diese Zersetzung, desto ton- und charakterloser, desto flacher und alles sinnlichen Schmuckes entbehrender ist die Rede. — Nicht viel besser geht es, will mich bedünken, der magyarischen und walachischen Volkssprache, die auf dem Punkte stehen, in einen heillosen Zwiespalt mit der Schriftsprache zu verfallen, indem kühne Neuerer dort der lexikalischen Armuth durch unverdrossene neue Wort- und sogar Wurzelschöpfungen abzuhelfen suchen, hier die Sucht eine rein römische Descendenz zu erweisen zur planmäßigen Ausmerzung slavischer und deutscher grammatischer Gesetze und Wurzeln und zur Substituirung lateinischer Ausdrücke und Formen verleitet, ein Verfahren, das von den Mittelpunkten der Gebildeten ausgehend die Schriftsprache dem Bauernstande in den letzten fünfzig Jahren unverständlich gemacht und auch die Sprachvergleichung außerordentlich erschwert hat.

Mit dem Verfalle der Volkssprache geht der Verfall der Sitte und der gesammten Anschauungs- und Denkweise des Volkes Hand in Hand. Das neue Wort erzeugt oft ein neues Bedürfniß, und unter dem Deckmantel des Bedürfnisses und der Unentbehrlichkeit verdrängen die „Forderungen der Zeit“ Einfachheit, Frömmigkeit, Gemeinsinn, die Tugenden der Vorfahren, und damit natürlich auch die Originalität des ge-

ſammten Volkslebens; denn ein Volk iſt nur ſo lange originell, als ſeine Gedanken auf Heimat und Familie eingeſchränkt bleiben. Tritt es aus dieſen Bergen, die um die Quellen aller Völker liegen, heraus, dann verflacht es ſich wie der Fluß in der Ebene und mündet, als einzelnes verſchwindend, in den allgemeinen Strom des Völkerlebens ein.

Es ſind alſo der Opfer nicht wenige auch von unſerer Seite geweſen, und das Verſiegen der Sage wird ihnen folgen; denn nur in der nationalen Abgeſchloſſenheit erhält ſich jenes Gefühlsleben des Volkes, das ſich bis zum Glauben an die Gebilde der eigenen Phantaſie, alſo auch an die Sage, zu ſteigern im Stande iſt. Noch vegetirt dieſe in modernden Chroniken, in den Spinnſtuben der Dörfer, in den Mauerritzen alter Burgen, in dem Blinken des Waſſerſpiegels, im geheimnißvollen Rauſchen des Waldes, im Fahren des Windes über die öde Heide, im Aberglauben der niedern Stände. Noch ſcheint ſie eine ſtattliche Ruine mit recht deutlich hervortretenden Mauern und Thürmen; aber bereits fehlt die innere wohnliche Einrichtung, die zur Vollſtändigkeit nothwendig wäre, und auch das Mauerwerk iſt an ſo vielen Stellen ſchadhaft, daß der Einſturz wohl nahe bevorſteht. Wer die ſchöne Leiche noch einmal ſehen will, trete raſch hinzu und verſuche aus ihren Zügen ein Bild des entſchwundenen Lebens ſich zu ſchaffen. Doch präge er es nicht bloß dem Gedächtniß ein ſondern dem Papiere; denn die Bücher ſind treuer geworden als das Gedächtniß der Menſchen. „Jetzt, wo im Volke mehr und mehr die ſonſt ſo beredſame vielplaudernde Sage ſcheu und ſchüchtern verſtummen will, weil die freundliche Alte glaubt,

der unverständige Kinderspott der Neuzeit verlache sie (und sie hat nicht ganz Unrecht) flüchten und retten wir des volksthümlichen Poesieschatzes so viel als möglich in gesicherte Bücher hinein und legen diese dann wie merkzeichnende Tulpanenblätter in das große Buch der Zeit."

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat Haltrich bereits vor einem Jahre den ersten Theil des poetischen Urkundenbuches der Sachsen in Siebenbürgen, seine schöne Sammlung deutscher Volksmärchen aus Siebenbürgen veröffentlicht; diese Sagen treten ihrem Hauptbestandtheile nach jenen zur Seite, das zweite Auge, welches das Zusammenwirken durch den Hauch gemeinsamer wissenschaftlicher Thätigkeit eng verbundener Freunde treibt, wovon Haltrich in der Vorrede zu den Märchen fast zu viel versprechende Kunde gegeben.

Und wie die Märchen, so besitzen auch die Sagen nicht blos einen poetisch-nationalen, sondern auch einen allgemeinen Werth, einen Werth für die Wissenschaft. Im Hinblick auf den Standpunkt der siebenbürgischen Wissenschaft dürfte es nothwendig sein, das Wesen der Sage und ihr Verhältniß zum Märchen wie zur Geschichte hier näher zu bestimmen. Die Sage sowohl als das Märchen bergen einen historischen Kern, unterscheiden sich aber in dem Verhältnisse, in welchem dieser zur umgebenden Hülle steht: die Sage ist historischer als das Märchen, die Geschichte aber ist Frucht ohne Kern und Schaale und durchaus genießbar. Die Geschichte ist der Vordergrund eines Gemäldes, die Figuren darin sind scharf und deutlich hervortretend; die Sage ist der Hintergrund, worin Farben und Umrisse häufig schon zusammenfließen und sich weniger

klar gegeneinander abgrenzen; das Märchen ſind die blauen Berge in der fernſten Tiefe des Bildes, unbeſtimmt übereinandergethürmt, ſo daß man nur an den einzelnen Gipfeln den Zug des ganzen Gebirges erkennen kann. Die Sage iſt die ideale Form, in welcher das Volk ſich ſelbſt, ſeinen Glauben und ſeine Geſchichte unabhängig von der objektiven Wahrheit und Wirklichkeit, oft ſogar dieſen gegenüber auffaßt. Alles, was im Munde des Volkes lebt, wird ein ſagenhaftes Gewand annehmen und deſto volksthümlicher und tiefer wirken, je mehr jenes der Fall iſt. Darum läßt ſich die Sage ebenſo wenig mit Bewußtſein ſchaffen als das Märchen; aber je volksmäßiger Jemand die Geſchichte ſchreiben will, deſto weniger darf er die Sagen überſehen. Und je weiter die Geſchichte zurückgeht und je größere Rechnung ſie dem eigentlichen Volksgeiſte tragen will, der doch ſicherlich auch ein hiſtoriſcher Faktor iſt, deſto mehr muß ſie Märchen und Sagen beachten, da oft dieſe allein gegen die troſtloſe allgemeine Finſterniß hervortreten, wie in mondloſer Nacht die Gipfel der Berge am ſternenhellen Himmel ausgeprägter erſcheinen als die mit der Ferne verſchwimmende Ebene. Aus den Sagen aber zieht die Geſchichte einen doppelten Nutzen: ſie kann einerſeits durch Ausſcheidung der bloßen Zuthat den hiſtoriſchen Kern daraus gewinnen, andererſeits gerade aus dem Weſen dieſer Zuthat Schlüſſe auf die innerſte Eigenthümlichkeit des Volkes mit größerer oder geringerer Sicherheit gründen. Jener Kern wird entweder ein mythiſcher oder ein hiſtoriſcher ſein, und die Sage ſelbſt theilt ſich hiernach in die *mythiſche* oder *hiſtoriſche*, und dieſer Unterſchied iſt nach dem Vorgange Grimm's auch in der vor-

liegenden Sammlung festgehalten. Die mythische bewahrt irgend einen Rest des alten Heidenthums in sich, setzt das Uebernatürliche als wirklich geschehen und berührt an diesem Punkte das Märchen, von dem sie sich wieder darin unterscheidet, daß sie immer an eine bestimmte Lokalität oder Persönlichkeit anknüpft, während jenes schon in seinem gewöhnlichen Anfang „Es war einmal ꝛc.“ die allgemeinere Färbung bekundet. Die mythische Sage mündet in die Legende, die historische in die Anekdote; von allen bietet diese Sammlung einige Proben, damit eben der ganze Fruchtbaum und sogar seine Wasserschösse dem Auge des Schauenden bekannt würden.

Bei den mythischen Sagen hatte die Kritik eine ungleich leichtere Aufgabe, da sie mit reinem Gewissen fast alles als gute Waare aufnehmen konnte, was ihr geboten wurde. Die Concurrenz in diesem Zweige ist hier bis jetzt bei dem fast gänzlichen Abgang einer schönen Literatur und eines eigentlichen Literatenstandes ganz unbedeutend gewesen; der Reiz zur Täuschung schwand vor dem Mangel des praktischen Nutzens; daher die Absichtlichkeit derselben nie von vorn herein anzunehmen ist. Mit diesen Aschenbrödeln machte sich Niemand zu schaffen, und so blieb ihre Natur unbefleckt, freilich auch ihre königliche Herkunft unbekannt.

Anders mußte bei den der zweiten Abtheilung zugewiesenen geschichtlichen Sagen verfahren werden. Dieses Feld hat auch in Siebenbürgen von jeher sich eines literarischen Anbau's erfreut, daher auch verhältnißmäßig mehr Sagen dieser Art in Schrift- und Druckwerken sich erhalten haben. Namenserklärungen boten besonders nahe Veranlassung; der Pa-

triotismus trieb einen einträglichen Schmuggel; der Adel pflanzt gern seine Stammbäume in den üppigen Boden der Sage. Hier hatte nun die besonnene Kritik das Gemachte vom Naturwüchsigen zu sondern; und nicht allemal wurde es ihr so leicht, wie bei der von der Phantasie des Herrn Brecht von Brechtenberg erzeugten Erzählung von der Gründung Mediasch's durch die Römer (Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde. Kronstadt, 1838. 65), oder dem auf der Grundlage von Weißenthurns Wald bei Hermannstadt entstandenen Märchen von der Prinzessin Elisene in der Burg von Michelsberg. (Transilvania, Beiblatt zum Siebenb. Boten. 1844. 345). Selbst Manches, was sich in der Sammlung noch findet, ist bloß aufgenommen, weil die Entscheidung nicht hinlänglich begründet werden konnte und es besser schien, zu viel als zu wenig aufzunehmen. So glaube ich namentlich von den Worterklärungen (Nr. 336, 396, 408, 411 und 173), daß sie nicht als echte Sagen zu nehmen seien. Fast wehe thut es dem Sammler, wenn er Sagen als unecht bei Seite legen muß, welche wie die von den sächsischen Kreuzfahrern im Heere K. Andreas II. (falsche Urkunde von 1218 im Besitz der freiherrlichen Familie Simbschen) auf weit zurückliegende Zeiten und Zustände ein so helles Licht zu werfen im Stande wären.

Was die weitere Scheidung der Sagen in nationale Kreise anbetrifft, so war dieselbe bei den mythischen durch die Rücksicht auf die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Sammlung geboten und ließ sich zugleich unschwer vollziehen, während sie bei den geschichtlichen weder nothwendig noch aber irgendwie durchführbar erscheint. In Beziehung auf die Aufnahme nicht

deutſcher mythiſcher Sagen überhaupt bin ich mir übrigens am allerbeſten bewußt, wie wenig ich quantitativ geboten habe; doch glaubte ich einer Pflicht gegen die ſonſt ſchwerzugängliche Literatur der Mitnationen zu genügen, indem ich was ſich mir auf meinen Wegen faſt ungeſucht darbot, nicht ungepflückt ließ und ſo der deutſchen Wiſſenſchaft, von welcher auch die ihrige Nahrung ziehen muß, zuführte. So zog ich auch L. Kóváry's Erdélyi régiségei (Siebenb. Alterthümer) nach dieſem Geſichtspunkte hin aus, hielt mich aber natürlich nicht berechtigt, desſelben Verfaſſers jüngſt erſchienene Száſz történelmi regek (Hundert geſchichtliche Sagen) anders als in den Anmerkungen vergleichend zu benützen. Der Umfang der Sammlung ſelbſt hat durch jene Mittheilungen nur unbedeutend zugenommen, während darin doch auch ein Beweis dafür liegt, daß wir was jenſeits der deutſchen Sprachgrenzen liegt, nicht ganz unbeachtet laſſen.

Hätte ich mich in das unerſchöpfliche Gebiet der ſagenhaften Anklänge tiefer hineinwagen wollen als hie und da in den Anmerkungen geſchehen iſt, ſo würden zwar aus Chroniken ꝛc. die Nummern um ein Bedeutendes vermehrt werden können, aber auch in demſelben Verhältniſſe der feſte Boden und die volksthümliche Grundlage der ganzen Sammlung verſchwinden. Ueberhaupt war ich bemüht, auch in der Form den Quellen möglichſt treu zu bleiben und mag darin mancher der deutſchen Schriftſprache weniger gemäße Ausdruck oder Satzbau ſeine Rechtfertigung finden. Der traditionelle Inhalt ſollte unter der modernen Form nicht leiden, die eigenthümliche Färbung, welche die Erzählung im Munde des Volkes oder unter

der Feder des Chroniſten angenommen, ſo wenig als mög-lich verwiſcht werden. Wo die Grundlage der Mittheilung eine ſchriftliche war, ſchien es zuweilen ſo unmöglich, den ſagenhaften Kern von der Ausſchmückung zu trennen, daß die betreffenden Stücke ganz ausbleiben mußten (ſo der Löwenberg und Seiburg in den Blättern für Geiſt, G. u. V. 1839, 70. und 1838, 409) *). Verſuche moderniſirte Sagen auf ihr volksthümliches Maaß zurückzuführen ſind gemacht oder richtiger gewagt worden mit dem Brautkranz (Nr. 162) und Aufopfernde Liebe (Nr. 331). Daß ich in Nr. 122 und 129 die Darſtellung des Meiſters unberührt ließ, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Reihenfolge der geſchichtlichen Sagen konnte natürlich nur eine chronologiſche, die der mythiſchen, ſoweit möglich, eine ſtoffliche ſein; letzteres, weil die in neuern Sammlungen vielfach bevorzugte locale Gruppirung hier — wie in mancher deutſchen über ein größeres Gebiet ſich verbreitenden Sagenſammlung — die Durchſichtigkeit entſchieden eher beeinträchtigt als gefördert hätte. Wenn ſowohl in der Zeitbeſtimmung als in der mythiſchen Beurtheilung zuweilen geirrt worden, ſo iſt wohl billigerweiſe zu berückſichtigen, daß nach den oft ſchwankenden und farbloſen, in der Erzählung gebotenen, Anhalts-

*) Aus demſelben Grunde konnten auch die von Victor Käſtner in den Blättern f. G., G u. V. 185⁰/, 137 f. mitgetheilten Sagen über die Kerzer Abtei nur wenig benützt werden Als nicht volksmäßig in der Form bezeichne ich beſonders die ihrem Inhalte nach echte Sage vom Traaſer Schwert, Nr. 268.; auch hätten wohl hie und da einige Naturſchilderungen wegbleiben können.

puncten, die Anweisung einer bestimmten Stelle für die letztern nicht selten sehr schwierig war. Jetzt wo mit der Uebersicht auch die Einsicht erleichtert ist, würde ich selbst hie und da Einiges anders ordnen können.

Daß ich endlich in dem Anhange den Sagen einige andeutende Bemerkungen beifügen zu müssen geglaubt, wird wohl der Brauchbarkeit der Sammlung keinen Abbruch thun; doch habe ich bei der Spärlichkeit meiner Hülfsmittel darin nach meiner eigensten Ueberzeugung nur sehr bescheidenen Anforderungen genügen können.

So biete ich denn den Freunden der siebenbürgischen Landeskunde hier eine Reihe von Volksüberlieferungen, in welcher wenn auch nicht alle Gegenden des Vaterlandes, so doch die meisten, und darunter einige reichlich, vertreten sind. Tieferes Forschen, als mir in manchen Landestheilen möglich war, wird des Neuen noch sehr viel zu Tage fördern. Lasse man den Muth nur nicht sinken, wenn der Fels nicht gleich beim ersten Berühren entgegenquillt. Die Sagen sind Wunder und Geheimniß wie alles Leben; will man es ergründen, muß man in die Tiefe steigen und darf nicht verzweifeln, wenn der erste Erfolg die Hoffnung nicht erreicht. Kenner der Wissenschaft und Freunde eines natürlichen Volkslebens werden, so hoffe ich, die Arbeit nicht vergebens gethan heißen. Und nur für solche ist sie gethan. Wer in der Sage nur Unsinn und Aberglauben findet, dem gehts eben wie dem Bauern, dem die Gottheit gutes Gold bietet, das er aber wegwirft, weil sein blödes Auge nur todte Kohlen sieht.

Wem ich dabei die meiste und uneigennützigste Unter-

stützung danke — und wahrlich ich bedurfte ihrer — habe ich in der Widmung anerkannt. Wollte ich die andern alle nennen, die aus der Nähe und Ferne mir ihre Beiträge zukommen ließen, so würde es eine lange Reihe werden. Mir aber war es schon im Voraus ein erfreuender Lohn meiner Arbeit, daß so Viele dieselbe ihrer Mithülfe würdig erachteten und selbst der um die Förderung der siebenbürgischen Literatur wahrhaft verdiente Verleger in einer hier zu Lande seltenen äußern Ausstattung sie zur Oeffentlichkeit zu bringen sich bemühte.

Schäßburg am 25. Juni 1857.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mythische Sagen.

A. Deutscher Sagenkreis.

		Seite
1.	Wie das Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und Sternen und wie die Milchstraße entstanden	3
2.	Vom Weltende	5
3.	Von den Hünen, die Menschen fressen	5
4.	Hünen und Menschen	7
5.	Riesen auf der Kreuzburg	7
6.	Das Riesenspielzeug	7
7.	Die Hünen auf der rauhen Kuppe bei Schweischer	8
8.	Hünenhügel bei Bulkesch	9
9.	Hünen im Nösnerland	9
10.	Die Hünentrappe	10
11.	Hünenhemd	10
12.	Die Hünen auf der Sattelburg	11
13.	Die Hünen im Burzenland	11
14.	Hünenkirche	12
15.	Der Schloßberg von Görgeny	12
16.	Hünen bei Schäßburg	12
17.	Götzenberg	13
18.	Hünenburg bei Gödöllö	14
19.	Hünenburg bei Glogovitza	14
20.	Riesen auf Landskron und Lauterburg	15
21.	Gantermanaly	15
22.	Die Uglerin	15
23.	Jungfernsprung	17
24.	Die Riesen in Hermanstadt	17

		Seite
25.	Hünenuntergang	18
26.	Die Hünengräber bei Birk	18
27.	Das kleine Volk	18
28.	Holzmandel	19
29.	Der Pfarr vom Bednerberg	19
30.	Der Helfer in der Noth	22
31.	Der Zauberer	22
32.	Der Waldjäger	23
33.	Das Springgras	23
34.	Die Heldenburg	24
35.	Vom Donnerstein	25
36.	Die zwölf Männer in der Burg Saszesor	25
37.	Der Horleschgraben	25
38.	Fraholtegraben	26
39.	Weiße Frauen	26
40.	Die Waldfrau	26
41.	Brunnenfrau	27
42.	Wasserrecht	27
43.	Ritter Tod	28
44.	Der Tod als Mohr	28
45.	Die Pestjungfrau	29
46.	Das Pesthemd	29
47.	Abwehr der Seuche	30
48.	Geisterspuck	30
49.	Der Ritt um die Kirche	31
50.	Vom Alp	31
51.	Das unheimliche Haus	32
52.	Vom Umgehen	32
53.	Die verzauberte Burg bei Ida	33
54.	Der redende Säugling	36
55.	Der vergrabene Krutze	37
56.	Von einem Geist	37
57.	Der Todtengräber im Himmel	38
58.	Das gespenstische Füllen	42
59.	Von einem Gespenst	43
60.	Kriumtuch	44
61.	Heckepfennig	45
62.	Der Wetterführer auf dem Keliman	[illegible]
63.	Der Mann mit dem Winde	[illegible]

		Seite
64.	Die weinende Mutter	47
65.	Barrecht	48
66.	Der Mörder blutet an der Leiche des Gemordeten	48
67.	Blutſchwitzen	48
68.	Schatzweiher	49
69.	Heilige Nächte	49
70.	Freitag	50
71.	Kunde der Zukunft	50
72.	Vorzeichen der Peſt	51
73.	Erforſchung der Zukunft	52
74.	Vorzeichen	53
75.	Himmelszeichen	53
76.	Vorbedeutende Zeichen	54
77.	Böſe Vorbedeutungen	55
78.	Zeichen und Wunder	55
79.	Himmelszeichen als Vorboten	56
80.	Wunderbare Erſcheinung bei der Geburt Sigmund Batboris	57
81.	Baumwuchs als Kriegserklärung	58
82.	Die Schaafer Kirche	58
83.	Stolzenburg	59
84.	Der Kirchenbau zu Georgsdorf	59
85.	Friedreis	60
86.	Unterirdiſches Geläute	61
87.	Die verſunkene Glocke	61
88.	Was die Glocke klingt	62
89.	Glockenklang und fernes Rufen	63
90.	Weites Klingen	63
91.	Der Schatz kündigt ſich an	63
92.	Die Schätze des Darius	64
93.	Die Schätze des Darius in der Saszesorer Burg	64
94.	Sau als Schatzwächter	66
95.	Schlange als Schatzwächter	66
96.	Schatzwächter	67
97.	Truthühner als Schatzwächter	67
98.	Stein als Schatzwächter	67
99.	Schätzeheben	68
100.	Wie einer ſeinen Schatz ſichern wollte	68
101.	Verwünſchte Schätze	69

		Seite
102.	Verwünſchte Schätze ſind gefährlich zu heben	69
103.	Ein Schatz kündigt ſich an, wird aber nicht gehoben	70
104.	Ungehobene Schätze	71
105.	Der Schatz in der Spitzburg	72
106.	Der Schatz in der Kond	72
107.	Goldſtaub	73
108.	Kaufladen im Berge	74
109.	Der Kirchenſchatz	74
110.	Von einem andern Schatz	75
111.	Apaſi's goldener Pflug	75
112.	Schatzfindendes Schwein	76
113.	Glockenfindende Sau	76
114.	Der verwünſchte Schatz	76
115.	Keſſelfund	77
116.	Der Teufel als Schatzwächter	77
117.	Vertrag mit dem Böſen	78
118.	Der Teufel holt die Seinen	80
119.	Der Teufel auf dem ſiebenbürgiſchen Landtag	80
120.	Teufelsgräber	81
121.	Zalmoris	81
122.	Klingſor	83
123.	Doctor Fauſt	87
124.	Fauſt im Sturmwind	88
125.	Doctor Fauſt als Straßenbauer	89
126.	Der rothe Königsrichter	89
127.	Theophraſtus	91
128.	Der nikromantiſche Profeſſor	92
129.	Die Kinder zu Hameln	92
130.	Verzauberte Pferde	95
131.	Liebeszauber	95
132.	Weinbrunnen	97
133.	Frintſchenloch	98
134.	Schlange im Nonnenloch	99
135.	Der Schlange Tod	100
136.	Sturm- und Hagelmachen	100
137.	Herrendienerſchaft	101
138.	Hexen ſegnen den Mehlſack	101
139.	Von Hexen	102

		Seite
140.	Der Soldat im Quartier einer Trude	102
141.	Luftfahrt	105
142.	An der Achſe melken	106
143.	Here als Kröte	106
144.	Heren unter der Brücke	107
145.	Herenfreuden	107
146.	Herenbeſchwörung	108
147.	Herenritt	108
148.	Die Trude und der Schmiedlehrjunge	109
149.	Beſuch bei Heren	112
150.	Die Herzſaugerin	113
151.	Eine Here will durch ein Wachslicht tödten	114
152.	Herenbrunnen	114
153.	Herenrichtplatz	114
154.	Die Seele als Mücke	115
155.	Die Scheintodte	116
156.	Beſtrafter Herenfrevel	117
157.	Eine Here ſchadet noch nach ihrem Tode	117
158.	Eine Here im Grabe	118
159.	Von einem Zimmermann, der vom Thurm ſtürzt	118
160.	Schweſter Agneta	119
161.	Traum	119
162.	Der Brautkranz	120
163.	Verſchwinden der Liebenden	121
164.	Der Blitz erſchlägt ein meineidiges Mädchen	122
165.	Seit wann die Thiere die Sprache verloren und Waffen bekommen haben	122
166.	Wie der liebe Gott mit dem Brande driſcht	123
167.	Irdiſcher Hochmuth und himmliſche Gerechtigkeit	124
168.	Lohn der Hartherzigkeit	128
169.	Der Heiland und Sanct Peter	129
170.	Sanct Peter im Wirthshaus	131
171.	Sanct Peter und die Schmiede	131
172.	Vom geköpften Seiler	132
173.	Wie der Wälſchkornbrei zu dem Namen Palukes gekommen	133
174.	Wie einer in den Himmel kam und wieder zurück	134
175.	Regenbogen und Schafwölkchen	135
176.	Von einer Geſandtſchaft des ſiebenbürgiſchen Landtags	136

Seite

177. Wohin die Krähen nach der Ernte ziehen . . 136
178. Was in der Hermanſtädter Feldapotheke zu holen iſt 137
179. Die Szekler retten den Mond aus großer Waſſersnoth 137
180. Der Glaube macht ſelig 138
181. Die Bekoltner verrichten eine große That . . 139
182. Des Glöckners Hemd 139
183. Die Kronſtädter Baßgeige 141

B. Magyariſcher Sagenkreis.

184. Die Geiſter bauen die Burg 143
185. Götzenburg 143
186. Die Rieſenbauten von Arany, Dévai und Kis-Kalány 146
187. Eiſerne, ſilberne und goldene Burg . . . 147
188. Rieſenburgen bei Monoſtor und Petrova . . 147
189. Von der Görgényer Rieſenburg . . . 148
190. Rapszonnéburg 149
191. Tartod und Firtos 150
192. Der Rikawald 151
193. Spinnerin 152
194. Venturnévár 152
195. Roſenkönigin 154
196. Die Almeſcher Höhle 154
197. Gholerageiſter 155
198. Sturmerregende Drachen 156
199. Schätze in der Götzenburg 156
200. Brunnenſchatz 157
201. Geöffnete Schätze 157
202. Teufelsgarten 157
203. Der Teufel baut die Burg 158
204. Verſteinerte Münzen 159
205. Thalſenkung 159
206. Von großer Weisheit 160
207. Die Krüppelrepublik 160

C. Walachiſcher Sagenkreis.

208. Die Schöpfung der Welt 162
209. Von der Erde, dem Meer und den Bergen . 162

Seite

210. Strafe des Ungehorsams 163
211. Riesen- oder Judenbauten 163
212. Der Retjezat 164
213. Jſmeau oder Hiſmo 164
214. Von den Jſmeus 165
215. Cichorie 165
216. Wolkenhaſchen a. 166
217. Wolkenhaſchen b. 167
218. Vom Teufel Asmodeu 168
219. Der Teufelsſtein 168
220. Der betrogene Teufel 170
221. Teufelswirthſchaft 172
222. Vom Teufel bei Bedeus 173
223. Der ſteinerne Mann 174
224. Der vom Himmel gefallene Stein . . . 174
225. Grünender Stecken 175
226. Sicherung gegen Hexen 176
227. Judas 176
228. Die Erfindung der Geige 176
229. Der Mann im Monde 177
230. Die Erben von Salamonis Weisheit . . 177
231. Die Zigeunerkirche 178
232. Wie die Zigeuner Feld hatten 178

II. Geſchichtliche Sagen.

233. Die Schätze des Darius 183
234. Von der Einfachheit der alten Daken . . 183
235. Beſtrafung der Feigen 184
236. Krieg gegen die Reben 184
237. Staatsweisheit 185
238. Des Dezebalus Noth und Liſt . . . 185
239. Trajanswieſe 186
240. Die Schätze des Dezebalus 186
241. Zalathna 188
242. Trajaniſche Goldwäſcher 188
243. Gothentempel 188
244. Attila's Tod 189
245. Hunnenthum im Szeklerlande 189
246. Wie es den Szeklern Anfangs ergangen . 190

		Seite
247.	Ikavár	192
248.	Boglaues-Brunnen	192
249.	Der Szekler Herkunft	192
250.	Wie die Magyaren nach Siebenbürgen gekommen sind	193
251.	Geluschanzen	195
252.	Die sieben ungarischen Heerführer kommen in unser Land und geben ihm einen Namen	195
253.	Die Gründung von Dées	196
254.	Klausenburg	197
255.	Der Herzog Gyula entdeckt Weißenburg	198
256.	Das Land Siebenbürgen wird vom heiligen Stephan erobert	198
257.	Die Katharinenkapelle in Nagy-Kászon	199
258.	Die Salvatorkapelle in Csik-Somlyó	199
259.	Bistritz	200
260.	Das alte Bistritz	200
261.	Salamonshöhle und Salamonsburg	200
262.	Gründung von Magyar-Gyerö-Monoszator	201
263.	Die Jesuskapelle bei Udvarhely	202
264.	Die Thorenburger Kluft	202
265.	Der h. Ladislaus rettet eine ungarische Jungfrau aus den Händen der Kumaner	203
266.	Die Törzburg	203
267.	Die Hochzeit von Bágy	204
268.	Das Draaser Schwert	204
269.	Von der Sachsen Herkunft	206
270.	Die Gründung Hermannstadts	206
271.	Die Burg von Michelsberg	207
272.	Gründung Agnethlens	208
273.	Von der Sachsen Ankunft in Siebenbürgen	209
274.	Wie die Deutschen ins Ungarland und nach Siebenbürgen gekommen	210
275.	Die ersten Einwanderungen ins Nösnerland	212
276.	Monasterien im Nösnerland	213
277.	Von alten Kirchen im Nösnerland	213
278.	Vom alten Jaad	214
279.	Kerlés	214
280.	Der östliche Punkt des alten Sachsenlandes	214

		Seite
281.	Von dem alten Heltau	215
282.	Wie Mediasch Stadtrechte erhielt	215
283.	Kronstädter Stadtrecht	217
284.	Das Schloß von Wajda-Hunyad	218
285.	Ordensburg	219
286.	Die deutschen Ritter in Szék	219
287.	Pogányvár bei Szilágy-Somlyó	219
288.	Várhegy	219
289.	Gründung von Heldsdorf	220
290.	Kronstadt	221
291.	Woher die Bistritzer Sachsen gekommen sind?	222
292.	Das alte Kaisd	222
293.	Das kleine Schaas	222
294.	Die Gründung von Schäßburg	223
295.	Die Gründung von Nimesch	223
296.	Die Burg bei Schönberg	224
297.	Die freien Reudorfer	224
298.	Wohin die alten Rodnaer gekommen	224
299.	Die Entstehung von Neustadt im Burzenland	225
300.	Zinken und Morgen	225
301.	Die Kaisder Burg	226
302.	Grenzabschwören	226
303.	Grenzbetrug	227
304.	Grenzbestimmung durch Pfeilschuß	227
305.	Grenzumreiten	228
306.	Grenzschädigung	229
307.	Hatterkürzung	229
308.	Die Weikendorfer Gebirgskuppe genannt „bei den Tischen“	230
309.	Königsbrücke	232
310.	Altes Geweih	232
311.	Wo Reen begraben liegt	233
312.	Die Gründung von Fogarasch	235
313.	Untergegangenes Deutschthum	235
314.	Von den Sachsen in Szász-Csávás	235
315.	Egrestö	236
316.	Die Weßling	236
317.	Der Hutberg	236
318.	Balintitt	237

		Seite
319.	Zatteudorf	237
320.	Das alte Propſtdorf	237
321.	Feldkauf	238
322.	Divina	238
323.	Was ſich beim Bau der großen Kirche in Kronſtadt zugetragen	239
324.	Der unterbrochene Kirchenbau	239
325.	Von der Mühlbächer Kirche	240
326.	Johannes Hunyadi's Abkunft	240
327.	Entſcheidung eines Hatterſtreites	244
328.	Der Grewenberg	244
329.	Helenenbrunnen	245
330.	Fleißige Arbeiter	245
331.	Aufopfernde Liebe	246
332.	Pfaffenloch bei Kerz	248
333.	Borszék	248
334.	Johann Hunyadi bei dem Fürſten von Bosnien	249
335.	Der Rabenbrunnen	250
336.	Kendoß	251
337.	Die Sachſen berühmte Schützen	251
338.	Der Schwerttanz	251
339.	Der Untergang von Hamleſch	252
340.	Tartareneinfälle	253
341.	König Matthias auf dem Királyhago	254
342.	Géczivár	255
343.	Mathias in Kronſtadt	255
344.	Die Kronſtädter zeigen dem König Mathias ihre goldene Krone	256
345.	Wie König Mathias die Gerechtigkeit handhabt	257
346.	Der Reichthum der Gruben von Offenbánya	259
347.	Vom Gäßübel	260
348.	Von Paul Kinſchi's Jugend	260
349.	Wallfahrtsort	261
350.	Klöſter in Biſtritz	261
351.	Kirchbau	261
352.	Alter der Kazendorfer Kirche	262
353.	Das Altarblatt in Schweiſcher	262
354.	Verhöczi	262
355.	Was ſich in Hermanſtadt bei der Verbrennung der lutheriſchen Schriften zugetragen	263

		Seite
356.	Die Reformation in Schaas	263
357.	Hinterusbrunnen	264
358.	Das Schloß von Szamos-Ujvár	264
359.	Wie Weißkirch an die Hallern gekommen	265
360.	Metz nekem in!	266
361.	Der Kronstädter Lederer Johann Weiß (?) wird Fürst der Moldau	267
362.	Abstammung der Weinveden zu Tobring	268
363.	Das Aepfer Freithum	270
364.	Die Weidenbücherin	271
365.	Michelsdorf	272
366.	Beilegung des Grenzstreites zwischen Draas und Katzendorf	273
367.	Das Thürmchen auf der Steinlei	274
368.	Die Zerstörung Wolkendorfs	275
369.	Der Studentenhügel	276
370.	Martin Eisenburger	276
371.	Die Schätze des Kalugers	277
372.	Ursprung der Zorts	277
373.	Der gebannte Pfarrer	278
374.	Solyomkö	279
375.	Der besorgte Ehemann	279
376.	Wie Michael Apaffi sich aus der türkischen Gefangenschaft befreite und Fürst von Siebenbürgen ward	280
377.	Der Scherschberg bei Halwelagen	281
378.	Wäprich von Haseniprung	282
379.	Die Leichkircherin	283
380.	Türkische Maut	284
381.	Der Landtagsbeschluß	284
382.	Türkenhügel bei Dirre	286
383.	Johann Schuller	286
384.	Steigender Aufwand	287
385.	Alton's Braut	288
386.	Die Kruzen vor Michelsberg	289
387.	Der gesoppte Krutze	289
388.	Zikes	290
389.	Wie der Binkert an die Aecker gekommen	291
390.	Der neue Nachtwächter von Waldhütten	291

Seite
391. Der junge Mann in Holzmengen 292
392. Das Studentengrab 292
393. Kruzengrab bei Kaisd 293
394. Georg Soterius und sein Zögling 293
395. Karl XII. in Reps 294
396. Erenzatevény 294
397. „Er ist ein rechter Tatter" 294
398. Die verschütteten Bergleute 295
399. Der Kaisder Wächterruf 295
400. Ewiges Wachtfeuer 296
401. Ueble Straßen 296
402. Honnersloch 297
403. Das Mädchen von Schellenberg 297
404. Der Stein am Raupenberg 298
405. Das Falkennest 299
406. Die Apostelkammer in der Kirche zu Mühlbach . 299
407. Das Kreuz bei Schweischer 300
408. Csik und Gyergyó 300
409. Lügenbrücken 301
410. Das unglückliche Thurmgeländer 301
411. Mörderreue 302
412. Der Hängegrund bei Propstdorf 302
413. Der überlistete Betrüger 303
414. Frauendorf 304
415. „Er nimmts ihm noch vom Herzen ab, wie der Fotoscher dem Martonoscher 305
416. Schorscher Kirchenbau 306

Nachlese.

Deutsche mythische Sagen.

417. Die Teufelsfurche 309
418. Der betrogene Betrüger 309
419. Weiße Jungfrauen 311
420. Kirchhofsgespenst 312
421. Die Wasserfrau und ihre zwei Söhne . . . 313
422. Der alte Soldat 315

Magyarische mythische Sagen.

423. Von Rákóczi's Streitroß 318

Seite

424. Wann das „muß sein“ aufgekommen ist . . 318
425. Seegeister 319
426. Wassermenschen 320
427. Blutschwitzen 320
428. Kriegeszeichen 321
429. Himmelserscheinungen 321
430. Traum 321
431. Bátor Opos, der Drachentödter 322
432. Schlangenstein 322
433. Wasser duldet nichts Unreines 322

Walachische mythische Sagen.

434. Wassertaufe 323

Geschichtliche Sagen.

435. Almus Tod 324
436. Einwanderer ins Burzenland bleiben in Ungarn zurück 324
437. Die Gründung von Klosdorf 325
438. Wie der Türke die Steuer einhob . . . 325
439. Von der Pest in Reußen 325
440. Was sich bei der Geburt des Sachs von Harteneck zugetragen 326
441. Das Sachsenlager 326
442. Der Hund in Reußen 327
443. Vom Königsrichter Scharfenbach in Mühlbach . 327
444. Die Schwarzburg 328

Anhang.

I. Literatur der Sagensammlung und Sagenforschung in Siebenbürgen*) 331
II. Ueber die mythischen Sagen in Siebenbürgen.
1. Deutscher Sagenkreis 338
2. Magyarischer Sagenkreis . . . 391
3. Walachischer Sagenkreis . . . 404
III. Zur geschichtlichen Sage in Siebenbürgen . . 411

*) p 335, Z. 22 ist Menzel zu lesen; p. 336, Z. 1 Siebenbürgens, Z. 8 hinter Anderm daraus einzuschieben, Z. 13 Hände, Z. 19 statt „mit von, Z. 32 werden zu setzen.

I.

Mythiſche Sagen.

Da drunten in dem Grunde
Da dämmert längſt der Teich,
Es liegt in ihm verſunken
Eine Krone ſtolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl ſpielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt ſeit grauen Jahren,
Und Niemand ſucht nach ihr.

Uhland.

A. Deutſcher Sagenkreis.

1.

Wie das Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und Sternen und wie die Milchſtraße entſtanden.

Mündlich aus Sächſiſch-Reen.

Das Himmelsgewölbe iſt die der Erde zugekehrte Seite des großen Kriſtallgebäudes, in dem unſer Herrgott und die Engel und die Seligen wohnen. Am Tage hängt Gott die goldene Lampe heraus und erleuchtet damit Himmel und Erde, und die Menſchen nennen ſie Sonne. Gott aber und ſeine Engel wandeln dann auch auf der Erde, ihre Geſchöpfe zu erfreuen und zu ſegnen. Wenn dann Abends der himmliſche Vater, ermüdet vom Schaffen, heimkehrt, läßt er zur Freude der Seligen im Himmelsſaale die ſilberne Lampe und viel viel Tauſend Lichter anzünden; aber dieſe leuchten mit ihrem milden Glanz auch auf die Erde herab, und die Menſchen nennen das den Mond und die Sterne.

Eine andere Erzählung ſagt, die Sterne, die wir Abends am Himmel ſehen, ſeien Schutzgeiſter der Lebenden. Wenn ein Menſch geboren wird, ſo zündet der himmliſche Vater ein neues Licht am Himmel an, und wenn einer ſtirbt, ſo ſinkt

ſein Stern von Himmel hernieder und verliſcht. Darum iſt uns ſo wunderwohl, wenn wir Abends zum Himmel aufblicken, daß unſer Sternlein auch noch oben iſt.

Man erzählt mit einer gewiſſen heiligen Scheu über die Entſtehung von Sonne Mond und Sternen den Kindern, die nach den himmliſchen Dingen fragen, zuweilen folgendes:

Als unſer Herrgott die Welt geſchaffen und geordnet hatte, ſah er, daß Alles gut war, nur war es darin noch ganz dunkel. Da nahm er aus ſeinem Palaſt ein großes Stück Lichtgewand und ſchnitt daraus zwei große Scheiben und beſtimmte die eine zur Tages- und die andere zur Nachtleuchte. Da ihm aber von dem Lichtgewande noch die Ränder übrig geblieben waren, ſo zerſchnitt er dieſelben in viele kleine Stückchen und ſtreute dieſe über den ganzen Himmel aus. So mein Kind, erzählt man, machte der himmliſche Vater die Sonne, den Mond und die Sterne.

Andere wieder erzählen die Sache ſo: Unſer Herr, als er das Licht in die Welt bringen wollte, nahm aus ſeinem Himmelspalaſt eine große Schaale von Goldkriſtall. Den runden Boden derſelben theilte er und machte die obere glanzvollere Hälfte zur Tageslampe, die untere etwas abgenützte zur Nachtlampe, den Rand der Schaale zerſchlug er in viele tauſend Stückchen und ſtreute ſie als Sterne über den Himmel.

Ueber die Entſtehung der Milchſtraße erzählt man: Vor vielen vielen tauſend Jahren gerieth einmal die ganze Welt in Flammen, und der Brand dauerte ſolange als das Feuer Nahrung fand. Dann kam unſer Herrgott und ſchürte die Glut in eine Furche zuſammen. Die Glut erloſch allmählig mehr und mehr, und es blieb darüber nur der weiße Glinſter, den man noch ſieht, und daraus ſchimmern noch hie und da einige feurige Kohlen hervor und liegen auch noch einige am Himmel zerſtreut. Manchmal ſprüht noch aus der

verborgenen Glut ein Funke (Sternschuppe) heraus. So erzählt man, allein unser Herrgott allein weiß es gewißlich, wie es gewesen.

Zuweilen heißt die Milchstraße auch himmlischer oder Gottesgürtel, ohne daß darüber weiteres erzählt würde.

2.

Vom Weltende.

Mündlich aus Rüdlbach.

Wenn einmal Ueppigkeit so sehr in der Welt überhand genommen hat, daß Alles in Prunkkleidern und Prachtgewändern einhergeht, wenn Verbrechen keine Schande mehr ist; dann, heißt es, ist das Ende der Welt nicht mehr fern. Zu dieser Zeit wird ein äußerst fruchtbares gesegnetes Jahr sein und die reifen Früchte werden so hoch stehen, daß Roß und Reiter darin verschwinden würden; aber Niemand wird sein der sie schneide; denn ein schrecklicher allgemeiner Krieg wird entstehen, worin alle Könige mitkämpfen, und das Roß wird laufen, den Sattel unterm Bauch, bis über die Knöchel im Blute unaufgehalten von Kronstadt bis Broos. Endlich aber wird ein großer Herrscher aus Morgenland kommen und den Kampf stillen. Aber wenig Menschen werden dann noch übrig sein, nicht mehr, als in dem Schatten eines großen Eichbaums Raum haben, worunter sie sich versammeln werden.

3.

Von den Hünen, die Menschen fressen.

Mündlich.

In Reen erzählt man sich von übernatürlich großen Leuten, sie hätten Nasen gehabt, wie ein vier Maaß haltender Milchtopf, Augen wie dicke Kürbisse, Schurzbänder wie Taue und was das Aergste, hätten Menschen gefressen. Sie singen

ſie, mäſteten ſie mit Nußkeimen, bis ſie fett waren, heizten dann den Ofen und ſchoben die Unglücklichen hinein und den Stein vor die Oeffnung und ließen ſie ſo lange darin, bis ſie gebraten waren. Eines Tages hatten ſie drei Schweſtern gefangen und nach Hauſe gebracht und weil ſie gleich wieder fort mußten, übergaben ſie dieſelben ihrer alten Großmutter, die ihnen die Wirthſchaft führte, und befahlen ihr, bis ſie wieder heimkehrten, den Braten zu richten. Die alte Hexe heizte nun auch den Ofen, bis er über und über glühend war, und befahl dann einer der drei Schweſtern, auf die Ofenſchüſſel zu hocken. Das Mädchen war pfiffig und entſchuldigte ſich, weil ſie nicht wiſſe, wie ſie auf der ſchmalen Ofenſchüſſel Raum haben könne und bat die Alte, ſie möchte ihr es erſt einmal vorzeigen. Dieſe ging in die Falle, und kaum ſaß ſie auf der Schüſſel, da faßten die drei Schweſtern mit einander den Stiel und ſchoben das Scheuſal in den Ofen. Dann wälzten ſie den Stein vor und flohen voll Angſt vor den zurückkehrenden Hünen eiligſt von dannen. Als die Menſchenfreſſer nach einiger Zeit nach Hauſe kamen und voll Gier in den Ofen ſahen, fuhren ſie entſetzt zurück, da ſie ihre gebratene Großmutter in demſelben erblickten. Wüthend ſuchten ſie nach den Mädchen, auf welche ihr Verdacht ſogleich gefallen war, und da ſie dieſelben nirgends im Hauſe fanden, eilten ſie ihnen nach und ſchleuderten Blitze und Donnerwetter hinter ihnen her. Aber die drei Schweſtern waren gelaufen was ſie nur hatten laufen können, ſo ſchnell, daß ſie bereits auf dem Gebiet der Menſchenwohnungen angelangt waren und Blitze und Donnerwetter an der Grenze des Hünenlandes kraftlos niederfielen, denn darüber hinaus iſt den Hünen keine Macht gegeben. Glücklich kehrten die Geretteten heim.

4.

Hünen und Menschen.

Mündlich.

Im hintersten Feld von Schweischer (sächsisches Dorf 1 . Stunde von Reps), in der Gegend, die man „**af der halwer moirk**" nennt, wohnten die Hünen. Wenn die einen Menschen sahen, so schrieen sie „seht dort kommen die Jumezen und wollen uns aus unserer Heimath vertreiben" (sächs. **saet doirt kumn de jûmezen en wall'n es âus âser himel verdreiwen**). Dann machte sich wohl Einer von ihnen Kouragi und nahm Mann und Pflug und Pferde in die Schürze und ging von dannen.

5.

Riesen auf der Kreuzburg.

Unterhaltungsblatt für Geist, Gemüth und Publizität 1837., 76.

Nyény, ein zum frühern Oberalbenser Komitat gehöriges, dem Marktflecken Tartlau im Burzenland benachbartes magyarisches Dorf, heißt bei den Sachsen allgemein Kreuzburg und dort soll die Burg der deutschen Ordensritter, welche diesen Namen führte, einst gestanden haben. Riesen, erzählen die **Nyényer**, haben diesen Ort früher bewohnt. Einer von ihnen traf einst ein schönes Kind an und lockte es damit in die Burg, daß er von den in ihr befindlichen goldenen Bretzeln und Semmeln ihm gar schöne Dinge erzählte.

Ein Anderer hütet vor uralten Zeiten her ein goldenes Kreuz, das an der Stätte vergraben liegt, wo früher die Burg gestanden. Darum ist auch alles Nachgraben bisher noch ohne Erfolg geblieben.

6.

Das Riesenspielzeug.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1851. 65. Mündlich.

Die Landskron bei Talmesch (sächs. Dorf in der Nähe des Altdurchbruchs) ist von den Hünen gebaut worden und einst

ihre Wohnung geweſen. Einer ihrer alten Bewohner hieß Torreſchöng. Seine Tochter ſah einſt am Fuße des Berges einen Bauer pflügen und weil er ihr ein paſſendes Spielzeug ſchien, nahm ſie ihn ſammt Pflug und Stieren in ihre Schürze und trug ihn auf die Burg. Aber der Vater verwies ihr dies Beginnen und ſie mußte ihren Raub wieder dahin tragen, woher ſie denſelben geholt.*) Doch ſcheint er nicht allzeit ſo freundlich geweſen zu ſein, denn „er geht herum wie der Torreſchöng" ſagen die Talmeſcher von einen finſtern abſchreckenden Menſchen.**)

7.

Die Hünen auf der rauhen Kuppe bei Schweiſcher.

Mündlich.

Im Oſten von Schweiſcher erhebt ſich ein Berg, höher als die meiſten des Repſer Geländes und die nahe liegenden zum Schäßburger gehörenden Spitzen, die ſogenannte rauhe Kuppe (ſächſ. r·a l.öp). Er ſteigt nur allmälig an und hat oben eine Fläche, etwa zweimal ſo groß, als die, worauf die Burg von Reps liegt. Auf ihm iſt weder Baum noch Graswuchs: krüppelhaftes Geſtrüpp verbirgt die Spuren der ungeheuren Eichen, die den Platz einſt bedeckten. Hier haben in alten Zeiten die Hünen, Menſchen von unglaublicher Größe gewohnt; ein Weg, welcher zur Hochfläche führt, heißt noch heute der Hünenweg. Die Hünenfrauen nahmen oft die mit der Beſtellung des Feldes beſchäftigten Menſchen zu Fünfzigen in ihre Schürzen und trugen ſie zu ihren Wohnungen als

*) Dieſelbe Sage geht von der Repſer Burg (mündlich) und findet ſich nach Blatter f. G. G. und V. 1840. 293. auch in und bei Kerz, „wo noch die Trümmer der Rieſenburg gezeigt werden." Auch außerdem taucht ſie noch an mehreren Orten des Vaterlandes klar oder anklingend auf.

**) Transſylvania Bibl. zum ſieb. Boten. 1846. 12.

Spielzeug für ihre Kinder; ja Wagen und Pflug, Menſch und Vieh ſollen ſie auf dieſe Weiſe zuweilen mitgenommen haben.

Von dem Hünenweg machte ein Hüne einſt einen gewaltigen Schritt bis auf den Kräbenberg (**Kriurêg**) und von da einen zweiten bis auf die kleine Kuppe an Deutſch Weißkircher Hattert. Ein guter Fußgänger würde mehr als eine Stunde zu dieſer Strecke brauchen. Der Hattert von Schweiſcher iſt alſo nur zwei Hünenſchritte breit, ſagen die Leute.

8.

Hünenhügel bei Bulkeſch.

Mündlich

Die zahlreichen Hügelchen bei Bulkeſch verdanken den Hünen ihre Entſtehung, die daſelbſt ihre Stiefel von dem anklebenden Moraſt reinigten.

9.

Hünen im Nösnerland.

Mündlich. Auch Kővári L. Erdély régeségei, Pest, 1852. 183.

In einer Schlucht bei Dürrbach ſollen ſich Bautrümmer finden, welche das Volk Hainkirch nennt. Ohnweit davon bei dem Dorf Weißkirch führt ein waldiges Grat den Namen Hainmauer. Jenſeits des Zarat neben Szeretfalva und eine Stunde weiter neben Ungerſch liegen zwei ſteile Berge, auf denen der Sage nach einſt zwei Rieſen wohnten und Burgen hatten. Sie lebten allein und waren von ungeheurer Kraft. Beide beſaßen nur eine Art und ſo oft dieſe der eine benöthigte warf der Andere ſie ihm über das Sajorthal hinüber auf den Berg. Zur Zeit einer Hungersnoth ging der Rieſe, der bei Ungerſch wohnte in die Moldau, um ſich Kukurutzmehl zu bringen: ſein erſter Schritt reichte bis auf einen Berg zwiſchen Baier- und Heidendorf, wo in einem Stein noch ſeine Fußſpur kenntlich iſt und woher der ganze Berg den Namen

Haintrapp erhalten. Das Volk nennt auch eine andere Höhe bei Szeretfalva Riesenburg und den Brunnen daneben Riesenbrunnen. Diese Burg soll zuletzt eine Räuberburg geworden und auf Befehl des Königs Mathias, der darin sich einige Zeit lang aufgehalten, zerstört worden sein. Bei Mettersdorf endlich findet sich ein Hünenthurm, wovon die bekannte Sage vom pflügenden Bauern und der Riesentochter erzählt wird. Diese Sage schließt mit der Mahnung des alten Riesen an seine Tochter: „Trage ihn wieder zurück, meine Tochter, denn diese werden einst mächtig werden und uns vertreiben." *)

10.

Die Hünentrappe.

Mündlich.

Bei Heidendorf im Bistritzer Kreise, auf einem Berg „der Hügel" genannt, sieht man die Hünentrappe (h-intrapp) in der dortigen Sprache). Ein Riese ist einst über diese Berge gegangen und von seinem Tritt hat sich die Spur dem festen Gestein eingedrückt.

11.

Hünenbemd.

Mündlich. Bl. f. S. G. u V. 1851. 5

Eine Höhe, der stattlichen Burg von Kaisd gegenüber, heißt Hünenburg (sächs. hönyesehburg), und Spuren eines gemauerten Brunnens und eines Walles sind Zeugen von den Hünen, die einst hier gewohnt haben. Die Sage weiß noch, wie sie den Ort verlassen haben. Sie lagen nämlich mit den Men-

*) Dieselbe Sage geht auch von den Riesen, welche vor vielen Jahren im Käfelberg bei Neithausen gewohnt haben sollen. Ein Riesenmädchen kam bis ans Dorf und entführte den ackernden Bauer. Der Vater aber sagte: „Sieh, meine Tochter, diese Ameisen werden uns von hier vertreiben." (Mündlich.) Ebenso bei Zentresch.

ſchen, die ſich in Kaiſd angeſiedelt hatten, in immerwährendem Streit und verließen endlich, am glücklichen Ausgang desſelben verzweifelnd, die Gegend. Aber Einer von ihnen, vielleicht krank, mußte zurückbleiben und wurde von den Leuten zum Hannen (Ortsrichter) gebracht. Doch er hielt es nicht lange aus, ſtarb und wurde von den Ortsbewohnern begraben. Zu ſeinem Gedächtniß wurde ſein Hemd, das in der Breite der Bruſt fünf Viertel Ellen und mit den Aermeln, die ihm aber nur bis an die Ellbogen reichten, über drei Ellen maß und ihm bloß bis an die Knie ging, in der Kaiſder Burg aufbewahrt, und iſt aus der an demſelben angebracht geweſenen Taſche zu erſehen, daß jener Rieſe ein Zimmermann geweſen.

12.

Die Hünen auf der Sattelburg.

Münchſch.

In der Nähe von Sächſiſch-Reen erheben ſich zwei Bergkuppen: die Sattelburg und die Spitzburg. Auf dem hinteren Theile der ſpärlich bewaldeten Sattelburg iſt noch Mauerwerk zu ſehen; auf beiden haben Hünen gehauſt. Noch weiß man zu erzählen, wie ſie ſich das Sieb von einer Spitze auf die andere gereicht und von der Sattelburg mit einem einzigen Schritt auf den jenſeits Görgény gelegenen, mit Hochwald bedeckten Berg gegangen ſeien.

13.

Die Hünen im Burzenland.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 176.

Hünen beherrſchten vor undenklichen Zeiten die Welt. Eine ſolche Hünenfamilie hauſte auch im Burzenland. Ein ſpielendes Hünenkind ſammelte einmal Sand und Erde in ſeine Schürze. Der Vater mochte ſolchen Zeitvertreib ungern ſehen und gab ſeinem Kind eine ſo derbe Ohrfeige, daß es den Inhalt der

Schürze verſchüttete. Daraus iſt der ſogenannte Büchel bei Neuſtadt entſtanden.

14.

Hünenkirche.

Mündlich.

Bei Zendreſch hauſten vormals im Hünengraben die Rieſen. Von ihren Wohnungen ſchritten ſie über Schredderhéld zum Kirchthal, wo ſie eine großmächtige Kirche hatten, was noch jetzt an dem daſelbſt befindlichen Mauerwerk zu ſehen iſt. Aus dem Kirchthal führt eine Bergſchlucht in das Ghodakels, ein kleines Thälchen, welches den Chor der großen Hünenkirche bildete. Man ſieht es aber deutlich, daß dieſen Hünen ihr Chriſtus und die Propheten nicht im Morgenlande gelebt haben, weil ihre Kirche mit dem Chor nicht öſtlich ſondern nördlich geſtanden hat.

15.

Der Schloßberg von Görgény.

Mündlich.

Der Schloßberg von Görg'ny, vier Stunden von Neen, iſt ein vereinzelt daſtehender Kegel. Derſelbe ſoll dadurch entſtanden ſein, daß eine Hünin, welche Erde in ihre Schürze geſammelt hatte, durch ein Loch, das ſich in derſelben befand, an dieſer Stelle ein Häufchen davon verlor.

Dieſelbe Sage geht von dem Birthälmer Kirchbühl.

16.

Hünen bei Schäßburg.

Mündlich.

Auch hier hielten ſich in frühern Zeiten Viele dieſes Geſchlechtes auf und von ihnen tragen Hünenberg (hönnerberg) und Hünengäßchen (hönyegésken) ihre Namen. Die Mauer-

trümmer, welche man zuweilen noch auf dem „jungen Kernberg“, der höchsten Anhöhe der Umgegend, südlich von der Stadt, und auf einem andern nahen Berge findet, rühren von Hünenbauten her und werden hönyekäller und „hönyeschburg“ genannt. Einſt pflügten die Bauern unter derſelben. Da ſieht die Rieſentochter von der Henyeſchburg ſie und ruft: „Vater was ſind für Würmer und Ameiſen da unten?“ „Kind“, ſeufzt der Vater, „die werden uns noch ausfreſſen aus der Welt.“ Da geht die Rieſentochter hinunter und bringt ſich eine Schürze voll zum Spielen. —

Ein Bergſattel in der Nähe ſoll den Hünen zum Reiten gedient haben.

17.

Götzenberg.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 381. Vergl. L. J. Marienburg Geogr. des G. Siebenb. II. 233. Transſilvania, Beiblatt zum Sieb. Boten. 1844. 317.

Der auch heute durch ſeinen Gewerbfleiß rühmlich bekannte Marktflecken Heltau bei Hermannſtadt beſchäftigte im 15. Jahrhundert eine Menge Sichel- und Senſenſchmiede. Ihr Schutzpatron war der heilige Severus, deſſen Geſchichte in der Pfarrkirche auf den Flügeln des Altarblattes rings um das Hauptblatt bildlich dargeſtellt iſt. Ihr Eiſen bezogen ſie aus den am Fuße des Götzenbergs (ſächſ. Gizemburig) gelegenen Eiſenhämmern. Einige wollen den Namen des Götzenberges von der Redensart „geht zum Berge“ herleiten, welche man in Heltau hören ſoll, wenn faule Müſſiggänger und Bettler fortgejagt werden und womit man früher die Geſellen in die Eiſenhämmer am Berge geſchickt hätte. Auf dem Götzenberg, oder richtiger einer von ihm nach Oſten auslaufenden, zwiſchen dem Beutelsgraben und der Steinleie aufſteigenden Höhe ſtand in alten Zeiten die Hünenburg (hönyeburg). Dieſen Namen

führt der Berg heute noch und man ſieht von ihm ganz deutlich bis zum Hünenberg (hönyhrig) zwiſchen Heltau und Weſten und zur Landskron bei Talmeſch. Auf den Spitzen all dieſer Berge waren in alten Zeiten Burgen gebaut und drei Hünenbrüder wohnten in ihnen, deren Stimme ſo ſtark war, daß ſie den gegenſeitigen Zuruf trotz der großen Entfernung recht gut verſtehen konnten. Ein ſächſiſcher Geſchichtsforſcher, Tröſter aus Hermannſtadt, der 1670 als Rektor in Großſchenk ſtarb, hat noch Mauertrümmer der Hünenburg geſehen und ſelbſt alte noch lebende Leute wiſſen ſich auf Aehnliches zu erinnern. Jetzt iſt die ganze Gegend von Buchen bedeckt, und kaum kann man aus dem noch kenntlichen Wall und den zahlreichen Vertiefungen auf die einſtige Burg ſchließen. Nur neugierige Reiſende und Schatzgräber beſuchen noch zuweilen den einſamen Ort.

18.

Hünenburg bei Gödöllö.

Mündlich aus Bulkeſch.

Am Mühlſteinbruch jenſeits Gödöllö im Csicsoer Gebirg ſind Trümmer einer Burg, die von Rieſen erbaut worden ſein ſoll.

19.

Hünenburg bei Glogovitza.

Mündlich aus Bulkeſch.

Dieſe Burg iſt ſehr ſtark geweſen. Noch immer graben die Glogovitzer Steine heraus und verkaufen ſie den Bulkeſchern; und obſchon nicht blos die Bulkeſcher alte Kirche ſondern auch das Schloß von Szent-Miklosch daraus gebaut worden, ſo ſind doch die alten Grundmauern noch klafterdick zu ſehen. Das macht, ſie iſt von den Hünen erbaut. Der Brunnen, den ſie darin hatten, war ſo tief, daß er bis auf

das Flußbett der Kokel, die unter dem Berge hinfließt, reichte; der Eimer hing an einer goldenen Kette, und die Walachen, welche daselbst graben, hoffen sie noch einmal zu finden. Auch hier erzählt man von der Riesentochter, welche den Bauer mit Pflug und Gespann in die Schürze raffte.

20.

Riesen auf Landskron und Lauterburg.

Kövari L. a. a. O. 185. 201.

Auch die Lauterburg soll von Riesen erbaut sein, und auf der Landskron ein Burgvogt gelebt haben, welcher mit dem Vogt vom rothen Thurm nicht habe zusammen treffen dürfen.

21.

Gantermanai.

Mündlich.

Die Kaisder-Burg soll früher Eigenthum einer unverheirateten Jungfrau Namens Gantermanai gewesen sein, durch welche die Burg sammt dem zu ihr gehörigen Grund und Boden den Kaisder Bürgern geschenkt worden.

22.

Die Uglerin.

Mündlich. Vergl. J. C. Schuller in den Blättern f. G. E. u. V. 1851. 59. Unterhaltungsblatt f. G. E. u. V. 1837. 211.

Auf der Grenze zwischen Stein, Schweischer und Weißkirch, drei Repser Bezirksortschaften, liegt eine Anhöhe, auf der noch vor achtzig Jahren Spuren eines Hauses sichtbar waren. Dasselbe galt wie die umliegenden 2—300 Joch umfassenden Feldgründe als Eigenthum einer Jungfrau, die Uglerin auch wohl Ugele Fih genannt. In einem mündlichen Testamente versprach diese ihr ganzes Besitzthum derjenigen Gemeinde, auf

deren Friedhof sie nach ihrem Tode beerdigt werde. Einst nun hatte ein Bauer von Weißkirch, der in der Nähe gepflügt, Etwas mit der Uglerin zu thun; wie er aber in ihre Wohnung trat, fand er sie gestorben. Froh, der Erste gewesen zu sein, der die einträgliche Entdeckung gemacht, eilte er seinem Dorf zu, um den Wagen zur Abholung der Leiche herbeizubringen. Einem Steiner aber, der ebenfalls auf dem nahen Felde pflügte, war die Eile des Nachbars aufgefallen: den Sachverhalt ahnend, geht er zur Wohnung der Jungfrau und findet richtig ihre Leiche. Nun war der von Stein aber älter und klüger als der von Weißkirch, daher nahm er rasch seinen Pflug, packte den Leichnam darauf und ubr ihn nach Stein, wo ihn der Pfarrer nach evangelischem Brauch beerdigte. Der Weißkircher war später mit zahlreicher Begleitung die todte Uglerin abzuholen gekommen, hatte aber die leere Stelle gefunden. Bald darauf ein Rechtsstreit um den Besitz des Uglerberges; so hieß nämlich das erwähnte Grundstück der Uglerin. Die entscheidende Behörde in Reps sprach endlich folgendes Urtheil: „Da der Weißkircher den Leichnam zuerst gefunden und, weil er denselben auf eine anständige Weise fortzuschaffen bedacht gewesen, nach dem Wagen geeilt ist, der Steiner aber erst dadurch aufmerksam geworden und dann den Leichnam eigentlich diebischer Weise genommen und wie ein Stück Holz auf dem Pflug nach Stein geschleppt, mithin die That der christlichen Barmherzigkeit aus reinem Eigennutz vollbracht, der Geistliche aber seine Schuldigkeit gethan und die Jungfrau nach evangelischer Sitte und Brauch hat beerdigen lassen: so wird das ganze Grundstück, so wie die im Hause allein noch vorfindige Trinkkanne den Weißkirchern, der Zehnte der dort wachsenden Früchte aber dem jedesmaligen evangelischen Pfarrer von Stein zuerkannt.

Noch heute führt das Grundstück den Namen Uglerberg und wird der zehnte Theil der Früchte dem Pfarrer in Stein

zugeführt, ohne daß auch nur ein Mensch aus Stein dort eine Hand breit Erde beſäße.*)

23.

Jungfernſprung.

Mündlich. Blätter f. G. G. u. V. 1851. 22.

Das Dorf Galt, zwei Stunden von Reps, heißt magyariſch Ugra. Daran anknüpfend erzählt man, daß einſt eine Jungfrau, von Feinden verfolgt, in dieſe Gegend geflüchtet ſei und hier in wildem Sprung (ugrani heißt magyariſch ſpringen) über den Alt geſetzt habe.

24.

Die Rieſen in Hermannſtadt.

Mündlich.

Rieſen haben die Hermannſtadt gegründet, und auch lange nach der Gründung noch daſelbſt gewohnt. Auch die jetzige evangeliſche Pfarrkirche iſt von ihnen erbaut worden; denn ſoweit zurück reicht ihr Urſprung und die Rieſen waren ja evangeliſch. Dieſe Gewaltigen waren ſo groß, daß ſie von dem Ort wo jetzt die Schule ſteht bis zur Kirche nur einen Schritt machten und ſich die mächtigen zehn Zentner und mehr wiegenden Quaderſteine einander zureichten, wie jetzt Handlanger Ziegeln aus einer Hand in die andere geben laſſen. Ihre Denkſteine ſind noch jetzt in der Kirche zu ſehen; denn allmählig ſtarben ſie aus, und der letzte wurde im jetzigen Hutter'ſchen Hauſe vertilgt, wo ſein Bild bis auf die neueſte Zeit herab an einer Wand zu ſehen war.

---

*) Die Weißkircher zahlten den Steinern überdies noch am St Nikolaustage vier Gulden und einen Hahn.

25.

Hünenuntergang.

Mündlich.

Die Thürme des Rathhauses und der evangelischen Hauptkirche in Hermannstadt sind der Sage nach von Hünen erbaut. Auf jedem derselben wohnte Einer, und von dort aus hielten sie die menschliche Bevölkerung der Stadt und Umgegend in harter Knechtschaft. Zu ihrer Unterhaltung ersannen sie sich mancherlei Kurzweil: so wetteten sie auch einmal mit einander auf einen Riesenschritt, mit dem der Eine von einem Thurm zum andern schreiten sollte. Der Versuch mißlang und der verwegene Hüne kam bei demselben um's Leben. Der Andere stand nun vereinzelt und wurde von den Menschen bald nach jener Begebenheit angegriffen und endlich getödtet. Sein Schien- oder Schenkelbein hing, eine Klafter lang, noch vor kurzer Zeit in der Kirchenhalle an Ketten befestigt.

26.

Die Hünengräber bei Birk.

Mündlich.

In der Nähe der Birker Weingärten sind einige große Erdhügel, die grade ein Ansehen haben, als hätte man sie mit Händen gemacht. Das Volk erzählt, das seien die Gräber der Hünen, die vor Zeiten in dieser Gegend geherrscht.

27.

Das kleine Volk.

Mündlich.

Bei Rosenau im Burzenland sieht noch eine schöne und ziemlich wohlerhaltene Burg in's Thal hernieder. Die Sage erzählt, daß sie von dem kleinen Volk erbaut worden sei und gefangene Türken den 70—80 Klafter tiefen Brunnen gegraben hätten.

28.

Holzmandel.

Mündlich.

Holzmengen (sächsisch hülzmängen) ein sächsisches Dorf 5 Stunden von Hermannstadt soll seinen Namen auf folgende Weise erhalten haben. Ehe noch das Dorf stand, wohnte in jener waldreichen Gegend ein kleines Männchen, welches regelmäßig auf jeden Wochenmarkt eine Fuhr Holz nach Hermannstadt brachte und welches man deshalb allgemein das Holzmandel hieß. Niemand kannte seinen eigentlichen Namen und überhaupt schwebte etwas Geheimnißvolles um den winzigen Verkäufer. Aufmerksam geworden auf den einträglichen Handel siedelten sich in der Folge mehrere Familien in jener Gegend an, um den Reichthum der Waldung auszubeuten. Seit dieser Zeit verschwand das Holzmännchen und wurde nicht mehr gesehen. Weil aber die neuen Ansiedler aus derselben Gegend ihr Holz zum Verkaufe brachten, wurden sie allsammt Holzmandel genannt und später dieser Name auch auf das Dorf übertragen, welches sie gegründet hatten und das häufig Holzmandel gesprochen und geschrieben wird.

29.

Der Pfarr vom Bedunerberg.

Mündlich.

Eine Anhöhe auf dem Gebiet von Großschenk heißt der Bedunerberg: Weinberge liegen an seiner gegen Mittag zugewandten Seite, spärlicher Wald bedeckt seinen Gipfel. Aber der Ort ist ein verrufener bei dem Volke und nicht leicht würde sich eine einzelne Frau dorthin wagen. Dort lebt nämlich noch der sogenannte „Pfarr vom Bedunerberg," ein neckischer Geist, der den Arbeitern in den Weinbergen, besonders den Weibern, gerne einen Possen spielt und sie in ihrer Arbeit stört oder

hindert. So wenn sie das Stroh, womit sie die Reben an die Weinpfähle binden, unten im Gräbchen eingeweicht haben und es zum trocknen aufstellen, wirft er es, ehe sie sich dessen versehen, um; oder verwechselt ihnen auch, was häufig geschieht, ihre Kleider. Auch wenn ein Wagen den Berg hinanfährt, geschieht es zuweilen, daß er plötzlich nicht aus der Stelle kann. Dann ist der Bednerberger Pfarrer gewiß in der Nähe.

Die Wiese am Fuß des Berges, die man Blescheraue nennt, war früher Gemeindegrund. In den alten Zeiten waren aber die Herrn (Beamten) von Schenk sehr mächtig und was sie thaten, darnach fragte selten Jemand aus der Gemeinde, noch weniger unterstand er sich einen Tadel öffentlich auszusprechen. Einer von diesen Herrn nun hatte sich auch die schöne Wiese zugeeignet, und ließ sie mähen für sich, quälte aber, die ihm dabei arbeiteten, so unmenschlich, daß sie ihm alle nichts als fluchten, und er in Folge dessen an diesen Ort verwünscht worden ist, wo er nun sein Wesen treibt. Er hatte zwei Söhne, von denen der eine Pfarrer, der andere Herr wurde. Der Spuck des Vaters gefiel nun dem Pfarrer nicht und am wenigsten in solcher Nähe und da bannte er ihn in den Geisterwald,*) wo es so gram ist, daß weder Vieh noch Mensch sich hin traut.

Er erscheint den Leuten als Pfarrer, mit dem breiten Hut auf dem Kopf, — aber der eine seiner Füße ist ein Gänsefuß. Ein alter Schenker, dessen Sohn heute der Aeltesten Einer im Orte ist, wollte sich einmal Reife bauen in einem Graben, der zum Bednerberg gehört. Wie er in denselben hinabging, sah er den Prediger von Gürteln mit einem Stöckchen in der Hand darin umherschreiten und die Steinchen bei Seite stoßen. Das Benehmen des Wohlehrwürdigen Herrn, den er sehr gut

*) Ein dichter und weit ausgedehnter Wald zwischen Aufbach und Herrn.

kannte, kam ihm aber heute ganz sonderbarlich vor. Anfangs glaubte er, derselbe habe vielleicht diesen einsamen Ort aufgesucht, um seine Predigt gegen den Sonntag zu lernen; aber da fiel es dem guten Manne ein, daß ja heute gar nicht Sonnabend sei. Vergebens bot er demselben ein „guten Tag“ und fragte nach seinem Befinden und dergleichen Dingen, womit man ein Gespräch anknüpft. Der Befragte gab keine Antwort und entfernte sich endlich schweigend. Da ist aber beim Weggehen sein Gänsefuß sichtbar geworden und hat der Böttcher klärlich gemerkt, daß er es mit dem Pfarrer vom Bebnerberg zu thun gehabt.

Andre Geister bannt man durch Gebet, diesen durch Fluchen: je ärger der Fluch, desto leichter der Bann. Das hat einmal der alte Martinsberger Pfarrer versucht. Wie er mit mehren Pfarrherren, seinen Collegen, aus dem Consistorium in Großschenk heimwärts fuhr, hielt an dem Bebnerberge der Wagen plötzlich unbeweglich. Weder Schreien noch Schlagen half. Vergebens wandte sich der alte Pfarrer zum Gebet und rief „Herr hilf uns aus dieser Klemme.“ Der Knecht wußte besseren Bescheid hier; er wandte sich an seinen Herrn und meinte: „Herr Vater, lassen Sie mich hier machen!“ und fing dann so furchtbar zu schimpfen an über den verfluchten und aber verfluchten Bebnerberger Pfarrer, daß dem Martinsberger Pfarrer um seines Knechtes Seelenheil wahrhaft bange wurde. Aber das Fluchen half, denn augenblicklich ging der Wagen wie von unsichtbarer Hand beflügelt aufwärts.

Diese Erzählung ist weit verbreitet, und wenn man die vielen am Bebnerberg aufgelassenen Weingärten sieht und nach der Ursache solcher Vernachlässigung fragt; so erhält man zur Antwort, daß es wegen des Bebnerberger Pfarrers geschehen sei.

30.

Der Helfer in der Noth.

Münsch.

Ein armer alter Mann aus Red kam einſt von ſeiner Herrſchaft, die ihm eine ſehr unerſchwingliche Zahl von Weinpfählen zu liefern befohlen hatte. Traurig ging er über die Heid (einen Berg, der ins Koblithal abfällt), als ihm plötzlich am „Falkher“ eine hohe weiße Geſtalt in langen Kleidern, mit einem dreieckigen Hut auf dem Kopf erſchien. Mitleidig fragte ſie ihn, warum er ſo traurig ſei; und als darauf der arme Mann alles erzählt, in was für einem Elend er ſei, führte jener ihn weit weg in einen großen Wald und zeigte ihm daſelbſt ungeheure Schätze in Geld. Der arme Mann nahm ſich auf Geheiß ſeines Führers wie viel er tragen konnte und kehrte damit nach Hauſe zurück und wurde der reichſte Mann im Dorf. Derſelbe Geiſt hat noch vielen andern armen Leuten geholfen; doch als man bald nachher das Thor abgetragen, verſchwand er und iſt ſeither Niemanden mehr erſchienen.

31.

Der Zauberer.

Münſch.

Folgendes hat ſich vor etwa neunzig oder hundert Jahren in Mühlbach zugetragen. Ein Schwarzkünſtler zeigte ſeine Künſte auf offenem Marktplatze. Eben ſtaunte alles Volk über einen Hahn, den der Zauberer verſchwinden ließ und der einen mächtigen Hanfbaum hinter ſich herſchleppte, als ein Mädchen daherkam, welches Gras in einem Sacke auf dem Rücken trug. Als ſie ſah, wie ſich das Volk verwunderte über den Hahn, lachte ſie laut auf und rief: „Ihr Narren, ſeht ihr denn nicht, daß der Hahn nur einen Strohhalm am Fuß hat?“ Sogleich

war auch bei dem Volk die Täuſchung vorüber und ſie ſahen Alle, daß der vermeintliche Heubaum ein Strohhalm ſei. Der Zauberer, welcher wohl merkte, daß das Mädchen ein vierblätteriges Kleeblatt im Sacke tragen müſſe, welches ſie gegen ſeine Künſte ſchütze, rief ihr zu den Sack abzulegen. Sobald ſie dies gethan, war ſie in ſeiner Gewalt, die er dermaßen ausübte, daß ſie den ebenen Weg plötzlich für ein Waſſer anſah und ſich hoch aufſchürzte, um durchzuwaten, zur großen Beluſtigung und zum Gelächter alles Volkes.

32.

Der Waldjäger.

Mündlich aus Mühlbach.

In den tiefſten Wäldern und Gebirgen ſtreift ein großer wilder Mann herum — die Leute nennen ihn den Waldjäger (ſächſ. bäschjeeger). Geheimnißvoll iſt ſein Weſen und wenig bekannt, denn nur ſelten wird er ſichtbar und begegnet einem Menſchen. Am häufigſten iſt er Jägern begegnet und hat ihnen dann guten Rath ertheilt. Einem Bauer, der ſchon neunundneunzig Bären geſchoſſen, erſchien er und warnte ihn, nun zu ruhen, denn Niemand könne den hundertſten Bären erlegen. Allein die Jagdluſt ließ Jenen den Rath nicht befolgen: er traf auf einen Bären, fehlte und ward von demſelben zerriſſen. Einem andern Jäger, dem das geheimnißvolle Weſen erſchien, vertraute es das Geheimniß: wenn er in der Neujahrsnacht eine Natter in ſeine Flinte lade, ſo werde er im ganzen folgenden Jahre nie mit dieſem Gewehre das Ziel verfehlen.

33.

Das Springgras.

Mündlich.

Wer das Springgras haben will muß bei Sonnenaufgang hinausgehen und auf dem Bauche kriechend ſuchen bis er es

findet. Es hat eine herzförmige Geſtalt und ein Tropfen wie Gold oder Blut hängt daran, woran es zu erkennen iſt. Hat man es gefunden, ſo ſchneidet man ſich den Ballen der linken Hand auf und läßt das Blatt dahin einwachſen, worauf man alles Eiſen durch die bloße Berührung ſprengen kann. An dem Knopf bei Schäßburg ging ein geſeſſeltes Pferd auf der Weide und ſtreifte das Springgras; ſogleich zerſprangen die Feſſeln. Der berüchtigte Dieb F... hatte auch ein ſolches in ſeiner Hand; aber jetzt hat die Polizei es ihm ausgeſchnitten. Ein Heltauer feſſelte um es zu finden ſeine Frau und trieb ſie auf den Wieſen herum und glaubte es da zu finden, wo die Feſſel ſpringe. Die Walachen nennen es Eiſenkraut (**jarbe cherului**).

34.

Die Heldenburg.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 63. Siebenb. Quartalſchrift VII, 234.

Eine Stunde von Krizba, einem zum Törzburger Dominium gehörigen magyariſchen Dorfe, gelangt man an den Fuß der das Burzenland von dem Fogaraſcher Gebiet trennenden Gebirgskette. Auf einer nahen Spitze derſelben liegen Ueberbleibſel von Burgmauern, die an der ſchwächern Seite acht Fuß breit waren, von Kellern und unterirdiſchen Gewölben, und eine zerfallende Thurmwand — Rauchfang nennt ſie das Volk — ſtarrt zwiſchen den mächtigen Bäumen hervor, welche überall hervorgewachſen ſind. Rieſen (magyar. **óriások**) haben der Sage nach die Burg hier gebaut und die Spuren der ruhenden Rieſenjungfrau und die ihrer ſteten Begleiterin, einer Ziege, haben ſich dem feſten Geſtein ſo eingeprägt, daß ſie noch heute kenntlich ſind.

Andere erzählen von einem gewiſſen Nemeſch Mihaly, der ſehr reich geweſen, die Heldenburg gebaut und ſie Roththurm

oder Rothburg (magyar. verestorony oder veresvár) genannt habe und nun daſelbſt bei ſeinen vergrabenen Schätzen umgehe.

35.

Vom Donnerſtein.

Aus Deutſch-Kreuz.

Ein Donnerſtein ſieht aus wie ein Keil mit einem runden Loch in der Mitte, und fährt bei jedem einſchlagenden und nicht zündenden Blitz ein ſolcher Stein dermaßen tief in die Erde, daß er erſt im neunten Jahr darauf wieder an der Erdoberfläche zum Vorſchein kommt.

36.

Die zwölf Männer in der Burg Saßtſchor.

Mündlich.

Die Burg von Saßtſchor (wie ſchon der Name ſagt, ein altes ſächſiſches Bauwerk — ſächſ. äm Schiewes) liegt auf einem Berge und lange Zeit in Trümmern. Unter dieſen Trümmern, tief unten im Berge, iſt ein Gewölbe. Drin ſitzen um einen goldenen Tiſch zwölf Männer mit langen goldenen Bärten, wie entſchlafen. Noch ſoll ein verborgener Gang mit alten morſchen Treppen in dies Gewölbe hinunterführen. Ein Mönch ſtieg einſt mit einer Fackel hinab; aber er iſt nie wiedergekehrt. Niemand weiß, wer jene Männer ſind; doch will man vermuthen, daß es die alten Beſitzer der Burg ſeien.

37.

Horleſchgraben.

Mündlich.

Am ſogenannten Freithum bei Reps iſt eine Oeffnung in der Erde, wovon erzählt wird, daß ſie der Anfang eines

langen Ganges sei, an dessen Ende eine eiserne Thüre den Zutritt zu einem Gewölbe verschließe, in welchem große Schätze verborgen lägen. Der Ort heißt Horleichgraben (sächs. hörleschgröwen).

38.

Fraboltegraben.

Mündlich.

Ein Graben bei dem sächsischen Dorf Nadesch, drei Stunden von Schäßburg im frühern Kokelburger Komitat, heißt sächsisch fraboltegröwen. Vor Jahren soll eine Frau die Quelle, welche dort fließt, eingefaßt und mit einer Rinne versehen haben. Eine Gegend in der Nähe wird vom Volk „zom wenigen Nadesch“ genannt.

39.

Weiße Frauen.

Mündlich.

Auf dem Pfarrhof in Meschen geht eine weiße Frau um. Wenn sie erscheint, bringt sie Unglück. Auch in Aguethlen erzählt man von einer solchen, und in Hermannstadt wollen Einige sie im Straußenburgischen Haus hinter dem Leichgarten gesehen haben.

40.

Die Waldfrau.

Mündlich.

In alten Zeiten begab es sich, daß einmal ein Bauer aus Nieder-Eidisch um Holz in den Wald ging. Daselbst angelangt zog er sein Pfeifchen aus der Tasche und schmauchte frisch drauf los. Aber es sollte ihm nicht lange schmecken; denn es erschien ihm eine weißgekleidete Frau, sah ihn mit

zornigen Blicken an, stampfte mit dem Fuß und rief: „Wer gibt dir die Erlaubniß, in meinem Walde zu rauchen. Geschieht dies noch einmal, so ergeht es dir übel.“ Damit nahm sie dem Bauer die Pfeife und warf sie zur Erde. Dann ging sie langsam von hinnen. Der Bauer erholte sich vom Schreck, hob seine treue Pfeife vom Boden auf und ging nach seinem Hause, das in der Nähe des Waldes stand. Als es Abend wurde, vergaß er den Befehl der Waldfrau und zündete die Pfeife von neuem an. Aber, o Graus, die Waldfrau stand augenblicklich vor ihm, ergriff die Pfeife, schleuderte sie durchs Fenster hinaus, bedrohte ihn zum zweitenmal und verschwand. Der Bauer wollte sie zum drittenmale nicht wieder versuchen und hat sein Leben lang keine Pfeife mehr geraucht.

41.

Brunnenfrau.

Mündlich in Schäßburg.

Es ist gefährlich, in einen Brunnen starr hinunter zu blicken: die Brunnenfrau, die da unten wohnt, nimmt's übel. Aber die Kinder sind oft neugierig und möchten um ihr Leben gerne sehen, wie's dort drunten beschaffen sei, biegen sich keck über den Rand der Einfassung und necken die Brunnenfrau, indem sie ihr zurufen: „Brunnenfrau, Brunnenfrau! zieh mich in den Brunnen!“ (sächs. brännefrä, brännefrä! zäp mich än de brännen!“) Dann ziehen sie indeß rasch die Hälschen zurück; denn sie fürchten, es könne ihr Wunsch in Erfüllung gehen.

42.

Wasserrecht.

Mündlich.

Das Wasser der Kokel hat bei Schäßburg einen sehr betrüglichen Lauf. Im Grund des Flußes sind oft, wo man es

am wenigſten vermuthet, Gruben; das Waſſer bildet Strudel und Wirbel und zieht den unerfahrenen in ſeine Tiefe. Es iſt ein allgemeiner Glaube, daß ſie jedes Jahr einen Menſchen haben müſſe, und vergeht auch ſelten eines, daß nicht Jemand ertrinke. In Mühlbach gilt daſſelbe von der Bachfrau.

43.

Ritter Tod.

Mündlich aus Mühlbach.

Vielfach erſcheint der Tod, namentlich Sterbenden, oft aber auch Geſunden, die er zu fangen ſucht. Eine Frau, deren Mann nicht zu Hauſe war, hörte in der Nacht Pferdegetrapp draußen und glaubte anfangs, es ſei ihr Mann, der heimkehre. Doch war ſie eine kluge Frau und traute nicht ſogleich. Vor dem Hauſe hielt es ſtill und es ſchien der Frau, man ſteige ab und binde das Pferd an das Geländer des Hauſes. Darauf hörte ſie am Thor klopfen und ihren Namen rufen, antwortete aber, wie unwillig, nur „nn, nn“ („nun, nun.“) Und das war ihr Glück; hätte ſie gefragt „wat wält to?“ („was willſt du?“) ſo wäre die Antwort geweſen „dēch“ („dich“) und ſie war dem Tod verfallen. Dieſes hat ſich in Mühlbach zugetragen.

44.

Der Tod als Mohr.

Math. Miles, lieb. Bürgengel.

Das ſchreckliche Verderben des Fürſten Andreas Bathori haben vielfältige Vorboten angekündigt: unter andern Zeichen, wie er im Heraufmarſchiren ſein Lager bei Neußmarkt zu übernachten aufgeſchlagen, iſt ihm bei hellem Tag unter anderem Volk ein langer ſchwarzer Mohr, eine große Senſe auf ſeiner Achſel tragend, vorbeigehend erſchienen, und wie er die um ihn

stehenden Herren fragte, wem der abscheuliche Mäder angehöre, hat ihn Niemand berichten können, denn derselbe war von Niemanden mehr gesehen worden, und auch Andreas selbst konnte ihn nicht mehr zeigen. Das hat den Andreas sogleich erschreckt als ein unglückseliges Todtengespenst.

45.

Die Pestjungfrau.

Mündlich.

Die große Pest brach in Schäßburg im Jahre 1709 im heutigen Kraftischen Haus auf der untern Marktseite aus. Drei Häuser der Beiergasse zu starben fast ganz aus; dann übersprang die Seuche das Schobeli'sche (heute Orendi'sche) und brach im nächsten, damals Teutsch Welten'schen (heute Girscht'schen) Hause wieder aus. Als sich, noch ehe sie angefangen, Alles fürchtete vor ihrer Ankunft, hieß es, sie breche erst aus „won de näcktig mêd kit" („wenn die nackte Jungfrau kommt.") Und als das Unglück nun einbrach, wollte man sie auch wirklich gesehen haben.

46.

Das Pesthemd.

Mündlich

Im Jahre 1849, nachdem der Aufstand der Ungarn zuerst das Land mit Krieg und Feuer heimgesucht hatte — viele Leichen lagen noch unbeerdigt auf den Feldern und wurden von Vögeln und Hunden zerrissen — da begann zu allen Uebeln noch die Pest (Cholera) im Lande zu wüthen. Auch in Georgsdorf, in der Nähe von Mühlbach, waren bereits mehrere Menschen von ihr hinweggerafft worden, als einige Bauern eines Morgens, indem sie ihren Geschäften nachgingen, vor dem Dorfe ein Hemde fanden. Eingedenk alter Kunde und Sitte, gruben

ſie ſogleich ein Loch in die Erde und verſcharrten es in demſelben. Von Stund an hörte die Seuche in dieſer Gegend auf.

47.

Abwehr der Seuche.

Mündlich.

Als die Seuche (Cholera) im Jahr 1848 auch in Galt wütete, hingen die Bewohner des Ortes ein Hemd an einen Zaun, und die Seuche wich von demſelben, als das Hemd verſchwunden war: die Cholera hatte es in Empfang genommen. Im Großſchenker Kreiſe behauptet man, ein ſolches Hemd müſſe in einer Nacht geſponnen, gewebt, genäht und gewaſchen worden ſein.

48.

Geiſterſpuck.

Mündlich.

In Bodendorf erzählt man: Ein Burſch war in einer Winternacht bei dem Hatterſtein auf dem Feld, ſo gegen 11 oder 12 Uhr. Da möchte er gerne Feuer haben und ſieht plötzlich zwei Menſchen mit dicken Kohlen auf der Pfeife. Wie er dieſe um Feuer angeht, ſo ſind ſie verſchwunden, und ein ſchwarzer Hund winſelt ſtatt ihrer da herum. Der Hund aber läuft in den Bach und wird eine Kuh; die Kuh läuft über den Bach und wird ein Menſch und der Menſch endlich ein Rauchfang. Der das erlebt war ein alter Mann, welcher ſich gern fürchtet, und war ganz erſtarrt als er heimkehrte. Als ein anderer einmal vom Hatterſtein nach Hauſe kam, fuhr er von der entgegengeſetzten Seite ins Dorf hinein. Wie iſt das zugegangen?

49.

Der Ritt um die Kirche.

Mündlich aus Sächsisch-Reen.

Wer Nachts um zwöf Uhr an dem Kirchhof vorbeigeht mag, wenn er Muth hat, zu einer Thorritze hinein sehn. Ein Pfarrer auf weißem Roß, die Bibel in der Hand, reitet dreimal um die Kirche. Dann krachts nur einmal, und die Erscheinung ist verschwunden. Man glaubt, er predige den Todten, die ringsumher begraben liegen, und wenn er zu Ende gepredigt, so lege er sich wieder in seine Gruft in der Kirche und das Roß verschwinde.

50.

Vom Alp.

Mündlich.

Vielfach plagt der Alp (sächs. alf) die Menschen, indem er sie bald im Schlafe drückt, bald in allerlei Weise neckt, bald ihnen ihre schönen Kinder verstiehlt und seine häßlichen Bälge an deren Stelle legt. Einer Frau in Mühlbach hatte eben ein solcher Alp das Kind mit einem solchen Wechselbalg vertauscht, während sie schlief, und untröstlich war desbalb die arme Mutter. Da gab ihr eine weise Frau den Rath, sie müsse dem Wechselbalg aus einem kleinen Geschirr mit einem großen Löffel zu essen geben, wenn sie je wieder zu ihrem Kinde gelangen wolle. Die Kindbetterin befolgte den Rath, und da der große Löffel weder in das kleine Geschirr, noch in den Mund des Wechselbalges hineingehen wollte, weinte und heulte der letzte beständig. Dies währte solange, bis der Alp in einer Nacht heimlich kam, das gestohlene Kind zurückbrachte und das seinige mitnahm.

51.

Das unheimliche Haus.

Mündlich.

Man hört oft von verwünschten Schlössern, in denen Geister hausen und spucken. Viele freilich schütteln ungläubig den Kopf und glauben nicht daran und halten derartiges Gerede für leeres Geschwätz. Was würden diese aber sagen, wenn man sie nun wirklich zu überweisen im Stande wäre. Unterhalb der steinernen Brücke in Sächsisch-Reen, auf der rechten Seite steht ein Haus, das lange Zeit nicht bewohnt werden konnte, weil es darin nicht geheuer war. Man untersuchte dasselbe, fand aber nichts Verdächtiges, außer jeden Morgen einen Haufen mächtiger Steine unter dem Rauchfang. Man hörte sie auch hineinfallen, aber sehen konnte man nichts. Da ließ der Eigenthümer des Hauses, ein Walache, durch einen Popen, der dafür verstand, den Geist oder die Geister — denn man weiß bis heute nicht gewiß, ob es Einer oder Mehrere thaten — bannen. Sieben Freitage hindurch fastete dieser und betete auf Kreuzwegen, und nach dieser Zeit fiel kein Stein mehr herunter, und das Haus kann jetzt wieder bewohnt werden.

52.

Vom Umgeben.

Mündlich.

In einem Hause in Mühlbach ging es beständig um. Der Besitzer desselben vermuthete, daß dies von Schätzen herrühre, die sich darin irgendwo verborgen befänden. Es wurde nach einem zauberkundigen Manne geschickt. Dieser kam auch mit seiner Wünschelruthe und als sich dieselbe an einer Stelle im Hofe niederbeugte, grub man hier die Erde auf. Nach kurzer Arbeit kam man auf einen Ofen und fand in demselben

eine ſchwarze Henne, dem Anſcheine nach todt, auf Eiern ſitzen. Aergerlich warf der Hausherr, der ſich in ſeiner Hoffnung auf einen Schatz getäuſcht glaubte, Ofen und Henne und Eier hinaus auf die Straße, und auf der Stelle waren Ofen und Henne und Eier und Alles verſchwunden. Der Mann hatte ſein Glück verſcherzt; die Eier waren der Schatz und hätten ſich ſpäter in Gold verwandelt.

53.

Die verzauberte Burg bei Ida.

Mündlich.

In alten Zeiten ſtand in der Nähe des Dorfes Ida eine Burg, deren Mauern gar weithin ſichtbar waren. Dieſe Burg aber ſtand unter dem Zauber eines böſen Geiſtes, der daſelbſt unter vielen Geſtalten ſeinen Spuck trieb, ſo daß noch Keiner, der hineingegangen, wieder herausgekommen war. Da traf es ſich einmal, daß ein Regiment Huſaren auf dem Marſche in Ida einquartirt wurde. Der Obriſt war ein Haſenfuß, dem ſchon bei dem Gedanken an Geiſter die Haare zu Berge ſtanden, aber ſein Bruder, der ihm als Adjutant diente, war deſto tapferer. Da dieſer Abends am Fenſter des Pfarrhofes ſtand, gewahrte er ein Licht auf einem Berge und da er bald merkte, daß daſſelbe kein Hirtenfeuer ſei, befragte er den Pfarrer darüber. Dieſer erwiderte, was er dort ſehe ſei ein verhextes Schloß, welches noch kein Sterblicher lebendig verlaſſen habe. Das reizte den Adjutanten und war ihm gerade lieb. Sogleich ſuchte er ſeinen Bruder, den Oberſten, auf und forderte ihn auf, mit der ganzen Mannſchaft auf den Berg zu marſchiren. Der entſchuldigte ſich vergebens mit Unwohlſein und ſchwachen Augen; ſein Bruder ſchalt ihn feige, und ſo ließ er denn die Mannſchaft zuſammentrompeten. An ihrer Spitze zog der Adjutant — denn der Obriſt hatte jetzt wirklich das Fieber

und kam nur hinten nach in die Burg ein; nur einer blieb zurück aus Angſt und übernachtete außerhalb des Thores. Die Uebrigen fanden ein zweiſtöckiges Gebäude von großem Umfange. In den obern Stock wurden die beiden Brüder, Oberſt und Adjutant, ſammt ihrem Koch, in den erſten ſämmtliche Offiziere und Wachtmeiſter, die Korporale und Gemeinen aber unten einquartiert. Im obern Stock fand der Oberſt eine Lampe, ein Buch und eine Nachtſchelle. Doch kaum fing er zu leſen an, ſo ſchüttelte ihn das Fieber wieder und die Zähne klapperten ihm, daß ſein Bruder hell auf lachte über ſeine Angſt.

Da es endlich eilf ſchlug, entſtand plötzlich ein Sauſen in der Luft, die Fenſter klirrten und ein ungeheurer Froſch wurde daran ſichtbar. Der Adjutant ſtach auch ſogleich nach ihm, traf ihn jedoch nicht, und er verſchwand. Der Oberſt war halb tod. Die zwölfte Stunde kam, die Fenſterflügel ſprangen auf, und eine Schlange von ungeheurer Größe ſtreckte ziſchend dem Adjutanten drei Zungen entgegen und verſchwand. Es war tiefe Stille, nur das Stöhnen des Oberſten ließ ſich hören: der Adjutant ſtand den Säbel in der Hand, als die Glocke ein Uhr verkündete. Zugleich trat ein Mädchen ein, zur einen Seite des Leibes friſch und ſchön zur andern welk und verdorrt und winkte den beiden Brüdern. Der Oberſt hatte die ſchöne Hälfte des Mädchens geſehen und ſo ging er ebenfalls mit. Sie gingen durch ſieben Zimmer; überall öffneten und ſchloſſen ſich die Thüren von ſelbſt; im ſiebenten drehte ſich das Mädchen um, der Fußboden öffnete ſich, und Oberſt und Adjutant ſanken, doch ohne ſich zu beſchädigen, in einen ungeheuern Abgrund. Noch hielten ſie Piſtolen und Säbel in der Hand und ein Säckchen mit Pulver, woraus der Adjutant den Herweg beſtreut hatte

Als der Tag anbrach erwachte der Mann, welcher außerhalb der Burg übernachtet hatte. Die tiefe Stille im Schloß

wunderte ihn; er sattelte sein Pferd und ritt hinein. Hier erblickte er zuerst sämmtliche Pferde des Regimentes mit den Schweifen hoch zusammengebunden und regungslos. Da er aber dem einen den Schweif durchhieb, erholte es sich, und so brachte er sie bald alle zum Leben. Darauf ging er in den untersten Stock und fand die sämmtliche Mannschaft steif und an den Zöpfen aufgehängt. Er befreite auch diese, und sie gingen nun zusammen in den mittlern Stock, wo sämmtliche Offiziere zerkratzt und mit zerrissenen Kleidern wie Holzklötze über einander lagen. Durch vieles Schütteln und Rütteln kamen endlich auch diese zum Bewußtsein und jetzt ging's gemeinschaftlich in den obern Stock. Sie fanden ihn leer; endlich erblickte einer den Koch im Rauchfang aufgeknüpft. Man schnitt ihn herab und fragte als er erwachte nach dem Obersten und dessen Bruder und wie er in den Rauchfang gekommen, worauf er erzählte: „Ich war mit dem Nachtmahl beschäftigt und hörte den Herrn Obersten seufzen, als ein Mädchen hereintrat und mich bat, ihm einen Schinken aus dem Rauch zu holen. Das that ich, blieb aber selber hängen. Weiter weiß ich nichts." Nun gings an ein Erbrechen der Thüren, man bemerkte das gestreute Pulver, ging ihm nach und kam so in das siebente Zimmer. Hier hörte man tief unten Schüsse fallen, erbrach den Boden, ließ einige von der Mannschaft an Stricken hinunter und fand so die Vermißten. Der Adjutant aber wollte nicht hinaufkommen, ehe er das Gewölbe untersucht hätte. Er ließ daher Fackeln bringen und fand bald in einer mächtigen Grube den großen Frosch und in einem zweiten Gewölbe in einer gewaltigen Mulde die Schlange und durchspießte sie beide. In einem dritten abgesonderten Gewölbe trafen sie endlich auch das Mädchen in einem Sarge liegend. Die ließ der Adjutant sammt Frosch und Schlange hinaufziehen und verbrennen. Bei fortgesetztem Suchen fanden sie zuletzt noch ein Loch, worein aber außer dem Adjutanten

keiner zu kriechen wagte. Der fand dort unten versteinert ein ganzes Reiterregiment, den Obersten an der Spitze mit blanken Säbel. Zugleich erscholl eine Stimme: „Wollt ihr noch eine Nacht in dieser Burg schlafen?“ Der Adjutant rief trotz der Bitten seines Bruders: „ja!“ und alles war wieder still. Die Mannschaft kehrte zurück an das Tageslicht und that sich den ganzen Tag an den Weinen der Burg gütlich.

Abends ließ der Adjutant dreißig wohlgerüstete Männer in seinem Zimmer Schildwache stehen. Schlag eilf Uhr flogen die Thüren auf, und ein Todtenkopf voll Blut mit Borstenhaaren, einer langen Zunge, großen Augen und weitem Munde voll starker Zähne sah sie so furchtbar an, daß sie kaum Kraft behielten ihre Pistolen abzudrücken. In demselben Augenblick waren sie alle dreißig verschwunden. Der Adjutant beorderte jetzt sechszig Mann: aber um zwölf Uhr kam die nämliche Erscheinung und es ging ihnen ebenso, bis der Adjutant sich erinnerte, daß Geister nur mit der linken Hand überwunden werden könnten. So that er: als der Todtenkopf um ein Uhr wieder kam, stach er mit der linken Hand nach ihm, worauf derselbe unter großen Heulen und Jammern verschwand. Die Burg aber war von da an von allem Zauber erlöst.

54.

Der redende Säugling.

Mündlich aus Mühlbach.

Vor nicht langer Zeit soll in Broos ein Kind zur Welt gekommen sein, welches sogleich redete und Brot verlangte. Die erschrockenen Eltern waren klug genug, alsobald nach dem Pfarrer zu schicken und ihn um die Bedeutung dieses Wunders und um einen guten Rath zu befragen. Der Pfarrer gebot dem Kinde nur ja kein Brot zu geben, sondern eine Hand voll frischgefallenen Schnee's auf die Zunge zu legen. Kaum war dieses geschehen, als das Kind abermals redete und sprach:

„Euer tausendstes Glück, daß ihr mir kein Brot gegeben, sonst wäre sieben Jahre lang Hungersnoth im Lande geworden.“ Darauf ward das Kind wie andere Kinder und redete nicht mehr.

55.

Der vergrabene Kurutze.

Mündlich.

In eines Mannes Hof in Mühlbach war oft ein Gepolter, das sich Niemand erklären konnte. Manchmal wurden am hellen Tage die schweren Ochsenwägen von unsichtbaren Kräften im Hof herumgefahren, leere Weinfässer, welche im Hofe standen, rollten, wie von selbst hin und her. Einst versank ein Ochs an einer Stelle des Hofes mit einem Bein und brach sich dasselbe. Da ließ der Hausherr dort nachgraben und kam bald auf ein riesiges Menschengebein. In einer kleinen Hauschronik fand sich auch verzeichnet, daß sein Großvater einst einen Kurutzen heimlich erschlagen und an dieser Stelle eilig verscharrt habe. Die Gebeine wurden auf dem Friedhof begraben, und seit dieser Zeit ging es nicht mehr um in dem Hofe.

56.

Von einem Geist.

Mündlich.

In alten Zeiten begrub man die Leute in die Kirche. So starb nun einmal in Bulkesch ein böser alter Mann, den man in der Gemeinde allgemein für einen Trudengeiger hielt. Kaum war er ins Grab gelegt, als die Leute im Dorf schrecklich zu sterben anfingen; denn er stand Nachts von 11—12 Uhr aus dem Grabe auf, ging ins Dorf und brachte die Leute um. Es war ein großes Elend. Endlich entschließt sich der Organist, eine Nacht in der Kirche zu wachen. Mit dem Schlag 11 springt ein Sargdeckel, eine weiße Gestalt kommt heraus

und tritt an die verſchloſſene Kirchenthür. Dieſe ſpringt auf, und die Geſtalt ſchreitet hinaus. Der Organiſt ſah von der Orgel dies alles mit an. Als die Geſtalt hinaus war, kam er in den Chor herunter, fand die Gruft und den Sarg offen, verſchloß beide und ſchnitt von dem Leinlaken einen Zipfel ab. Darauf ging er wieder auf die Orgel, betete, ſteckte zwei Lichter an und ſtellte ſie neben ſich. Kurz vor 12 Uhr kommt der Geiſt zurück. Wie er die Lichter ſieht, ruft er dem Organiſten zu, er ſolle ſie auslöſchen, er wolle ſich ſchlafen legen. Der betet weiter. Der Geiſt ſchreit zum zweitenmal, er ſolle ſie auslöſchen, ſonſt werde er hinaufkommen und dann drei Lichter auslöſchen ſtatt zwei. Der Organiſt betet weiter. Jetzt kommt der Geiſt näher, jeder Fußtritt hallt ſchauerlich wieder; ſchon iſt er an der Treppe. Da ſchlägt der Organiſt die Orgel an und ſpielt einen Choral. Immer näher kommt der Geiſt. Es ſchlägt zwölf, er hört es nicht. Mit dem letzten Schlag iſt er oben und blickt dem Organiſten grade ins Geſicht. Die Orgel verſtummt und man hört den verklingenden Stundenſchlag. Da ſinkt der Geiſt zuſammen und wird ein Aſchenhaufen. Von der Zeit an hatten die Leute Frieden im Dorfe; aber es hätte es nicht jeder vollbracht.

57.

Der Todtengräber im Himmel.

Mündlich aus Reen.

Ein junger Todtengräber hatte gut gegeſſen und getrunken und grub nun weiter an einem angefangenen Grab, als er auf einen Schädel traf. Guten Muthes wie er war, nahm er denſelben, trieb damit allerlei frevelhaften Muthwillen und ſchleuderte ihn endlich mit den Worten bei Seite: „Komm heute um 8 Uhr zu mir zum Abendeſſen!“ „Ich werde erſcheinen“ antwortete in dumpfen Ton eine Stimme. Dem Todtengräber entfiel vor Schrecken das Grabſcheit; er erblaßte und

hatte keine ruhige Stunde mehr. Nach vollendetem Tagwerk eilt er zum Pfarrer und erzählt demſelben was er gethan und was ihm widerfahren. Der Pfarrer tröſtete ihn, ſoviel er vermochte, bereitete ihn zum Tode vor und heißt ihn das Abendeſſen bereit halten.

Gegen 8 Uhr wurde der Tiſch gedeckt und voll banger Erwartung ſtand der bleiche Todtengräber hinter demſelben. Da ſchlug die Uhr; die Thüre ging auf und herein trat ein ſchöner Jüngling mit goldgelockten Haaren. Er grüßte freundlich, und nachdem der Wirth einige Bewillkommnungsworte geſprochen, ſetzte man ſich. Es wurde Wildpret und Fiſch aufgetragen, und der Gaſt lies es ſich wohlſchmecken und trank auch von dem vorgeſetzten Wein. Seine Mienen waren ſo heiter, ſeine Worte ſo einſchmeichelnd, daß der Todtengräber in Kurzem alle Angſt verlor und es ſehr ungern ſah, als der Fremde endlich aufbrach. Allein ſein Schrecken wurde wieder erneuert, als der Gaſt, nachdem er für die gute Bewirthung gedankt, beim Weggehen ſprach: „Morgen Abends ſei du nun mein Gaſt; erſcheine da, wo du mich einludeſt!“ Jetzt, dachte der Todtengräber, ſei er doch verloren. Kaum graute der Morgen, ſo begab er ſich zum Pfarrer und erzählte ihm Alles. Dieſer tröſtete ihn abermals und ſegnete ihn. Der Tag verſtrich raſch; und als die achte Stunde herannahte, ging unſer Todtengräber unter heftigem Herzklopfen, langſamen Schrittes auf die Begräbnißſtätte. Noch war der achte Schlag der Thurmuhr nicht verhallt, als ſich ein Geräuſch vernehmen ließ wie Schlüſſelgeklirr. Da that ſich eine Thüre auf, und der Jüngling vom vorigen Abend ſtand da und winkte ihm zu folgen. Lange gingen ſie durch einen dunkeln Gang fort; endlich ſchien ein Licht aus der Ferne, und als ſie näher kamen, ſah man, daß es der Eingang zum Paradies war, aus welchem die goldenen Lichtſtrahlen in den dunkeln Erdengang einfielen. Sie traten ein. Staunen und Bewunderung faßte den Todten-

gräber, seine Angst schwand bei dem Anschauen der Herrlichkeiten. Er glaubte sich auf der Erde zu befinden, denn er sah Länder, Städte und Bäume und eine Sonne am Himmel wie auf der Erde, aber alles viel schöner, größer und herrlicher. Sie kamen auch an den Himmelspalast; der Jüngling führte ihn ein und zeigte ihm die Sitze und Wohnungen der Seligen. Als er alles gesehen, hieß ihn derselbe zum Fenster hinausschauen, bis er die Mahlzeit anrichten lasse. Da trat der Todtengräber ans Fenster und sah vor sich einen Garten mit einem große Baume, weiter hin eine Landstraße und im Hintergrund einen Bergabhang. Es dauerte nur kurze Zeit, da erhob sich ein Staub auf der Landstraße; er hörte fluchen und toben und sah endlich zwei Weiber mit aufgelösten Haaren herbeikommen, die ein Sieb gefaßt hielten und sich darum zankten. Da fiel ganz langsam von dem Baum ein großes schönes Blatt. Die Weiber entschwanden bald seinen Augen. Es währte nicht lange, als zwei Hunde auf derselben Landstraße daherkamen, die einander beinahe zerfleischten. Kaum waren sie vorüber, so fiel ein zweites Blatt. Endlich erblickte der Todtengräber an dem Bergabhang einen alten Mann, der schweißtriefend in einem Schubkarren unablässig Erde führte. Da fiel das dritte Blatt.

Darauf erschien der Jüngling und fragte den Todtengräber, ob ihn nicht hungere; worauf dieser verneinte und versicherte, er fühle sich im Gegentheil ganz gesättigt. Er erzählte dem Jüngling auch was er gesehen, worauf dieser ihm Alles erklärte bis auf das Fallen der Blätter; davon sagte er ihm nichts. Die zwei Weiber haben in ihrem Leben um eines Siebes willen sich tödtlich gehaßt und verfolgt; nun müssen sie ihren Haß und Streit auch in dieser Welt fortsetzen. Die zwei Hunde sind zwei böse Nachbarn, die ebenfalls auf Erden fort und fort mit einander gehadert; nun müssen sie das schreckliche Geschäft auch hier ewig forttreiben. Der greise, schwer-

arbeitende Mann an jenem Bergabhang hat auf Erden seinem Grenznachbar in jedem Jahr ein Stück Land abgepflügt; nun muß er hier die gestohlene Erde mühsam zurückführen.

Der Todtengräber dankte für die Deutung, und da er nun alles gesehen, bat er den schönen Jüngling, ihn wieder heimzuführen. Dieser erklärte sich bereit, gab aber seinem Gast zuvor eines der gefallenen Blätter als ein Zeichen und Andenken mit. Bald gelangten sie wieder an die Paradiesespforte und durch den dunkeln Gang zur Erde. Als sie dessen Ende erreicht, öffnete der Jüngling die Thüre. Kaum war der Todtengräber hinausgetreten, als sie wieder zusprang. Ihm war als erwache er aus einem süßen Traum. Er sah sich wieder auf dem Friedhof, wohin er, wie er glaubte, am Abend gekommen war; kaum schien ihm eine Stunde seit des verschwunden. Man sah schon Frühlicht; die Hähne krähten laut ihren Morgenruf und der Hirte blies sein Horn. Der Todtengräber eilte nach Hause zu kommen. Als er aber die Stadt betrat, kam ihm diese ganz sonderbar verändert vor. Die Straßen waren viel breiter, die Häuser viel höher, aber alt und schwarzgrau, fremde Gesichter auf der Straße. Ungeduldig ging er seinem Hause zu: wie staunte er, als er an dessen Stelle einen alten verfallenen Pallast fand, der nur in seinem untern Stock noch bewohnt schien. Er ging hinein, wünschte guten Morgen und dachte sein Weib und seine Kinder zu begrüßen; allein die Leute sahen ihn fremd an, und als er gar erzählte, daß er am vorigen Abend aus diesem seinem Hause ausgegangen sei, hielten sie ihn für einen Narren und wiesen ihn mit Spott und Hohn zur Thüre hinaus; denn der jetzige Eigenthümer des Hauses wußte doch, daß sein Urgroßvater das Haus gebaut, und er war auch bereits alt geworden darin.

Tief gekränkt und in seinem Innern empört ging der Todtengräber nun zum Pfarrer; er dachte bei sich: das ist doch ein kluger und ehrlicher Mann, der deine Geschichte genau

weiß und dir zu deinem Rechte verhelfen wird. Aber wie erstaunte er, als er auch diesen in Gesicht und Kleidung ganz verändert fand. Anfangs wußte er nicht, ob er reden oder schweigen solle; denn er fürchtete, wieder verhöhnt zu werden; allein da ihm der Gottesmann ein so freundliches Gesicht zeigte, faßte er ein Herz und erzählte seine ganze Geschichte und zeigte das große Blatt. Der Pfarrer, ein gelehrter Mann, hatte eben vor kurzem in einem Protokoll gelesen, daß unter seinem zwanzigsten Vorfahr ein Todtengräber so und so gefrevelt habe und dann von einem Geist fortgeführt worden sei. Er schlug wieder nach und fand Alles genau so aufgezeichnet, wie ihm der Todtengräber die Sache erzählt hatte. Wie staunte nun dieser, als der gelehrte Pfarrer weiter sprach: „Du Glücklicher, du bist im Paradiese gewesen, und das Blatt ist vom Baume des Lebens. Dreihundert Jahre gerade bist du ausgewesen, und die drei fallenden Blätter zeigten eben an, daß immer hundert Jahre vorüberseien." Da verklärte sich das Gesicht des Todtengräbers; zugleich aber durchriselte ihn eine Eiseskälte; er ergraute und ergreiste vor den Augen des betenden Pfarrers, und der Tod, der sein Recht auf ihn fast schon aufgegeben, kam frohlockend über ihn; und kaum hatte der Pfarrer seinen Segen zu Ende gesprochen, so sank der Todtengräber entseelt zu Boden.

Das Wunder aber wurde bekannt im ganzen Lande und wird seitdem forterzählt all überall von Geschlecht zu Geschlecht.

38.

Das gespenstische Füllen.

Mündlich.

Auf dem Johannisberg (gehonnesbierg) im Bödfeld bei Schweischer geben zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht Geister spazieren. Wenn Reisende dorthin kommen und die Nacht

über bableiben, um etwa ihre Pferde zu füttern, läuft ein ſchwarzes Füllen vor oder hinter ihnen, und ob ſie es auch fortjagen, ſo iſt es immer gleich weit von ihnen. Fangen läßt es ſich nicht, auch nicht ſchlagen und werfen; denn ſobald man das thun will, iſt es nicht mehr da, ſondern vor oder hinter einem. Beim Wegfahren läuft es vor oder hinter dem Wagen und verſchwindet, man weiß nicht wann und wohin, wenn der Tag anbricht oder der Mond heraufſteigt. Dies Alles iſt nur Bewohnern von Schweiſcher begegnet, doch iſt unter dieſen die Erzählung ſehr verbreitet.

59.

Von einem Geſpenſt.

Mündlich aus Mühlbach.

Einem Tiſchler ging es gar ſchlimm mit ſeinen Geſellen, nicht leicht hielt einer lange bei ihm aus. Sie mußten nämlich in der Werkſtätte ſchlafen, und Einer hatte jederzeit ſeine Bettſtelle in einer Ecke des Zimmers, der Thüre gegenüber. Jeder Geſelle, der in dieſem Bett ſchlief, ſah nach kurzer Zeit bleich und abgezehrt aus; er klagte dem Meiſter, daß ihm jede Nacht die Decke genommen werde, die er dann am Morgen hinter der Thüre liegend finde. Die Sache ſchien nicht mit rechten Dingen zuzugehen, und, wie geſagt, Keiner hielt es lange aus. Endlich nahm ſich ein tüchtiger Burſch vor, der Sache auf den Grund zu kommen; denn, da ihn am Morgen ſeine Nebengeſellen immer auslachten, kam er auf die Vermutung, ſie ſeien es, die ſich dieſen Spaß mit ihm machten. Er legte ſich in dieſer Abſicht zu Bette und ſtellte ſich, als ob er ſchlafe, in der That aber erhielt er ſich wach. Es war noch nicht Mitternacht, als ein alter Mann mit langem grauen Bart hinter der Thüre auftauchte, auf das Bett zuſchritt und ohne weiters die Decke erfaßte. Der Geſelle wollte ſie nicht

fahren lassen und hielt seinerseits auch fest daran. Aber mit einem unwilligen Blick zerrte sie der Greis weg, hüllte sich darein und ging wieder bis zur Ecke hinter der Thüre. Hier schien er zu versinken und die Decke blieb am Boden liegen. Der Bursch stand auf, holte sich dieselbe und schlief trotz der ausgestandenen Angst bald ein. Aber am Morgen fand er seine Decke wieder hinter der Thüre. Alle Versuche die Ursache dieser Erscheinung auszumitteln blieben erfolglos, und der Tischler konnte seinen Gesellen nicht mehr in der Werkstätte schlafen lassen.

60.

Kriumtuch.

Wöchnerin.

Wenn man das neugeborne Kind zum erstenmal in die Wiege legt, muß man drei Knoblauchzwiebel, drei Pfefferkörner und drei Theilchen Weihrauch, in ein Tüchlein geknüpft, unter dasselbe thun. Manche geben auch das Gesangbuch oder ein Messer hinzu und legen den Bratspieß in den Ofen und den Besen auf die Wiege, Alles, damit die Bösen nicht ankommen können. Auch die Wöchnerin selbst muß Knoblauch, Pfeffer und Weihrauch unter dem Kopf oder in das Kopftuch eingebunden haben. In alten Zeiten hat man sogenannte Kriumtücher um das ganze Bett gehängt, daß der böse Geist der Wöchnerin nichts anhaben könne. Auch erzählt man als wahr eine Geschichte, die sich im Schäßburger Stuhlsort Neithausen soll zugetragen haben. Da lag eine Wöchnerin einmal allein im Hause, denn ihr Mann war ausgegangen, und Niemand konnte ihr ein Essen anrichten, wie sie es gewünscht hätte, also daß sie weinte vor Hunger. Das Kriumtuch hing vor ihrem Bett. Da trat Jemand in die Stube und fragte sie: „Warum weinest du?“ Und sie antwortete: „Ich weine vor Hunger, denn mein Mann ist nicht zu Hause, daß er mir Etwas zu essen

mache.“ Da ſagte der Fremde, den ſie aber nicht ſehen konnte wegen des Krimmtuches, „Weine nicht! Ich will dir ein Eſſen bereiten. Wo haſt Du das Fett?“ Da wollte die Frau ihm den Ort zeigen, wo ſie es hatte, und hob das Tuch auf. Wie ſie aber den Fremden nun ſah, ſo war er gekleidet faſt wie ein Schulmeiſter: aber er hatte nur einen guten Fuß, der andre war ein Gänſefuß. Zum Tod erſchreckt faltete ſie die Hände ſogleich und betete um Hülfe zu Gott. Kaum bemerkte der Fremde dies, als er den Dreifuß mit dem Fett nahm und ihn wüthend wider das Tuch warf mit den Worten: „Dein Glück, daß du mich geſehen haſt; ſonſt wäre dir wehe geweſen!“ Und damit verſchwand er.

61.

Heckepfennig.

Mündlich in Schäßburg.

Einem noch lebenden Manne iſt das folgende merkwürdige Begegniß zugeſtoßen. Wie er einmal um Mitternacht von ſeinem außerhalb der Stadt wohnenden Schwiegerſohn heimkehrt, ſieht er in der Nähe des auch wegen der Judengräber übelberüchtigten „hinterſten Thörlein“ einen rabenſchwarzen Pudel längere Zeit vor ſich herlaufen. Die Sache macht ihm Gedanken. Da gewahrt er einen blinkenden Gegenſtand im Wege, bückt ſich und wie er ihn anfaßt, iſt es ein blanker Silberzwanziger. Der Mann iſt nicht reich und darum freute ihn der Fund. Zu Hauſe angelangt legte er das Geldſtück zu mehreren Kupfermünzen. Am folgenden Tage ſchickt er ſein Mädchen mit dem Zwanziger zum Kaufmann, um irgend Etwas zu holen oder eine kleine Schuld zu berichtigen. Das Kind bringt kleine Münze zurück; doch wie erſtaunt es, da es unter derſelben auch den Zwanziger wieder erblickt. Der Zwanziger wandert ſpäter an mehrere Andere Orte, auch ins Wirths-

haus; immer aber kehrt er in den Armen ſeines erſten Herren wieder. So ging es einige Tage, ſo lange, bis der ſchwatzhafte Mann die Sache ſeiner noch ſchwatzhaftern Frau und dieſe ſie Andern, Fremden, mittheilte. Von dem Augenblick an kam das glückhafte Geldſtück nicht mehr zurück.

62.

Der Wetterführer auf dem Keliman.

Nämlich in Sächſiſch-Neu.

Es wollen zwar Einige behaupten, es habe im Sommer 1851 auf den Gebirgen deßhalb ſoviel geregnet, weil im vergangenen Winter kein Schnee darauf gefallen ſei und der Sommer nach einer allgemeinen Erfahrung jenen Mangel nun durch den Regen ausgleichen müßte; allein das hat einen ganz andern Grund. Man hat nämlich an manchen Orten gar gut geſehen, wie der Wetterführer alle Wolken und Gewitter hinaufgeführt hat und zwar zu wiederholten malen. Nun iſt bei dem Bergſturz am Keliman am 2. Auguſt, wie glaubwürdige Leute, die das verſtehen, verſichern, der Wetterführer verſchüttet worden. Darum muß es jetzt da eben ſo lange und ſo heftig regnen, bis das Waſſer ihn herausſpült. Man könnte dem vielen Regen wohl Einhalt thun, wenn die Leute von den um das Gebirge liegenden Ortſchaften alle hineilten und eifrig ſchaufelten und ihn ſo herausbrächten. Aber wer könnte die Leute jetzt dazu bewegen! Man ſagt, daß bei dem anhaltenden heftigen Regen am 31. Auguſt und am 1. und 2. September der Wetterführer ſei herausgewaſchen worden. Die Wahrheit muß ſich bald herausſtellen, dadurch daß der Regen auf den Gebirgen aufhört; denn iſt der Wetterführer frei, ſo wird er ſich in der nächſten Zeit hüten, ſich mit den Gewittern an einem für ihn ſo gefährlichen Ort niederzulaſſen.

63.

Der Mann mit dem Winde.

Mündlich.

In Kaisd, erzählt man, haderte ein Mann mit Gott wegen des Wetters, weil es einmal zu trocken und einmal zu naß sei, und rühmte sich, es besser machen zu können. Da gab ihm Gott die Kraft das Wetter zu machen. Nun that der Mann Alles, wodurch das Korn schön wird, und machte Regen und Sonnenschein zur Zeit und in Fülle. Auch stand die Frucht wunderhoch und kräftig und der Mann meinte ein gutes Probestück geliefert zu haben; da man sie aber geschnitten und in die Scheuer gesammelt, bot sie nur kärgliche Ausgabe, denn — der vermessene Wettermacher hatte den Wind vergessen. Da sahen die Leute an ihm, daß man es denn doch nicht besser machen könne als der Allmächtige.

64.

Die weinende Mutter.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Frau hatte ihr erstes und einziges Kind durch den Tod verloren und war darüber untröstlich. Sie ging jeden Tag auf den Friedhof, setzte sich auf den Grabhügel ihres Kindes und weinte bitterlich. Als sie einst wieder auf diese Weise ihrem Schmerze sich hingab, überwältigte sie der Kummer so sehr, daß sie ohnmächtig hinsank. Sie verfiel in einen tiefen Schlummer; darin träumte ihr, es komme ihr Kindlein zu ihr in nassem Hemdlein, gebückt unter der Last zweier großer irdener Krüge, deren es in jeder Hand einen trug. „Ach," rief es, als es ihr näherkam, „Mutter weine nicht mehr; ich kann deine vielen Thränen so nicht mehr tragen!" Als die Frau erwachte, sann sie nach über ihren Traum und weinte von dieser Zeit nicht mehr am Grabe ihres Erstgebornen.

65.

Barrecht.

Mündlich.

Vor nicht langer Zeit hat sich in Bulkesch folgendes zugetragen. Ein Mann hatte sein Frau erstochen und sich dann auf's Feld begeben. Als er heimkehrte und an die Todte hinantrat, die von zahlreichen Leidtragenden umgeben war, fing die Wunde zu bluten an; wie er hinaus ging, stockte das Blut und floß wieder wenn er eintrat. Als die Frau schon begraben worden und das merkwürdige Ereigniß allenthalben im Dorfe erzählt wurde, ließ der Richter den Mann gefangen nehmen und verhören. Gegen das starke Blutzeugniß wagte derselbe nicht zu läugnen; allein ehe noch der Spruch gefällt war, erhing er sich im Gefängniß.

66.

Der Mörder blutet an der Leiche des Gemordeten.

Schäßburger Hexenprozeß vom Jahre 1670 im Schäßburger Archiv, Nr. 901.

Als des Schäßburger Bürgers, Georgius Beschendorfer's Kind über Erden lag, kam die Sophia Kutteschin, welche im Verdacht stand, das Kind auf zauberische Art getödtet zu haben, zu zweimalen in die Leichenstube, und allemal, wenn sie sich über das todte Kind hinbeugte, fing sie so stark zu bluten an, daß sie sich entfernen mußte. Und dieses gab der Anklage auf Zauberei, die bald darauf gegen sie erhoben wurde, keinen geringen Schein.

67.

Blutschwitzen.

Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, ed. Trausch I., 275.

Als der Tyrann Gabriel Bathori gestorben war, ward seine Leiche von seinen Zwillingsbruder Andreas in die Burg Etsed

geführt. Hier wurden die Eingeweide herausgenommen und der Leichnam in einen zinnernen Sarg gelegt. Da soll er an mehreren Tagen geschwitzt und sogar einige Wochen später Blut getröpfelt haben. Das sah man, weil es wider die Natur ging, als Vorzeichen blutiger Bewegungen an, die da kommen sollten.

68.

Schatzweiher.

Mündlich.

Bei Agnetheln, in der Richtung nach Birthelm zu, liegt an einer düstern Stelle tief im Wald ein Weiher, Schatzweiher genannt, ein unglückseliger Ort und verrufen bei denen, die ihn kennen. Dort hat ein Ehemann seine Frau ermordet; dort ist vor nicht langer Zeit eine arme Frau erfroren. „Ich kann nicht anders; sie rufen mich; ich muß gehen" hatte sie denen zugerufen, die sie abhalten wollten in winterlicher Kälte an den Weiher zu gehen.

In demselben lebt eine verzauberte Prinzessin und all ihre Schätze sind darin begraben. Und solange wird er unheilbringend sein, bis die Prinzessin erlöst und der Schatz gehoben ist.

69.

Heilige Nächte.

Mündlich.

In Mühlbach und an andern Orten des Sachsenlandes gehen in der „Jahresnacht" (Sylvester) die heirathsfähigen Mädchen schweigend zum Holzlager und faßt jedes, ohne zu zählen, einen Arm voll Scheiter. Wer sie gepaart bekommen hat, heirathet in dem nächsten Jahr. Eben dort gehen andere an demselben Abend lautlos, eines hinter dem andern, jedes mit einem Glase zum Brunnen und schöpfen sich Wasser daraus in ihre Gefäße. Wenn sie wieder im Hause angelangt

ſind, iſt die Rede frei. Dann ſchlägt jedes das Weiß eines Eies in ſein Glas und ſtellt dieſes bis zum folgenden Morgen auf's Fenſter. Daraus wird dann von Kundigen geweiſſagt.

An andern Orten wieder legen die neugierigen Leute, wenn man am letzten Tag des Jahres zu Mittag läutet, ein Immergrünblatt in einen waſſergefüllten Teller. Wird es in der folgenden Nacht ſchwarz, ſo bedeutet das Tod, wird es gefleckt, Krankheit, bleibt es grün, Geſundheit im nächſten Jahr.

70.

Freitag.

G. Krauß. Tract. rer. Trans. 1509—1606 in den deutſchen Fundgruben v. J. Kemeny I., 217.

Zu verwundern iſt es, daß Stefan Bocskai an einem Freitag zu Klauſenburg geboren worden, an einem Freitag aus ſeinem Schloß hat fliehen müſſen. An einem Freitag hat ſich ihm Kaſchau, an einem Freitag Sathmar, an einem Freitag Lokai, ergeben. Alle herrlichen Siege hat er an einem Freitag erlangt, alle herrlichen Thaten, ſo er begangen, ſind an einem Freitag geſchehen. An einem Freitag iſt er zum Fürſten in Ungarn und Siebenbürgen ausgerufen, an einem Freitag iſt ihm Schäßburg übergeben worden. An einem Freitag hat er ſein Leben geendet; daher es nicht zu ſagen iſt, ob der Freitag ihm glückſeliger oder unglückſeliger geweſen.

71.

Kunde der Zukunft.

Bonfin. Rer. u. Dec. II. l. 1, p. 209. (ed. Basil. 1568).

König Stefan der Heilige ſah zuweilen zukünftige Dinge vorher. So konnte er in einer Nacht nicht ſchlafen, ſondern erwachte fort und fort. Plötzlich ſprang er auf, ließ einen gewiſſen Veredarius, einen Obriſten, ſchnell vor ſich kommen und befahl ihm, nach Siebenbürgen zu eilen und Alle, die daſelbſt

in offenen Orten wohnten, aufzufordern, ihre Habe in die Städte und in befeſtigte Plätze zu ſchaffen und einen Einfall der heidniſchen Petſchenegen zu gewärtigen. Dieſe wohnten damals an den Ufern der Donau und waren die ärgſten Feinde der Ungarn. Kaum hatte Veredarius ſeinen Auftrag ausgerichtet, kaum hatten Jene ihre Habſeligkeiten in Sicherheit gebracht, als auch ſchon die furchtbaren Feinde da waren, die Gegenden weit und breit durchſtreiften, Alles mit Feuer und Schwert verwüſteten und wo ſie Jemanden fanden, ohne Anſehen des Alters und des Geſchlechtes mordeten. Hätte damals der König den Einfall nicht vorausgeſehen, ſo wäre es um ganz Siebenbürgen geſchehen geweſen.

72.

Vorzeichen der Peſt.

Mathias Miles, Siebenb. Würg-Engel. 53. 138.

Die große Peſtilenz vom Jahr 1554 haben zuvor auch erſchrecklich viel Zeichen angedeutet, unter welchen als die vornehmſten zu merken, daß erſtlich große Erdbeben geweſen, welche große Berge zerſchüttert und hohe Thürme heruntergeworfen haben an unterſchiedlichen Oertern. Oft hat ſich die helle Sonne mit dicker Finſterniß umhüllet, gleichſam als graute ihr vor dem künftigen Verderben der Menſchen. Dicke ſtinkende Nebel haben ſich erhoben, auch viele phantaſtiſche Geſpenſte ſich ſehen laſſen auf den Begräbniſſen und Kirchhöfen; ungewöhnliches Hundebellen und der Nachteulen ängſtliches Geſchrei wurde gehört. Zuerſt im Frühling hat ſich das Sterben am Vieh, bevoraus an den Schweinen, erhoben, die Bäume haben zum andernmal geblühet und auch unzeitige Frucht getragen. Im vergangenen Oktober hat man rothe Erdbeeren im Felde genug gefunden; Schlangen, Nattern und Erdkröten haben wider ihre Natur ſich ſolange draußen gehalten, bis ſie hernach ganz erfroren und letzlich verdorben, welches dann einen

üblen Gestank und böse Luft im Frühling verursachet hat: daher denn das erbärmliche Sterben entstanden.

Auch im Jahr 1572, als die Pest in Kronstadt so heftig war, sah man am 23. Sept., da der Mond ganz voll war, ein viereckig Kreuz ganz klar darinnen: die Ecken am Kreuz waren ganz roth, das übrige war bleich anzuschauen.

73.

Erforschung der Zukunft.

Mites Siebenb. Bürgengel. 258.

Weil der Woiwod der Walachei Michael im Jahr 1599 gar so arg wüthete in Siebenbürgen, widersetzten sich ihm die Edelleute, und soweit es ihnen thunlich war, auch die Sachsen in den Städten. Daher versprach der Woiwod den Szeklern, seinen besten Freunden, goldene Berge wenn sie zu ihm hielten, „worauf sie auch herauszogen ihrer Brüder Blut auf zu fressen." Doch war Michael besorgt um die Zukunft und wollte den Ausgang dieses Krieges durch die Wahrsagekunst erfahren, die er von seiner Mutter erlernet hatte. Derowegen erforschet er in Wachs die Beschaffenheit seines Regiments, und erfuhr im gegossenen Wachs, daß er dies Jahr in Siebenbürgen nicht erfüllen würde. Da wollte er auch vom bevorstehenden Krieg den Ausgang wissen, ließ derwegen 14 ungarische Knaben gleichen Alters vor sich bringen und gleicher Stärke und theilte dieselbigen: sieben sollten auf seiner Seite und sieben auf der „Edler Leute" Seite streiten. Wie diese vor dem Woiwoden zusammengelassen wurden, stritten sie erstlich mit Fäusten gleich, daß kein Theil dem Andern wich. Letztlich aber wurden die Knaben, welche des Walachen sollten sein, also von der Edelleute Knaben getrieben, daß Etliche auf dem Platz auf den Tod niedergeschlagen wurden, die Uebrigen entliefen. Das deutete er selbst bös aus.

74.

Vorzeichen.

G. Krauß Tractat. rer. Trans. 1599—1606, in den deutschen Fundgruben von J. Kemeny. I, 170.

Als der Fürſt Sigmund und der kaiſerliche General Georg Baſta im Jahre 1601 mit ihren Heerhaufen nicht weit von einander ſich gegenüber lagen, ließen ſich in dem ſiebenbürgiſchen Lager viele Haſen *) ſehen, eine Anzeigung der Siebenbürger Furchtſamkeit und folgenden Flucht. Man ſagt auch, daß etliche Reitſpieß auf den Spitzen gebrannt hätten. Und auch das iſt wunderbar und der Natur zuwider, daß eine Katze und eine Maus in einer Grube bei einander geweſen, mit einander gekämpft und die Katze die Maus alſo gebiſſen, daß ſie für Schmerzen laut geſchrien. Die Siebenbürger deuteten all dieſe Zeichen gut für ſich, da ſie ihnen doch das Verderben und den großen Untergang verkündeten.

75.

Himmelszeichen.

Nach der Krauſſiſchen Chronik in A. Kurz Magazin. II., 226.

Als der Fürſt Gabriel Bathori Hermannſtadt durch Verrath in ſeine Hand bekommen hatte, ließ er ſich von der Den-

*) Als Bethlen Gabor am 28. Oktober 1613 nach Thorenburg kam, bewillkommente ihn die dort liegende türkiſche Beſatzung. Am folgenden Tage, bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren veranſtalteten Maneuvers, lief ein Haſe vor einem anſtürmenden Haufen von 10000 Türken den Berg hinan, grade auf Bethlen los. Ein großer Türke auf weißem Roß jagt ihm nach, erreicht ihn, nimmt ihn in vollem Lauf mit der Hand von der Erde und legt ihn lebendig auf des Fürſten Sattelbaum. „Als ſolches die alten Türken ſahen, nahmen ſie ihre Bücher heraus und fingen an zu weiſſagen, was der Haſe bedeuten würde, nämlich: daß Bethlen Gaber ein großmächtiger Fürſt und Herr ſein würde, der alle ſeine Feinde würde überwinden, es ſeyen heimliche oder öffentliche.“ Deutſche Fundgr. 1, 208.

gelegin, einer adligen Frau und seiner Geliebten, bewegen zu befehlen, daß an einem bestimmten Tage jeder fürstliche Soldat oder Anhänger seinen sächsischen Wirthen ermorden solle. Dieser Befehl wurde an einen Hauptmann des Fußvolkes Balthasar Ordögh ertheilt. Als dieser aber am Abend etwas angetrunken nach Hause kam und um Mitternacht sich ins Fenster, welches auf das Feld hinaus ging, legte, sah er plötzlich ein erschreckliches Himmelszeichen nach Sonnenuntergang zu, als ob zwei brennende Heere zusammenstießen und stritten und ein anderes Zeichen gegen Mittag in Gestalt eines feurigen Drachen mit offenem Rachen, worüber er so erschrack, daß er noch in derselbigen Mitternacht zu Bathori lief, ihn an die geschehenen Zeichen und daran erinnerte, daß ein gerechter Gott sei, und ihn bat, sein böses Vornehmen fahren zu lassen und seine Hände nicht in unschuldig Blut zu tauchen. Bathori stand auch wirklich ab von seinem bösen Vornehmen, und am andern Morgen noch vor Tagesanbruch ließ Balthasar unter Trommelschlag und Trompeten Jedermann Ruhe und Frieden gebieten.

76.

Vorbedeutende Zeichen.

Münchl. Siebenb. Provinzialblätter. II, 289. Krauffsche Chronik.

Es geschehen Zeichen und Wunder; daran mögen Weise die Zukunft, besonders zukünftiges Unheil, vorher erkennen. Als am 10. Okt. 1612 der Stadtrichter Michael Weiß vor der Schlacht von Marienburg die Reihen seiner Krieger vor dem Kronstädter Klosterthor aufstellte und musterte, kam plötzlich ein weißer Sperling — Andere sagen eine Schwalbe — geflogen und setzte sich auf seines Helmes Spitze. Die Krieger sahen dies für ein schlechtes Vorzeichen an, jagten dem seltenen Vogel nach, fingen ihn leicht, da er vom Herbstfrost gelähmt war, und tödteten denselben. Die Schlacht endigte durch

die Treuloſigkeit der walachiſchen Mietstruppen wirklich unglücklich und Weiß fiel auf der Flucht, die er ſolange als möglich zu verhindern geſucht hatte. Der Balg des ſeltenen Vogels findet ſich noch in der Kronſtädter Gymnaſialbibliothek, wohin er am Anfang dieſes Jahrhunderts von Nachkommen des berühmten Stadtrichters, die ihn bis dahin in der Familie aufbewahrt hatten, geſchenkt worden iſt.

Nach einer andern Erzählung flog die weiße Schwalbe am Tage der Schlacht zum Stadtrichter von Kronſtadt durchs Fenſter hinein.

77.

Böſe Vorbedeutungen.

Aus der Krauſiſchen Chronik.

Anno 1646 im Juni hat es zu Schäßburg Blut und Schwefel geregnet; war eine große Anzeigung der künftigen Peſt. Es war aber den ganzen Sommer über kein einziges „geſchwindes Gewitter", davon die Luft wäre können gereiniget werden; woraus zu ſchließen war, daß die Luft ganz vergiftet geweſen.

1647 am 27. September gegen Sonnenuntergang hörte man ſtarkes Schießen in der Luft, welches, wie man nachher ausgekundſchaftet, gleichſam durch die ganze Welt gehöret worden und eine Unglücksverkündigung war.

1651 am 3. Mai hat es in Schäßburg Blut geregnet; — Kirſchen und Erdbeeren reiften erſt im Auguſt und die Roſen blühten im September.

1654 am 17. Dezember iſt ein Regenbogen bemerkt worden; zu ſolcher Zeit ein böſes Anzeichen.

78.

Zeichen und Wunder.

Miles Siebenb. Würgengel. 164. 167. 168. 254.

1593 im angehenden Jahr den 12. Januar wurde um „3 Uhr für Mittag" ein erſchreckliches „Himmel-Brennen" ge-

ſehen, auch Kriegsknechte, wie ſie ſich mit Spießen und Schwertern in die Luft ſchlugen; auch zerriſſen und entwichen viel hohe Berge, daß an etlichen Orten große Kirchen und ſtattliche Gebäude unter ſich ſanken: verkündigten ſämmtlich den erbärmlichen Zuſtand, ſo Siebenbürgen nahte. Den 28. Nov. wurden abermals in der Luft feurige Spieße, ſo gegen einander ſtritten in dickſter Zahl geſehen; auch den 30. Tag viel ſchrecklicher als zuvor.

1594 im Juni fiel eine ſolche Mißgeburt von einer Kuh in Medwiſch, daß der vorderſte Theil ein Ochs war und der hinterſte ein Mannsmenſch. Das Ochſengeſicht hat beide Walacheien angedeutet, die dieſes zum Zeichen führen, auch ziemlich viehiſch leben und bald darauf Siebenbürgen überfallen haben.

Wie der Fürſt Andreas Bathori 1599 von Weißenburg auszog gegen Michael, den Woiwoden der Walachei, war eine ſchreckliche Menge großer Vögel da, die dem Lager mit einem großen Trauergeſchrei allenthalben nachfolgten bis auf die Wahlſtadt von Schellenberg unter Hermannſtadt.

79.

Himmelszeichen als Vorboten.

Mündlich.

Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Peſt in Siebenbürgen ausbrach, hatte man längere Zeit am Himmel ein Zeichen, gleich einer ſchwarzen Bohne, auch einen Beſen und einen Rechen geſehen, und die Seuche hörte nicht eher auf, als bis dieſe Zeichen verſchwunden waren. Aehnliche Zeichen ſollen auch früher vor dem Hereinbrechen großer Landesplagen beobachtet worden ſein. Während der vielen blutigen Türkenkriege ſah man öfters zwei gekreuzte Schwerter am Himmel und vor dem Ausbruch der Kurutzenunruhen wurde in Mühlbach um die helle Mittagsſtunde über dem jetzigen

Meister'schen Hause eine große Flamme gesehen, aus welcher eine Menge Funken, gleich Sternen, hervorsprühten.

80.

Wunderbare Erscheinung bei der Geburt Sigismund Bathori's.

Simigianus in den Script. Rerum Transilvanicarum. Tom II., vol. 2, 114. Satellit 1840. 53.

Alle Wärterinnen und die bei der Geburt dieses Fürsten Hülfe geleistet erzählen, Sigismund Bathori sei geboren im Jahr 1572, an einem Dinstag im April, da der Mond fast voll war, und wie er den Leib seiner Mutter, einer Dame aus dem edeln magyarischen Hause Bocskai, verlassen, sind seine beiden Hände fest in einander geschlungen und voll Blut gewesen. Da man ihn später, wie man zu thun pflegt, in lauwarm Wasser legte, um ihn zu reinigen, soll er die Gestalt eines Fisches angenommen, mit seinem Hintertheile im Wasser hin und her geplätschert und erst nach einer halben Stunde wieder menschliche Gestalt bekommen haben. Natürlich waren alle Anwesenden über dieses Ereigniß sehr bestürzt und fragten nach seiner etwaigen Bedeutung. Indessen verbot man Jedem bei seinem Kopf, Etwas davon weiter zu erzählen. Verständige Leute, denen die Sache später zu Ohren kam, meinten aber, daß die blutigen Hände auf ein blutiges Leben und die Fischgestalt auf Unersättlichkeit und unstäten Sinn deuteten. Und als das Kind herangewachsen, erkannten viele aus seinen Gesichtszügen, daß er unter dem dritten Planeten Mars geboren sei, der die unter seinem Einfluß Stehenden in Betreff ihres Aeußern kleinäugig, gebückt und etwas beleibt, in Betreff ihrer Sinnesart kriegerisch, unbeständig, schamlos, heftig, verrätherisch und Zank und Krieg ausstreuend macht, was sich aus hier später in Wahrheit also erwies; denn ganz, wie eben gesagt worden, war Sigismund an Seele und Leib.

81.

Baumwuchs als Kriegsverkündigung.

Mündlich.

Als vor längerer Zeit eine Frau in der Nähe der Burgmauer von Reps Bäume pflanzte, that sie den Ausspruch, daß in welchem Jahr diese über die Mauer hinauswüchsen, in demselben ein schwerer Krieg das Vaterland heimsuchen werde. Im Jahr 1848 sind sie über die Mauer gewachsen. Auch als die bekannte Frau den Boden, worauf jetzt die Spitalskirche in Schäßburg steht, zu diesem heiligen Zwecke schenkte, da prophezeite sie zugleich, daß wenn der vertrocknete Hollunderstrauch, der an der Kirche steht, zum drittenmal ausschlage ein großer Krieg entstehen und bei Schäßburg eine Schlacht sein werde, worin die Menschen im Blute waten würden. Manche wollen behaupten, daß dieses 1849 in Erfüllung gegangen sei, als am 31. Juli die Ungarn bei Schäßburg die große Schlacht verloren, in welcher an die zweitausend Menschen erschlagen wurden.

82.

Die Schaaser Kirche.

Mündlich.

An dem Bau der alten, jetzt durch eine neue ersetzten, Schaaser Kirche sollen die Bewohner des ganzen Stuhls geholfen haben. Ringsherum an den Ringmauern waren Zellen für die Mönche angebracht. Die Sage geht ferner, daß die Schaaser diese alte Kirche auf den Gipfel des dahinter liegenden gegenwärtig mit Weingärten bedeckten Berges hätten bauen wollen; allein das bei Tage gelegte Mauerwerk sei Nachts fortwärend zusammengestürzt und endlich einmal sogar an der jetzigen Kirchenstätte ein schneeartiger, die Gestalt einer Kirche zeigender Ring zum Vorschein gekommen, wodurch letztlich die

Bewohner bewogen worden, das Gebäude an diesem Platz zu errichten. Auch soll diese alte Kirche Wallfahrtsort für die umliegenden Dörfer gewesen sein.

83.

Stolzenburg.

Mündlich.

Wenn man diese Burg jetzt ansieht, so bietet sie ein trauriges Bild des Verfalles: die Zinnen sind gebrochen, die Mauern hier hoch dort niedrig, die Thürme geborsten. Früher war das anders. Damals verdienten Burg und Ort ihren Namen. Letzterer war Hauptort des Kreises. Sechshundert Pflüge mit lauter Vollbluthengsten bespannt zogen damals aus, ohne die mit anderm geringerm Zugvieh. Die Burg stand in der Mitte des Dorfes, und noch jetzt findet man Trümmer und Gemäuer, wo schon lange kein Haus mehr gestanden. Als man sie bauen wollte, hatte man einen andern Platz dazu ausersehen; aber allnächtlich rollten die Steine von selbst an den Ort, wo sie jetzt steht. In dem tiefen Brunnen daselbst, erzählt man, habe einer einmal einen Stein gesehn mit einer goldenen Schrift.

84.

Der Kirchenbau zu Georgsdorf.

Mündlich.

In Georgsdorf (Görgesdorf — Gergelyfája) bei Mühlbach wollten die Einwohner eine Kirche bauen und suchten sich dazu, wie dies im Sachsenland gebräuchlich, einen Hügel außerhalb des Dorfes aus. Der Platz wurde geebnet und die Bausteine, zum Theil aus dem Bach, der unter dem Hügel vorüberfloß, waren bereits an Ort und Stelle gebracht. Plötzlich in einer Nacht rollten all diese Steine den Hügel hinab, sprangen über den Bach und blieben erst auf einem freien

Platz mitten im Dorfe stehen. Als das die Bauern am Morgen sahen, erkannten sie darin einen Wink des Himmels und sagten: „Hier müssen wir unsere Kirche bauen.“ So ist es geschehen, daß die Georgsdorfer Kirche nicht, wie andere im Sachsenland, auf einer Höhe, sondern im Dorfe auf ebenem Platze steht.

85.

Friedreis.

Aus einem Hexenprozeß von 1673 in Schäßb. Archiv Nr. 945.

Sophia, die Ehefrau des Johann Steiner, 36 Jahre alt, bekennt vor dem Gerichte Folgendes. Zur Zeit als der Barcsai einmal Landtag hielt, ging ich mit dieser Angeklagten, Anna Galtherin, in die Wench (eine Feldmark nordwestlich von Schäßburg), und wie wir jenseits der Wenchbrücke auf die andere Seite kamen, da kamen drei Soldaten uns heftig nachgerennt. Da sagt ich zu ihr: „O weh, da kommen drei Soldaten; sie werden uns wahrlich angreifen.“ Sie sprach: „Fürchtet euch nicht; ich kann ein Gebetchen; wofern ich nur das ausbeten kann, so werden sie uns nichts thun.“ Und sie fing an und betete hübsche Worte; da blieben die Soldaten stock still im Weg halten, daß sie uns nicht fürder nachkamen. Das Gebet lautete: „Des Morgens wenn ich aufstehe, drei Schlösser um mich gehen: das eine ist Gott der Vater, das andere ist Gott der Sohn, das dritte ist Gott der heilige Geist. Der gesegnet mir mein Blut und Fleisch, daß mich kein Wasser schwellt, noch kein Baum fällt, sondern dieß „gescheidt“ ist worden durch Christi unseres Herrn seine heiligen fünf Wunden. Ich ging durch einen dunkeln Wald, da begegnet mir ein alter Mann; die Augen waren ihm gebrochen, die Hände waren ihm versprochen, daß er mir nicht schaden konnte durch Christi des Herrn seine heiligen fünf Wunden, und breche mir ein Friedreis in meine Hand.“

Zu einem andermal, als die Tatern im Land waren und einmal an das Schaasgäſſer Thor gekommen waren, befanden wir uns wieder mit einander in der Wench. Da kam Hannes Ayleſcher zu uns und ſagte: „Daß euch Gott ſchände; ihr ſeid hier und in der Stadt ſind die Tatern bis ans Schaasgäſſer Thor gekommen.“ Da ſah ich, daß ſie ein Kraut hinter den Gürtel ſteckte und ſprach: „Es wird mich nun Niemand ſehen.“ Und gingen hiemit über Sandesfeld, und auf dem „jähen Steig“ gab ſie mir auch ein Blatt von demſelbigen Kraut; aber ich warf es von mir und weiß nicht, was es für ein Kraut war.

86.

Unterirdiſches Geläute.

Mündlich.

Die Hirten von Schweiſcher trieben das Geſtütt einmal ſehr ſchnell über den Koileberg; hie und da haben Einige von ihnen, die zurückgeblieben waren, das Geläute zweier oder mehrerer Glocken in der Erde vernommen. Später iſt dieſes beſtätigt worden. Bei Gelegenheit eines ſchweren Wetters das von Sturm und Donnerſchlägen begleitet wurde, hörte man ununterbrochenes Glockengeläute, worauf dann die es hörten dem Schall nachgingen und wirklich auf den Koileberg kamen. Hier bemerkten ſie den dumpfen Schall grade unter ihren Füßen. — Auch hier haben die thörichten Menſchen Schätzen nachgegraben; noch ſieht man deutlich die Stellen, wo dies geſchehen iſt, aber gefunden hat man nichts.

87.

Die verſunkene Glocke.

Mündlich

Bei Leſchkirch iſt ein Dorf Angderden durch Kriegsunruhen vor langer Zeit zu Grunde gegangen, ſo daß weder von einem

Hause, noch von der Kirche und dem Thurm eine Spur mehr zu sehen ist. Aber die Stelle, wo das Dorf stand, kennt man noch, und die Bewohner des benachbarten Ortes Alzen hörten vor Jahren öfters, wenn sie im Felde arbeiteten, ein dumpfes Läuten aus jener Gegend herüberschallen.*) Es hieß dann „die Angderder Glocken läuten zur Vesper." Einst aber hatte der Alzener Schweinhirt seine Heerde auf den Platz des untergegangenen Dorfes getrieben, da führte eine Sau zur Entdeckung der lange versunkenen Glocke von Angderden. Indem nämlich das Thier die Erde aufwühlte, um sich ein Lager zu bereiten, deckte sie die verschüttete Glocke auf; der Hirt fand die Sau mit ihren Jungen darin. Die Glocke wurde nach Alzen gebracht und ruft jetzt diese Gemeinde zum Gottesdienst.

88.

Was die Glocke klingt.

Mündlich.

Da wo das Roder Thal in das Kokelthal mündet liegt eine schöne fruchtbare Fläche. Hier soll einst ein stattliches sächsisches Dorf gestanden haben. Durch die Pest, erzählt man, sei es entvölkert und durch einen furchtbaren Brand endlich gänzlich zerstört worden. Auf dem Platz, wo früher dieses Dorf gestanden, habe man später die (jetzt umgegossene) Roder mittlere Glocke aus der Erde hervorgezogen, und da selbige durch eine Sau ausgewühlt worden, habe sie in der ersten Zeit fortwährend folgenden Spruch geklungen:

*) Aehnliches berichtet B. Kästner in den Blätter f. S. G. u. V. 185'/, 154. 157. von der 200 Centner schweren Glocke des Kerzer Abtei, die, als sie vom Thurme fiel, drei Gewölbe durchschlug, ohne beschädigt zu werden, und darauf im nahen Klosterweiher versenkt wurde. Sonntagskinder hören ihren Schall am Ostermorgen: wenn sie die Auferstehung des Herrn mit verkündigt.

Sau fand mich,
Mann nannt' mich.

Auf ganz ähnliche Weise sollen auch die Glocken von Kleinschelk (im bösen Graben) und Kreisch gefunden sein.

89.

Glockenklang und fernes Rufen.

Mündlich.

Bei Kleinschenk findet man auf einem Berge, der bei den großen Gewässern im September 1851 theilweise in die Kokel gerutscht ist, altes Mauerwerk, von mehrfachen Schanzen und Wällen umgeben. Die Bewohner dieser Gegend behaupten, daß von dort her alljährlich weithin Glockenklang sich hören lasse.

In Radeln soll eine Burg gestanden haben. Alle Jahr am Christtag, wenn man um 11—12 Uhr Nachts ausgeläutet hat, ruft es daselbst aus der Erde: zu Hilfe, zu Hilfe! Man denkt es könne ein Geist sein.

90.

Weites Klingen.

Mündlich.

Die größte Glocke in Buzd ist so alt, daß sie hat gewendet werden müssen. Sie soll früher so hellen Klang gehabt haben, daß man sie in Hermannstadt gehört, und daß die Hermannstädter sie hätten haben wollen. Darum hat man sie gewendet. In ihrem Klöpfel ist noch die Spur von dem Biß eines Hünen merklich. Vielleicht war es jener, der auf dem nahen hönyekipchen wohnte.

91.

Der Schatz kündigt sich an.

Mündlich in Mühlbach.

Ein Mann hörte in der Wand, woran sein Bett stand, oft ein Picken und Pochen und konnte nicht errathen, woher

das rühren möchte. Neugierig brach er endlich an der Stelle, wo das Pochen hörbar wurde, die Mauer auf und diesmal wurde die Neugierde angenehm befriedigt. Er fand einen eingemauerten Topf voll alter Silbermünzen.

92.

Die Schätze des Darius.

Mündlich.

Bei Hamlesch im Unterwalde liegen die Schätze, welche der Perserkönig Darius auf seinem Scythenzuge vergraben hat. Ein reisender Handwerksbursch, der an der Stelle geschlafen, sah einst den unermeßlichen Reichthum und weil er Schick und Brauch in solchen Fällen kannte, legte er etwas auf denselben zum Zeichen seiner Besitznahme und merkte sich den Ort. Darauf zog er nach Deutschland, um seine Freundschaft herbeizuholen, daß sie ihm den Schatz heben helfe. Aber angelangt in der Heimat, wurde er krank und immer kranker und starb endlich. Kurz vor seinem Tode entdeckte er zwar seinen Verwandten den Ort, wo die Schätze lagen, nach all seinen Merkmalen und so genau er es nur konnte. Allein als diese ihn nun aufzusuchen kamen, fanden sie ihn nicht und waren die Schätze verschwunden.

Nach Andern liegen diese Schätze in der Burg von Sascier, wo auch vor geraumer Zeit Abenteurer und Walachen darnach gegraben haben.

93.

Die Schätze des Darius auf der Sascsorer Burg.

Mündlich. Kővari I., a. a. O. 180.

Als König Darius Siebenbürgen verlassen mußte, verbarg er seine ungeheuern Schätze in der Burg von Sascier. Niemand wußte um diese Schätze als sechs Hermannstädter Bürger, die sich jährlich auf Wägen Gold und Silber von hier

holten. Die Mitwisser hatten sich eidlich verbunden, das Geheimniß zu bewahren, und erst als der sechste und letzte von ihnen gestorben war, soll es durch dessen Testament ruchbar geworden sein. Hierin fanden sich nun folgende Angaben: Gegen Abend befindet sich eine starke eiserne Thüre, welche nach außen geöffnet werden muß. Wenn ein Unkundiger die Schwelle überschreitet, fällt er durch eine Fallthür sogleich in unermeßliche Tiefe und wird durch tausend Schwerter — das heimliche Gericht — zerschnitten. Es ist daher nothwendig einige Bretter über die Fallthür zu legen, um sich den Uebergang möglich zu machen. Hierauf gelangt man zu einer zweiten eisernen Thüre, vor welcher zwei silberne Löwen in Lebensgröße liegen. Diese Thüre führt in einen großen Saal. Hier sitzt der König Darius zu oberst an einem langen Tisch, neben ihm zu beiden Seiten zwölf überwundene Könige, jederhand sechs, der König aus gediegenem Golde, die andern alle aus purem Silber. Neben diesem Saal befindet sich ein anderer, worin die Königin mit ihren zwölf Hofdamen, ebenfalls aus gutem echtem Silber sich befindet, alles in Lebensgröße. Endlich gelangt man noch in einen Keller, worin zwei Reihen Fässer liegen, jederseits zwölf Stück, gebunden mit goldenen Reifen und angefüllt mit silbernen und goldenen Münzen.

Noch im vorigen Jahrhundert soll ein walachischer Eremit in der Burg gewohnt haben, bei welchem sehr oft goldene Münzen von König Darius gesehen wurden, obwohl er keiner Mutterseele je sagte, wie er dazu gekommen.

Endlich erzählt man, daß vor nicht gar langer Zeit drei Schweizer in die Burg gekommen seien, welche nach Anweisung einer alten Schrift daselbst nach Schätzen gegraben hätten, aber ohne etwas zu finden.

94.

Sau als Schatzwächter.

Mündlich aus Schäßburg.

Vor der „ſteinernen Brücke“ an der Mündung des Schleifengrabens läßt ſich Nachts eine Sau mit 12 Ferkeln ſehen. Sie bewacht einen dort liegenden Schatz. Wagen werden oft angehalten auf der Brücke, man weiß nicht von wem; die Ochſen können nicht aus der Stelle; den Leuten werden Mantel oder Kotzen vom Rücken geriſſen. Wer in der Gegend ein Grundſtück verkauft, behält ſich das Recht auf etwa darin aufgefundene Schätze vor.

95.

Schlange als Schatzwächter.

Miles ſeb. Bürgengel 45.

Der gelehrte Rathsherr Mathias Miles erzählt in ſeiner Chronik zum Jahr 1551 Folgendes. Als Caſtaldus, der Führer war Kaiſer Ferdinand's in Siebenbürgen, ſein Heer nach Hauſe ließ zu wintern, kam ihm unterwegs die erſtreuliche Poſt zu: Nahe bei Dewa, da vormals die römiſche Stadt Ulpia Trajana geſtanden, an dem Fluß Strigh (Strell) haben die Bauern unter einem alten Baum, deſſen Wurzeln das Waſſer ganz unterwaſchen, etwas Gleißendes geſehen, wie ſie zu Mittag ihr Vieh tränken wollen. Darum begeben ſie ſich in den Fluß und graben fleißiger nach, bis ſie einen über alle Maßen reichen Schatz überkommen. Oben war eine güldene Schlange, gleichſam wie ein Hüter darauf geſetzt, welche nach des Cardinals Georgius Martinuſius Tode an Ferdinand gekommen iſt. Sonſt goldener Münzen waren unzählig viel, auf einer Seite hatten ſie Lyſimachi, auf der andern der Göttin Victorie Bildniß gepräget und machten im Gewicht unſerer

guten Dukaten drei. Was übrig geblieben und die Bauern nicht vertuscht hatten wurde auf 20,000 Dukaten geschätzt.

96.

Schatzwächter.

Mündlich.

In Sächsisch-Reen, erzählte eine Großmutter, sah man bei dem katholischen Bräuhaus die Frau mit der weißen Schopphaube *), an dem „Burieg" den schwarzen Peter und in der Lehmkaule Kinder tanzen. Alle wachen bei großen Schätzen.

97.

Truthühner als Schatzwächter.

Mündlich.

Bei der großen Eiche am Eingang des Wolkendorfer Grundes bei Schäßburg liegt ein Schatz, von Truthühnern bewacht. Man hat daselbst so oft gegraben, daß Weg und Eiche bereits den Einsturz drohen.

98.

Stein als Schatzwächter.

Mündlich.

In einer Höhle in der Nähe von Karlsburg sollen sich unermeßliche Schätze befinden; doch wer mag sie holen? Zwar die Höhle ist immer offen, geht aber in unendliche dunkle Tiefe hinunter und hat außerdem einen Stein als Wächter an ihrem Eingang. Dieser Stein steht so, daß er die Pforte zu dem lockenden Glück nicht zu versperren scheint; aber wehe dem, der dieser Täuschung glaubt und sich zum verderblichen Wagestück verführen läßt! Ein Schornsteinfeger, seiner Fertigkeit in engen

*) Weil in den Nacken hinabreichend, mit hängenden Bändern.

Räumen zu klettern vertrauend, hat den Verſuch hier mit einmal reich zu werden ſchwer gebüßt. Kaum war er in die Nähe des Steines gekommen, als dieſer aus der Felswand hervortrat und ihn zwiſchen ſich und der gegenüberſtehenden Wand einzwängte, daß er ein jämmerliches Ende nahm. Noch ſollen die Gebeine des Unglücklichen ſchwebend in der Höhle geſehen werden.

99.

Schätzeheben.

Mündlich.

Schätze, die am Tage blühen, laſſen ſich ohne Gefahr heben die in der Nacht blühen ſind gefährlicher und werden oft vom Teufel wiedergeholt, dem ſie bei der Vergrabung verflucht ſind Was aber über der Erde liegt, darüber hat dieſer keine Macht. Noch lebt in . . . ein alter Mann, der einſt nächtlicher Weile einen Schatz hob. Der Teufel verfolgte ihn in Geſtalt eines ſchwarzen Büffels und brachte ihn zum Wahnſinn.

100.

Wie einer ſeinen Schatz ſichern wollte.

Mündlich.

Ein Mühlbächer vergrub einen Schatz in ſeinem Weingarten. Als er fertig war mit dem Geſchäft, ſetzte er ſich mit bloßem H... auf die Stelle und ſprach einen Zauber aus, daß der Schatz nur ſolle können gehoben werden, wenn derſelbe H... wieder dort geſeſſen. Bald hierauf ſtarb er, ohne zu irgend Jemanden aus ſeiner Verwandtſchaft von der Sache geſprochen zu haben. Allein der getreue Nachbar hatte alles mit angeſehen und angehört und kam zu den Erben und zeigte ihnen an was er wußte Die aber luden, weil in Folge des

Jankers die Beſitznahme des Schatzes auf andere Weiſe nicht möglich war, den Todten auf einen Wagen, führten ihn in den Weingarten, ſetzten ihn mit bloßem H... auf den bezeichneten Platz und hoben darauf wirklich mit leichter Mühe das verborgene Gut.

101.

Verwünſchte Schätze.

Mündlich.

Auf dem Bulleſcher Hattert hat man Scherben und Bodenſtücke von alten irdenen Gefäßen mit Aſche gefunden: das Volk meint, das ſeien vergrabene Schätze, die der Teufel in Aſche verwandelt habe.

102.

Verwünſchte Schätze ſind gefährlich zu heben.

Mündlich.

In jenen unfriedlichen Zeiten, wo man ſo oft von Feinden überfallen in Wälder und Felder flüchten mußte, verbargen viele Leute ihr Geld, wie ſie eben konnten: Einige in die Mauer, Andere in den Keller, Andere in den Brunnen, auf das Feld, in Weingarten und Wald unter Steine und Bäume und legten dann einen ſchweren Fluch darauf, wenn nicht ſie oder ihre Erben ſie heben würden. Viele Schätze blieben nun lange verborgen, viele ſind es auch heute noch, und man hört zuweilen, daß dieſer oder jener einen gefunden. Es gibt gewiſſe Tage im Jahre, wo die unterirdiſchen Schätze blühen und ſich zeigen. Das Blühen aber beſteht in einer bläulichen Flamme, ähnlich der des angezündeten Branntweins. Beſonders gern geſchieht dies am Ehemaltage, und wer ein Sonntagskind iſt kann an dieſem Tage leicht reich werden. Bei Neen gibt es auch gewiſſe Orte, wo viel unterirdiſche Schätze liegen, als z. B. die „Hanf heilen“ und der „Binkert“,

wo die alte Stadt gestanden haben ſoll, dann die „Kraft“, an die „Nichtheit“, beim katholiſchen Bierbrauhaus und auf dem „Steinweg“. Aber auch in vielen Häuſern und Höfen gibt es noch verborgene Schätze. Wer jedoch einen ſolchen Schatz findet und nicht Kindeskind iſt von denen, die ihn verborgen haben, den trifft der Fluch, und ſein Geſchlecht muß oft in Kurzem ausſterben. So iſt es auch ergangen dem Hauſe Michael Gottmeiſters. Beim Neubau ſeines Hauſes hatte Gottmeiſter eine große Truhe mit Kupfergeld gefunden. Weil nun das Geld verwünſcht und er nicht ein Nachkommne war, ſtarben in Kurzem ſeine Kinder, dann ſeine Frau und Mutter, und zuletzt ſelgte er ſelbſt. Es gibt noch viele Andere, die verwünſchtes Geld gefunden und dann blind oder taub oder Krüppel geworden ſind, ſeitdem der Fluch geweſen. — Sehr Wenige ſind glücklich geworden durch gefundenes Geld. Aber all dieſes iſt nicht mit ſolchen Schätzen der Fall, die nicht vergraben worden ſind, ſondern ſich von ſelbſt in der Erde befinden und von Geiſtern bewacht werden. Dieſe muß man nur ohne Furcht und ohne Neid, Habſucht und böſe Begierde heben können, ſo wird man glücklich durch ſie, ſonſt freilich ſehr unglücklich, wie man das an Simon Hill und Martin Reimann geſehen.

103.

Ein Schatz kündigt ſich an, wird aber nicht gehoben.

Mündlich aus Mühlbach.

Ein Schloſſer ſaß in der Abenddämmerung im Hofe vor der Thüre und zählte von des Tages Laſt, als er plötzlich in ſeinem Keller ein ſtarkes Pochen und Klopfen vernahm. Da er ſich die Urſache nicht erklären konnte, nahm er eine brennende Kerze in die Hand und ging in den Keller, um der

Sache auf den Grund zu kommen. Mehremals wurde ihm an der Thüre die Kerze ausgelöscht; endlich gelang es ihm aber doch in den Keller zu gelangen. Als er in die Mitte desselben gekommen war, hörte er plötzlich ein Geräusch hinter sich, als ob eine große Masse von Schmiedekohlen übereinander geschüttet würde. Er wandte sich um, sah aber nichts. Da wurde ihm unheimlich zu Muthe, und er ging eilig hinaus. Kaum war er in seinem Zimmer angelangt, da stürzte der Geselle, der in der Werkstatt geschlafen, in bleicher Angst herein und erzählte, wie ein bärtiger alter Mann ihn geweckt und ihm gewinkt habe. Er habe aber nicht den Muth gehabt der Erscheinung zu folgen, sondern sei aufgesprungen und heraufgestürzt. Aehnliches trug sich noch öfter in diesem Hause zu und der Besitzer desselben — denn der Schlosser wohnte blos zur Miete darin — ließ endlich auch einen Zauberkundigen herbeiholen. Als dieser in die Mitte des Kellers kam und seine Wünschelruthe sich hier zur Erde neigte, sagte er: „Ich sehe in der Tiefe des Bodens eine schwarze Henne auf vielen Eiern brüten; glücklich wem es bestimmt ist, dies Räthsel zu lösen.“ Der Hausherr gab sich Anfangs viel Mühe, in den Besitz des Schatzes zu gelangen; als man ihm aber später sagte, daß derjenige, der einen Schatz hebe, in kurzer Zeit sterben müße, wurde er ängstlich und ließ ab von seinem Bestreben.

104.

Ungehobene Schätze.

Mündlich.

Auf dem Schidrèg zwischen Nadesch und Marienburg hat eine Hünenburg gestanden, und die Riesen haben dorthin große Schätze vergraben. Viele haben darnach gesucht, aber keiner noch ist glücklich gewesen. Einer sah sie und wollte eben seine Hand darnach ausstrecken, da ergriff es ihn wie von unsichtbarer Hand und schleuderte ihn weithin bis auf Buner

Hattert. Ein anderer hatte eine Goldſtange wirklich gehoben und nach Hauſe getragen; aber er fand keine Ruhe bis er ſie wieder zurückgetragen. Nur Sonntagskinder können dieſe Schätze heben, und auch dieſe dürfen nicht einheimiſche ſein.

105.

Der Schatz in der Spitzburg.

Mündlich.

Die Spitzburg iſt eine Bergkuppe bei Reen, auf deren höchſter Fläche noch eine Umwallung bemerkbar iſt und Spuren eines Thurmes ſtehen. In der Spitzburg liegt ein Schatz. Zuweilen öffnet ſich der Berg, und der Reichthum glänzt den Glücklichen an. Ein Hirt von Eidiſch, welcher ſeine Heerde einmal dort weidete, wurde an einer Stelle, wo er desgleichen früher nie geſehen, eine Oeffnung im Berge gewahr. Er ging hinein in dieſelbe und trat in das Innere der Erde, wo unbeſchreibliche Schätze ihm entgegenblitzten. Wie er aber wieder herausging, um ſich einen Wagen zur Fortſchaffung derſelben zu holen, fuhr die Oeffnung oder die Thüre krachend hinter ihm zu und ſchlug ihm noch einen Theil der Ferſe weg. Hätte er einen Augenblick länger verweilt, ſo wäre er in die Höhle eingeſchloſſen worden; denn mit der zwölften Stunde muß ſich der Eingang ſchließen, und eben war dieſe vorüber. Der Hirt hat ſpäter alles ſelbſt erzählt und zum Beweiſe die beſchädigte Ferſe vorgewieſen.

106.

Der Schatz in der Kond.

Mündlich.

Kond heißt eine düſtere baumreiche Helt bei Reen. Dort iſt es nicht geheuer: kohlſchwarze geſpenſtige Büffel geben, beſonders zur Zeit Thomä und Georgi, da um Reiche Schätze liegen an dem Orte vergraben. Ein Reener ſah ſie einſt blühen,

bezeichnete ſich die Stelle und beſchloß in der nächſtfolgenden Nacht die Hebung zu verſuchen. Weil er indeſſen ſeiner eignen Kraft und Unerſchrockenheit nicht ſehr traute, entdeckte er ſein Vorhaben dem Nachbar und bat ihn, um die nächſte Mitternacht mit ihm hinauszugehen. Der Nachbar aber war einer von den ungetreuen, gegen die man im Katechismus betet und wollte ſchlechten Betrug üben. Bereits um 10 Uhr Abends ging er mit einem andern Freund zur bezeichneten Stelle, grub und fand nach kurzer Friſt — einen Pferdekopf mit widerlichen Fröſchen gefüllt. Voll Aergers nahm er den Fund mit und warf alles, Pferdekopf und Fröſche, zum offenen Fenſter hinein in das Zimmer des ruhig ſchlafenden Nachbars. Als dieſer, in der Nacht nicht ermuntert durch den verabredeten Weckruf, am andern Morgen erwachte, blendete ihn ein eigenthümlicher Glanz. Sein ganzes Zimmer war mit Dukaten beſäet und der Pferdekopf lag als Keſſel mitten darunter. Alſo gibt es Gott den Seinen im Schlaf. Voll Freude und Beſtürzung eilt der Glückliche, Simon Hill nennt ihn die Sage, zum Andern, der Martin Roſmann ſoll geheißen haben, und erzählt ihm die ſonderbare Begebenheit. Kaum hat er geendet, als der Treuloſe vom Schlage gerührt todt zu Boden ſinkt. Von dem mitbetheiligten Freund erfuhr Jener ſpäter den Hergang der Sache. Aber er ſchenkte von dem leicht erworbenen Gut reichlich an die Kapelle und erzog noch überdies die hinterbliebenen Kinder des unglücklichen Nachbars.

107.

Goldſtaub.

Mündlich.

Der alte Kirchenvater in Nadeſch erzählt, daß ihm in ſeiner Jugend einmal Etwas begegnet ſei, wodurch er leicht hätte ein ſteinreicher Mann werden können. Wie er nämlich in einen Wald, den die Nadeſcher Bun zu beſitzen, geht, ſieht er in dem

abschüssigen Bachufer den Henkel irgend eines Gefäßes aus der Erde vorstehen. Er versucht, sich in den Besitz desselben zu setzen und klimmt den steilen Ort hinan. Eben hat er den Henkel gefaßt, da verliert er den Boden unter den Füßen und rutscht sammt dem Gefäß, daß ihm in den Händen bleibt, hinunter. In demselben findet er aber Nichts als einen gelblichen Staub und wirft es deshalb als unwerth bei Seite. Hätte er es behalten! denn nachher erfuhr er von den Leuten, daß der gelbe Staub sicherlich Goldstaub gewesen sei.

108.

Kaufladen im Berge.

Mündlich.

In der Kuppe, einem Berge bei Schweischer (sächs. **köp, grisa köp, ria köp**) sieht man zu Zeiten einen Kaufladen; aber näher als auf 60 oder 100 Schritte ist Niemand daran gewesen. Es öffnet sich dann der Berg auf der Südseite, und man sieht in der Oeffnung den erwähnten Laden. In seiner Thüre steht ein noch starker, grauhaariger, weißgekleideter Mann mit langem schneeweißem Bart. In dem Laden selbst sieht es ganz dunkel aus. Nach wenigen Minuten schon schließt sich die Oeffnung und man weiß nicht mehr, wo sie gewesen, und zeigt nur ungefähr noch den Ort.

109.

Der Kirchenschatz.

Mündlich.

Der unterste Stein an der Wendeltreppe in der Reener evangelischen Kirche hat die Gestalt eines Weinstockes. Der Tischlermeister ... erzählt und will zehn Gulden darauf geben, daß er die Wahrheit sage, es habe ihm bei einer Wallfahrt nach Demänháza ein Mikházer Pater Franziskaner mitgetheilt, daß sie in ihrem Kloster eine alte Schrift hätten, worin geschrieben stehe, daß unter jenem Weinstock ein Schatz verborgen

ſei. Ein König oder Fürſt habe ihn beim Bau der Kirche hingelegt, damit man dieſelbe einmal, wenn ſie für die Bedürfniſſe des Ortes zu klein geworden, größer bauen könne.

110.

Von einem andern Schatz.

Mündlich.

In einem Hauſe in der Kirchgaſſe zu Schäßburg hat einſt ein türkiſcher Paſcha gewohnt und darin einen großen Schatz verborgen. Ein noch lebender Bürger, der dort längere Zeit gewohnt und plötzlich wohlhabend geworden, ſoll ihn gefunden haben. — Einen andern, der in einem Büffelfell in der Erde ſich befand, deckte man bei dem Neubau eines Hauſes in der Beiergaſſe, wie erzählt wird, auf.

111.

Apaſis goldener Pflug.

Mündlich.

Bei Neudorf, 4 Stunden von Schäßburg iſt Kopiſch zu ein Grund, lăpeseh genannt, der früher den Kopiſchern gehörte, deren Hattert bis an den Bach ging, an welchem Neudorf liegt. In dieſem Grund pflügte einmal der Fürſt Apaſi und zwar mit goldenem Pfluge. Da kamen die Kuruzen und zwangen ihn, die Arbeit aufzulaſſen und auf ſeine Flucht bedacht zu ſein. Zuvor aber vergrub er den goldenen Pflug, und die Neudorfer wiſſen auch recht gut, wo. Aber wenn man nachgegraben hat, wie ſchon öfter geſchehen, da traf der Eine ſtatt des goldenen Pfluges eine goldene Henne mit goldenen Hühnern, der Andere gar auf ein ſchwarzes Ungethüm.

112.

Schatzfindendes Schwein.

Mündlich.

Auf einem in die Kirche von Dirrbach eingemauerten Stein ist ein Schwein ausgehauen zu sehen. Man erzählt davon, dasselbe habe an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, einen Kessel mit einem Schatz ausgewühlt und mit dem letzten sei die Kirche gebaut worden.

113.

Glockenfindende Sau.

Mündlich.

Ein Berg in der Nähe des eine Stunde von Schäßburg entfernten Dorfes Schaas heißt riestigberg und er ist grade so gelegen, daß man Schaas und Schäßburg sehen kann von demselben. In alten Zeiten soll dort eine Kapelle gestanden und auf den nahen Höhen des Mönch- und Nonnenberges sollen geistliche Leute gewohnt haben. Auf dem riestigberg ist die älteste Glocke von Schaas gefunden worden und zwar durch eine Sau, die sich ihr Nest dort in den Boden wühlte.*)

114.

Der verwünschte Schatz.

Mündlich aus Mühlbach.

Da wo die große Brücke über den Alt führt wohnte vor langen Zeiten in einem kleinen Häuschen am Ufer des Flußes ein alter Mann. Er hatte unermeßliche Reichthümer erwor-

*) Von den Glocken anderer Dörfer z. B. der berühmten Kloßdorfer, mit „tetra grammaton" bezeichneten, wird Aehnliches erzählt, von der eines Dorfes im Bogeschdorfer Kapitel (welches?) heißt es, sie klinge „et hôt mich en sea ausgezriwelt" (es hat eine Sau mich ausgewühlt).

den, die er aber mit großem Geiz bewachte. Da kam ein großer Krieg über das Land. Dem Manne ward bange, seine Schätze könnten in solchen Zeitläuften Andern in die Hände fallen. So grub er eine Höhle vom Ufer des Altes unter das Bett des Flußes und brachte seine Schätze dahin und seinen Hund dazu und verwünschte sie beide, daß Niemand die Schätze nehmen könne und der Hund dabei wachen müsse bis an der Welt Ende. Was aus dem Manne geworden weiß man nicht; aber noch ist der Eingang zu jener Höhle am Ufer des Altes sichtbar; drinnen steht ein silberner Ochse, trägt auf seinem Rücken eine silberne Lade, die den verwünschten Schatz enthält. Oben auf der Lade liegt ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, und Niemand kann ihm nahe kommen, denn der Böse ist in ihm.

115.

Kesselfund.

Mündlich von einem Kronstädter.

Die Zeidner erzählen, vor uralten Zeiten habe man hinter dem Zeidner Berg einen großen Kessel ausgegraben, aus dessen Metall man die vorige große Glocke gegossen. Das Loch, worin der Kessel gewesen, sei solange offen gestanden, bis im vorigen Jahrhundert der berühmte Kronstädter Stadtrichter Samuel Herbert gestorben sei. Diesen habe der Teufel aus seiner Gruft herausgeholt, durch die Luft hinter den Zeidner Berg geführet und in jenes Loch gestürzt, wo er jetzt bisweilen bei stürmischer Witterung ein entsetzliches Getöse verursache.

116.

Der Teufel als Schatzwächter.

Mündlich.

In dem Ziperin, einer Gegend bei Schweischer, ist eine Truhe voll Gold begraben. Ein alter Zigeuner grub einmal

darnach, fand auch glücklich die Truhe und sah das Geld; aber ein kleiner schwarzer Pudel hinderte ihn, dasselbe herauszunehmen. Und wie er dennoch nicht abstehen wollte, verlor sich der Pudel, und es erschien ein Büffelochse, der dem Spaß ein Ende machte. Diese Gestalten erklären die Leute für den Teufel selbst.

117.

Vertrag mit dem Bösen.

Mündlich.

In einen Weingarten an der hintersten Nächstbelt saß einmal ein Reener von der Arbeit ermüdet neben einem jungen zweijährigen Nußbäumchen und dachte gar traurig darüber nach, wie sehr er sich stets plagen müsse und wie selten er den Lohn für seine Arbeit finde, indem fast immer Mißwachs oder Hagelschlag seine Hoffnung vernichte. Da erschien ihm plötzlich der Teufel, aber nicht leibhaftig, sondern in Gestalt des Piter Hanes eines alten bekannten Winzers und Wetterführers, fragte ihn, warum er so niedergeschlagen sei, und tröstete ihn dann, indem er sagte: „Ich will dir stets helfen bei der Arbeit, daß du keine Anstrengung weiter haben sollst, und will sorgen dafür, daß deinen Weingarten kein Mißwachs und Hagelschlag noch Mehlthau treffen soll, wenn du mir versprichst, an dieses Bäumchen — und dabei wies er an das Nußbäumchen —, wenn es dazu groß und stark genug sein wird, an einem von mir bestimmten Tage dich aufzuhängen. Der Mann bedachte sich zwar einige Zeit und es war ihm ganz nicht recht; allein da ihm der Vortheil so glänzend erschien und da er glaubte, dann längst lebensſatt und betagt zu sein, wenn das kleine Bäumchen so groß gewachsen, daß es ihn tragen könne,so willigte er endlich ein, ja er ritzte sich sogar, da der Teufel es also verlangte, einen Finger und schrieb auf ein hingehaltenes Weinblatt mit Blut den Anfangsbuchstaben

ſeines Namens. Der Teufel half ihm hierauf die Arbeit beendigen, half ihm auch dem Vertrage gemäß die folgenden Jahre, und der Mann hatte zum Erſtaunen ſeiner Nachbarn immer, auch wenn ſonſt nirgends Etwas gerieth, eine ausgezeichnet reiche Weinleſe, ſo daß zuletzt Alle merkten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Indeſſen war der Mann bei ſeinem Glück ſehr ehrbar und frohgeſtimmt, ſo daß ihn Alle gerne leiden mochten. Aber mit den Jahren, als das Nußbäumchen ſchon eine bedeutende Stärke und Höhe erreicht hatte, fing ſeine gute Laune immer mehr abzunehmen an, und er konnte ſich eines immer ſteigenden Grauens und Zitterns nicht erwehren. Die Leute erbarmten ihn und hätten ihm gerne geholfen, aber Niemand getraute ſich, ihn um ſeinen Umſtand zu fragen. Da war einmal ein weißbärtiger walachiſcher Pope bei dem armen unglücklichen Manne, der immer Wein ſchenkte, und trank ein Seitel Wein. Von dieſem wußte man allgemein, daß er auch gegen den Teufel und die Hexen Etwas könne und für die Kühe und gegen Verwünſchung es verſtehe. Zu dieſem faßte der Unglückliche ein Zutrauen und ſagte ihm Alles und bat ihn, ihm wenn möglich zu helfen. Der Pope ſchüttelte als er von dem beſchriebenen Blatt hörte, den Kopf und meinte, es ſei ſchwer, allein er wolle mit Gottes Hilfe verſuchen; er ſolle nur, wenn der Teufel ihm den Tag beſtimmt habe, ihm — dem Popen — es ſagen, daß er zur rechten Stunde auch hinaus kommen könne. Dann ſolle er es ſich vom Teufel erbitten, weil er ihm vor dem Aufhängen ein Gebet durchaus nicht erlauben werde, daß er — der Teufel — ſich während des Aufhängens wenigſtens abſeits und zwar nach Sonnenuntergang wende; das Uebrige wolle dann er — der Pope — ſchon beſorgen. Als der Tag nun wirklich beſtimmt wurde, ging der Mann, nachdem er den Popen benachrichtigt, mit einem Strick hinaus zum Baum und fand den Teufel ſchon da in ſeiner grauſenerregenden leibhaftigen Geſtalt. Das

Gebet ſchlug er ihm natürlich ab, das Verlangen aber, daß er ſich nach der entgegengeſetzten Seite nach Sonnenuntergang kehren möge, ſchien ihm unbedeutend und er gewährte es ihm unbedenklich. Unterdeſſen war aber der Pope unter dem Zaun herangeſchlichen, ohne daß ihn der Teufel bemerkt hatte. Als nun der Mann ſich den Strick um den Hals gelegt und ſich eben von dem Aſt herunterſtürzen ſollte, trat der Pope mit dem Kreuz in den Händen hervor und ſprach laut ein Gebet. Da gab es einen furchtbaren Knall, der Teufel fuhr durch die Lüfte und ließ einen erſchrecklichen Geſtank zurück. Der Mann ſtieg nun vom Baume und ging mit dem Popen nach Hauſe; allein er ſtarb bald darauf und wie man erzählt unter großen Qualen, die ihm wohl der Böſe aus Rache angethan. —

Der Baum aber ſteht noch und iſt jetzt ein großer und mächtiger Nußbaum geworden, der weithin Schatten wirft und ringsum keine Weinſtöcke aufkommen läßt.

118.

Der Teufel holt die Seinen.

Mündlich.

Der Hügel in Birk, auf dem die Zigeuner wohnen, heißt scherzerrëg von einem Mann aus dem Dorf, der vor langen Jahren mit dem Teufel dort Umgang gehabt. Man erzählt, jener Scherzer habe ſich zu zweimalen aus dem Berge ſehr viel Geld geholt, allein wie er zum drittenmal hingegangen, habe ihn der Teufel im Berg zurückgehalten und kein Menſch ihn mehr geſehen.

119.

Der Teufel auf dem ſiebenbürgiſchen Landtag.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 240.

Der Fürſt von Siebenbürgen Johann Kemeny, der im Jahr 1662 gegen die Türken Schlacht und Leben verlor, er-

zählt in ſeiner Selbſtbiographie folgenden Fall. Zu Ratka in Ungarn hielt ſich durch einige Jahre eine Teufel auf. Zwar wurde derſelbe nicht geſehen, aber man hörte doch ſeine Stimme, und er trieb mehrfachen ſichtlichen Muthwillen. Als derſelbe nun einige Jahre lang nicht bemerkt worden war, nachmals aber ſeine Gegenwart wieder auf gewohnte Weiſe kund gab, fragte man ihn, wo er mittlerweile geweſen. „Ich war," ſagte er, „auch einmal auf dem ſiebenbürgiſchen Landtag, habe mich aber nur kurze Zeit da aufgehalten, weil ich es doch nicht bewirken konnte, daß ſie ſich einander abſchlachteten." Dieſes ſoll ſich auf den im Jahr 1629 nach dem Tode des Fürſten Gabriel Bethlen in Mediaſch abgehaltenen Landtag beziehen.

120.

Teufelsgräber.

Mündlich.

Die ſpitzen Bühel im Wolkendorfer Grund bei Schäßburg ſind Teufelsgräber; unter jedem liegt einer begraben; der ärgſte unter dem höchſten Bühl. Noch jetzt gräbt Niemand an dieſer Stelle; man fürchtet, man werde den Teufeln Luft machen und ihnen herausbelfen.

121.

Zalmoxis.

Herodot IV. 94. Benigni Unterhaltungen aus der Geſchichte Siebb. 1, 3. (nach Herodot und Strabo). Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 100. Neugebaur Dacien. 256. Jak. Grimm Geſchichte der deutſchen Sprache. I, 187.

Die Geten oder Daken wollen unſterblich ſein, erzählen alte Schriftſteller, in der Weiſe, daß ihr Glaube iſt, ſie ſtürben nicht, ſondern der Hingeſchiedene gehe zum Geiſt. Zalmoxis, welcher, wie Einige unter ihnen meinen, auch Gebeleizis iſt. Wie Herodot, ein griechiſcher Geſchichtſchreiber, von den

am nördlichſten wohnenden Griechen vernahm, wäre dieſer Zalmoris als ein Menſch Sklave geweſen in Samos (einer Inſel an der Weſt-Küſte Kleinaſiens), und zwar Sklave von Pythageras, der nicht der kleinſte Weisheitslehrer war unter den Hellenen; und dort habe er, nachdem er frei geworden, ſich ein bedeutendes Vermögen erworben, mit welchem er in ſeine Heimath gekehrt ſei. Und nun in Betracht der ſchlechten Lebensart und noch halben Wildheit der Geten, wogegen Zalmoris bekannt war mit griechiſcher Lebensweiſe und mit feinern Sitten, habe er ſich einen Saal ausgebaut, worin er die Erſten der Bürger bewirthete und bei Gaſtmälern lehrte, daß er und ſeine Gäſte nicht ſterben ſondern an einen ſolchen Ort kommen würden, wo ſie ſich für immer aufhalten und alles Gute haben würden. Während er aber das Beſagte that und immer ſolches ſagte, machte er ſich ein unterirdiſches Wohngemach im Berge Kageon, welcher einer andern Sage nach bei dem Dorf Gogány 3 Stunden von Eliſabethſtadt zu ſuchen wäre; und wie ſein Gemach im Stande war, verſchwand er. Er ſtieg nämlich in das unterirdiſche Gemach hinab und lebte da drei Jahre lang. Die Geten aber vermißten ihn mit Leid und betrauerten ihn für todt: doch im vierten Jahr zeigte er ſich wieder, und ſo glaubten ſeine Landsleute das, was Zalmoris früher geſagt hatte. Und dahin wußte er es zu bringen, daß der König der Geten ihn Theil nehmen ließ an der Regierung und ihn zum Oberprieſter ernannte. Nachher genoß Zalmoris oder Gebeleizis göttliche Ehre bei den Geten, und Sterbende ließ man zu Zalmoris gehen. Und je im fünften Jahre erlaſen ſie aus ihrer Mitte einen Boten, den ſie an Zalmoris abſandten und mit ihren jedesmaligen Anliegen beauftragten. Dieſe Sendung ſtellten ſie ſo an. Einige von ihnen waren aufgeſtellt mit drei Wurfſpießen in der Hand, Andere packten den für Zalmoris beſtimmten Geſandten an Händen und Füßen, ſchwenkten ihn und ſchleuderten ihn hinauf,

daß er in die Speerspitzen fiel. Wenn er nun starb an den Stichen, glaubten sie, der Gott sei ihnen gnädig; starb er aber nicht, so gaben sie die Schuld dem Boten, nämlich er sei ein schlechter Mensch. Und sandten darnach einen Andern ab; den Auftrag aber gaben sie ihm noch bei seinem Leben. Auf solche Weise verehren sie Zalmoris.

122.

Klingsor.

Jakob Grimm deutsche Sagen II., 34'. Sewerin Nachrichten von einigen sieb Gelehrten 227. Vgl. Transsilvania Beiblatt zum sieb. Boten 1844. 169. Blätter f. G. G. u. V. 1838. 67.

Auf der Wartburg bei Eisenach kamen im Jahr 1206 sechs tugendhafte und vernünftige Männer mit Gesang zusammen und dichteten die Lieder, welche man hernach nannte: den Krieg zu der Wartburg. Die Namen der Meister waren: Heinrich Schreiber, Walter von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Osterdingen. Sie sangen aber und stritten von der Sonne und dem Tag, und die meisten verglichen Herrmann, Landgrafen zu Thüringen und Hessen, mit dem Tag und setzten ihn über alle Fürsten. Nur der einzige Osterdingen pries Leopolden, Herzog von Oesterreich, noch höher und stellte ihn der Sonne gleich. Die Meister hatten aber unter einander bedungen, wer im Streit des Singens unterliege, der solle des Haupts verfallen; und Stempfel der Henker mußte mit dem Strick daneben stehen, daß er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Osterdingen sang nun klug und geschickt, allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen, und fingen ihn mit listigen Worten, weil sie ihn aus Neid gern von dem thüringer Hof weggebracht hätten. Da klagte er, daß man ihm falsche Würfel vorgelegt, womit er habe verspielen müssen. Die fünf Andern riefen Stempfel, der sollte Heinrich an einen Baum hängen; Hein-

rich aber flob zur Landgräfin Sophia und barg ſich unter ihrem Mantel; da mußten ſie ihn in Ruhe laſſen, und er dingte mit ihnen, daß ſie ihm ein Jahr Friſt gäben: ſo wolle er ſich aufmachen nach Ungarn und Siebenbürgen und Meiſter Klingſor holen; was der urtheile über ihren Streit, das ſolle gelten. Dieſer Klingſor galt damals für den berühmteſten deutſchen Meiſterſänger; und weil die Landgräfin dem Heinrich ihren Schutz bewilligt hatte, ſo ließen ſie ſich Alle die Sache gefallen

Heinrich von Oſterdingen wanderte fort, kam erſt zum Herzoge von Oeſterreich und mit deſſen Briefen nach Siebenbürgen zu dem Meiſter, dem er die Urſache ſeiner Fahrt erzählte und ſeine Lieder vorſang.

Klingſor lobte dieſe ſehr und verſprach ihm mit nach Thüringen zu ziehen und den Streit der Sänger zu ſchlichten. Unterdeſſen verbrachten ſie die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und die Friſt, die man Heinrich bewilligt hatte, nahte ſich ihrem Ende. Weil aber Klingſor noch immer keine Anſtalt zur Reiſe machte, ſo wurde Heinrich bang und ſprach: Meiſter, ich fürchte, ihr laſſet mich im Stich und ich muß allein und traurig meine Straße ziehn; dann bin ich ehrenlos und darf Zeitlebens nimmermehr nach Thüringen. Da antwortete Klingſor: ſei unbeſorgt! wir haben ſtarke Pferde und einen leichten Wagen, wollen den Weg kürzlich gefahren haben!

Heinrich konnte vor Unruhe nicht ſchlafen; da gab ihm der Meiſter Abends einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer ſank. Darauf legte er ihn in eine lederne Decke und ſich dazu und befahl ſeinen Geiſtern: daß ſie ihn ſchnell nach Eiſenach in Thüringerland ſchaffen ſollten, auch in das beſte Wirthshaus niederſetzen. Das geſchah und ſie brachten ihn in Helgrevenhof, eh der Tag erſchien. Im Morgenſchlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten; er ſprach: mir iſt, als ob ich das mehr gehört hätte und deucht, daß ich zu Eiſenach wäre.

Dir träumt wohl — ſprach der Meiſter. Heinrich aber ſtand auf und ſah ſich um; da merkte er ſchon, daß er wirklich in Thüringen wäre. „Gott ſei Lob, daß wir hier ſind, das iſt Hilgrevenhaus und hier ſehe ich St. Georgen Thor und die Leute, die davor ſtehen und über Feld gehen wollen.“

Bald wurde nun die Ankunft der beiden Gäſte auf der Wartburg bekannt, der Landgraf befahl den fremden Meiſter ehrlich zu empfangen und ihm Geſchenke zu tragen. Als man den Oſterdingen fragte „wie es ihm ergangen und wo er geweſen,“ antwortete er: geſtern ging ich zu Siebenbürgen ſchlafen, und zur Metten war ich heute hier; wie das zuging, habe ich nicht erfahren. So vergingen einige Tage, eh daß die Meiſter ſingen und Clingſor richten ſollten; eines Abends ſaß er in ſeines Wirthes Garten und ſchaute unverwandt die Geſtirne an. Die Herren fragten: was er am Himmel ſähe? Clingſor ſagte: wiſſet, daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren werden ſoll; die wird ſchön, tugendreich und heilig und des Landgrafen Sohne zur Ehe vermählt werden.

Als dieſe Botſchaft Landgraf Herrmann hinterbracht worden war, freute er ſich und entbot Clingſor zu ſich auf die Wartburg, erwies ihm große Ehre und zog ihn zum fürſtlichen Tiſche. Nach dem Eſſen ging er auf's Richterhaus (Ritterhaus,) wo die Sänger ſaßen und wollte Heinrich von Oſterdingen ledig machen. Da ſangen Clingſor und Wolfram mit Liedern gegen einander, aber Wolfram that ſo viel Sinn und Behendigkeit kund, daß ihn der Meiſter nicht überwinden mochte. Clingſor rief einen ſeiner Geiſte, der kam in eines Jünglings Geſtalt: ich bin müde worden vom Reden — ſprach Clingſor — da bringe ich dir meinen Knecht, der mag eine Weile mit dir ſtreiten, Wolfram. Da hub der Geiſt zu ſingen an, von dem Anbeginne der Welt bis auf die Zeit der Gnaden; aber Wolfram wandte ſich zu der göttlichen Geburt des ewigen

Wortes; und wie er kam von der heiligen Wandlung des Brotes und Weines zu reden, mußte der Teufel schweigen und von dannen weichen. Clingsor hatte das Alles mit angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimniß besungen hatte und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter sein möge. Hierauf gingen sie aus einander. Wolfram hatte seine Herberg in Titzel Gottschalks Hause, dem Brotmarkt gegenüber mitten in der Stadt. Nachts, wie er schlief, sandte ihm Clingsor von neuem seinen Teufel, daß er ihn prüfen solle, ob er ein Gelehrter oder ein Laie wäre; — Wolfram aber war blos gelehrt in Gottes Wort, einfältig und anderer Künste unerfahren. Da sang ihm der Teufel von den Sternen des Himmels und legte ihm Fragen vor, die der Meister nicht aufzulösen vermochte; und als er nun schwieg, lachte der Teufel laut und schrieb mit seinem Finger in die steinerne Wand, als ob sie ein weicher Teig gewesen wäre: „Wolfram, du bist ein Laie Schnipfenschnapf!“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb in der Wand stehen. Weil jedoch viele Leute kamen, die das Wunder sehen wollten, verdroß es den Hauswirth, ließ den Stein aus der Mauer brechen und in die Horsel werfen. Clingsor aber, nachdem er dieses ausgerichtet hatte, beurlaubte sich von dem Landgrafen und fuhr mit Geschenken und Gaben belohnt sammt seinen Knechten in der Decke wieder weg wie und woher er gekommen war. —

Später soll Clingsor im Gefolge der vierjährigen Prinzessin Elisabeth von Ungarn, welche, an Ludwig des Landgrafen Sohn verlobt, zur Erziehung an den Hof von Thüringen gebracht wurde, noch einmal nach Deutschland gekommen sein. Mit ihm kamen damals die deutschen Ordensritter, dann Graf Meinhard von Mohlburg oder Mühlburg, Walther von Vargel oder Vargula und Bertha von Wenduleben oder Bendeleben, diese als Gesellschafterin der Prinzessin und noch viele andere, und sie führten mit sich eine prachtvolle Ausstattung z. B. eine fil-

berne Badwanne im Werth von tauſend Mark und viel koſtbare ſeidene Kleider und ſeidene Bettpolſter. Wo Clingſor der Sieger in zweiundfünfzig poetiſchen Wettkämpfen, der — wie er ſelbſt ſagt — am ungariſchen Königshofe dreitauſend Mark Silber jährlichen Gehalt bezog, geſtorben ſei und ob er geſtorben ſei wird nicht gemeldet, und man weiß davon ebenſowenig als von ſeiner Geburt, obgleich ihn ein patriotiſcher Mediaſcher vor einiger Zeit das Licht der Welt in dieſer Stadt hat erblicken laſſen.

123.

Doctor Fauſt.

Mündlich aus Reen.

Eine ſehr altgewordene Frau, welche vor etwa zehn Jahren in Reen geſtorben iſt, erzählte ihren Enkeln Folgendes: „Der berühmte Doktor Fauſt, von dem man überall Wunderdinge weiß, iſt lange Zeit in Hermannſtadt geweſen. Mein Großvater, der als Geſelle dort in Arbeit geſtanden, wußte viele Stückchen zu erzählen, die jener daſelbſt verübt hat. So hatte er einmal als Kavalier mit mächtigen ſteinernen Kugeln auf dem großen Ring Kegel geſpielt, mit Kugeln, die ſich während des Rollens in Menſchenköpfe verwandelten und beim Stehenbleiben wieder Steine waren. Ein andermal war er in Geſtalt des damaligen Stadtpfarrers ſpazieren gegangen und zwar auf dem Kirchendach und hatte ſich endlich zum Schrecken der Leute, die ihm zuſahen, auf dem Thurmknopf auf den Kopf geſtellt. Als aber der rechte Pfarrer ſelbſt hinaus kam, ſprang Jener von der Thurmſpitze herab unter die Menge, die mit Entſetzen auseinander ſtob; er kam aber auf die Erde als eine gräuliche ſchwarze Katze mit feurigen Augen, die ſich alsbald verlor. — An einem Jahrmarkt, als eben der Viehmarkt am ſtärkſten war, hörte man plötzlich trommeln und eine ſchöne Regimentsmuſik, und ſtatt der Schafe, Kälber, Ochſen

und Pferde marſchirt ein Regiment Soldaten einher. Während Alles ob der Verwandlung ſtutzt und ſtaunt und den eigenen Augen und Ohren nicht traut, gibt der Kapellmeiſter das Zeichen. Da hört man ein tauſendſtimmiges Mäh, Oah und Zibibi! und ſieht wieder die Schafe, Kälber, Ochſen und Pferde vor und um ſich.

Als Baumeiſter hat er ſich oft den Hermannſtädtern angetragen, aber dieſe merkten gleich mit wem ſie es zu thun hatten und wollten keinen Kontrakt machen. Einmal wollte er ſie überreden, die Kirche und den Thurm abzubrechen, er wolle ihnen in ſieben Wochen eine weit größere und ſchönere bauen, wenn ſie ihm den Platz auf dem großen Ring, wo jetzt die katholiſche Kirche ſteht, überließen, damit er ſich ein Haus da baue. — Dann wollte er den Miereſch nach Hermannſtadt leiten, wenn man ihm erlaube eine Mühle daran zu errichten u. ſ. w.

Zuletzt wurde Doctor Fauſt, wie allgemein bekannt iſt, zur Hölle geführt. Unſer Herr Chriſtus wollte ihn gerne retten, da er doch ein gutes Herz gehabt und vielen Armen Gutes gethan hatte; aber er hatte ſich dem Teufel ſo feſt verſchrieben und dieſer bewachte ihn immerfort ſo aufmerkſam, daß auch bei dem beſten Willen ihn Niemand aus den Klauen deſſelben befreien konnte.

124.

Fauſt im Sturmwind.

Mündlich aus Bulkeſch.

An die Sage von dem in zahlloſer Teufelsbegleitung wie im Sturmwind dahinreiſenden Fauſt erinnern ſich die Leute nur dunkel. Vor und hinter ihm iſt pechſchwarze Nacht. Die Straße wird vor ſeinem Wagen her von den dienenden Teufeln gepflaſtert.

125.

Doktor Fauſt als Straßenbauer.

Sieb. Provinzialblätter II., 228. Marienb. kleine Geſchichte des Großf. Sieb. 40.

Zahlreiche Ueberbleibſel römiſcher Straßen finden ſich in Siebenbürgen, und ihr Pflaſter iſt ſo feſt, daß die Leute wohl auf den Gedanken kommen, daſſelbe ſei nicht Menſchenwerk, und erzählen, der berühmte Doktor Fauſt oder der Teufel ſelbſt auf deſſen Befehl habe jene Straßen gebaut.

126.

Der rothe Königsrichter.

Mündlich. Vergl. Marienburg Geogr. II., 293. Unterhaltungsblatt für G. G. u. V. 1837. 209.

Auf dem Baſaltberg im Nordweſten von Reps liegen die Trümmer der mit dreifacher noch ziemlich erhaltener Mauer und vielen ſtarken Thürmen umgebenen Burg. In einem Gemach derſelben befanden ſich noch im Jahr 1812 ein Paar ſchwere Fußeiſen von türkiſcher Art, welche von dem ſeines rothen Mantels oder ſeiner rothen Haare wegen ſogenannten rothen Königsrichter dahin in Verwahrung waren gegeben worden. In den erſten Jahren, als Siebenbürgen unter türkiſche Herrſchaft kam, war der beſagte rothe Königsrichter von Reps nicht im Stande, die dem Stuhl auferlegten Steuergelder zu zahlen, weil die Leute gar blutwenig aufzuweiſen hatten. Auch war er bei dem türkiſchen Kaiſer als Rebell angeſchwärzt worden, weswegen ihn dieſer nach Konſtantinopel verlangte. Er konnte nicht anders als gehorchen und zog mit gar ſchwerem und beklommenem Herzen wohin man ihn gefordert. Mit ihm zog nur ſein Trabant Menenges. Dieſer jedoch ſtand weit und breit im Ruf, der größte Zauberer und Hexenmeiſter ſeiner Zeit zu ſein. Kaum langten ſie in Konſtantinopel an, als

ſie in einen Kerker geworfen wurden, der von zahlreichen Wachen beſetzt war. Nach dreitägiger Gefangenſchaft befahl man dem armen Königsrichter, ein ordentliches Mahl zu bereiten, ohne ihm Holz zum Feuer zu erlauben. Da half ihm aber Menenges, indem er ein Fuder Wälſchnüſſe nahm und mit dieſen feuerte. Es half aber alles Nichts, der Königsrichter wurde zum Tode verurtheilt und ſollte am achten Tage ſterben. Traurig kam er in der Nacht vor ſeinem letzten Tag in das Nebenzimmer, in welchem ſein Trabant ſchlief, weckte dieſen und bat ihn flehend, nun, wenn er Etwas könne, ſeine Kunſt zu beweiſen. Menenges beſtellte ihn auf die Zeit zwiſchen elf und zwölf Uhr wieder, breitete, als er gekommen, ſeinen Mantel auf die Erde aus und befahl dem Königsrichter, ſich darauf zu ſetzen, feſtzuhalten und kein Wort zu reden. Darauf ſetzte ſich Menenges zu ihm, und ſie flogen plötzlich durch das Schlüſſelloch, das zu einem weiten Thore ward, aus dem Gefängniß und durch die Luft von dannen, ſo raſch, daß ſie um vier Uhr Morgens bereits auf der Steiner Höhe (ein Berg, der Rezier Burg gegenüber) ſich niederließen. Sie wären nach Reps hineingeflogen, hätte der rothe Königsrichter, als er ſeinen Hut verlor, dem Menenges nicht anzuhalten zugerufen, worauf dieſer zwar antwortete: „Ja Herr, Ihr iſt bereits weit hinter uns," aber nun ihr Fahrzeug mußte hinabſinken laſſen. Auf der Steiner Höhe fanden ſie indeß von einem Mädchen geweidet zwei Pferde, beſtiegen dieſelben und ritten ſo in den Ort ein. Wie erſtaunte aber der Königsrichter, als er in ſeinem Hofe abſteigend in den beiden edeln Pferden ſeine und ſeines Nachbars Katze erkannte. Als Belohnung erhielt Menenges einen goldenen Becher. Mit demſelben erſchien Menenges in einer Nacht bei einem Gaſtmal der Truden an dem Platz, an dem früher das Mädchen die Pferde geweidet hatte. Ein Bauer, welcher ſein Mehl aus der Mühle nach Hauſe fuhr, verfehlte des Weges und gerieth in die Ge-

ſellſchaft. Menenges nöthigte ihn aus dem Becher zu trinken; der Bauer machte aber ſo lange Glückwünſche, bis die Uhr ſchlug, worauf Alle davonſtiegen und ihm den Becher in der Hand laſſen mußten.

Die Fußeiſen, welche der rothe Königsrichter in der Gefangenſchaft getragen, wurden ihm in Reys mit vieler Mühe abgenommen und von ihm auf die Burg zum ewigen Gedächtniß niedergelegt. Vor den Leuten aber ſagte er, er ſei durch mitleidige Kaufleute, welche das Löſegeld für ihn bezahlt hätten, befreit worden.

127.

Theophraſtus.

Mündlich aus Aeen.

Theophraſtus der große Wunderdoktor, welcher in der ganzen Welt herumreiſte, hatte einen Teufel in einem Glaſe, mit deſſen Hülfe er die größten Thaten verrichtete. Der Teufel hatte ihn alle Kräuter und Blumen kennen gelehrt, woraus man Arznei bereitet. Nun machte Theophraſtus, wie der Herr Chriſtus im Evangelium, Blinde ſehend, Taube hörend, Lahme gehend, Ausſätzige rein u. ſ. w. — aber nur durch die ſchwarze Kunſt. So ſehr ihn auch die Kranken ſuchten, um geheilt zu werden, ſo fürchteten ſie ſich doch auch vor ihm, weil er es mit den Höllengeiſtern hielt. Bei Kaiſern und Königen aber ſtand er in großer Gunſt, weil er ſie nicht nur geſund machte, ſondern ihnen auch ihr Reich ſchützen und ſchirmen half; denn er brauchte nur das Glas ein wenig zu öffnen, ſo ſagte ihm der Teufel immer was zu thun ſei.

Zuletzt aber iſt es ihm ſchlecht ergangen. Als er ſchon alt war und ſich vor dem Tod fürchtete, gab ihm ſein Teufel den Rath: er ſolle ſich in kleine Stücke zerhauen, in Roßmiſt begraben und auf Jahr und Tag gewinnen laſſen; dann werde er wieder ein Jüngling ſein. So ließ er ſich denn durch ſei-

nen treuen Diener zerhauen und begraben. Dieser aber konnte die Zeit vor Ungeduld nicht abwarten; den verletzten Tag öffnete er verwitzig die Grube; und es lag Theophrastus da lebendig, ein schöner Jüngling; nur der Kopfdeckel war noch nicht ganz zugewachsen. Nun aber kam ihm die Luft ins Gehirn und er mußte sterben. Sonst hätte er wieder alt und mit Hülfe des Teufels und eines treuen und nicht verwitzigen Dieners immer und immer wieder jung werden können.

128.

Der nikromantische Professor.

Seiwerth, Nachrichten von sieb. Gelehrten. 34.

Den Professer Johann Heinrich Bisterfeld aus Nassau, welchen der Fürst Gabriel Bethlen 1629 als Lehrer der Theologie und Philosophie an die von ihm gegründete höhere Lehranstalt in Weißenburg berief, nannte man wegen seiner Kenntniß der Mathematik und natürlichen Magie allgemein den nikromantischen Professer und hielt ihn für einen Zauberer. Und von seinem Tode erzählen viele, daß ihn die Teufel lebendig zerrissen hätten.

129.

Die Kinder zu Hameln.

Jakob Grimm, teutsche Sagen. I, 330. Mündlich allgemein. Ungr. Magazin II., 262.

Im Jahr 1284 ließ sich zu Hameln (in Westphalen) ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem buntem Tuch an, weshalb er Bunting soll geheißen haben und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen al-

ſobald die Ratten und Mäuſe aus allen Häuſern hervorgekrochen und ſammelten ſich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm und ſo führt er ſie an die Weſer. Dort ſchürzte er ſeine Kleider und trat in das Waſſer, worauf ihm alle die Thiere folgten und hineinſtürzend ertranken. Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute ſie der verſprochene Lohn und ſie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, ſo daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, Morgens früh ſieben Uhr, nach Andern zu Mittag, erſchien er wieder, jetzt in Geſtalt eines Jägers erſchreckenden Angeſichts, mit einem rothen wunderlichen Hut und ließ ſeine Pfeife in den Gaſſen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuſe, ſondern Kinder Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die ſchon erwachſene Tochter des Bürgermeiſters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte ſie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verſchwand. Dies hätte ein Kindermädchen geſehen, welches mit einem Kind auf dem Arm nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Thore und ſuchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Waſſer und Land an alle Orte herumgeſchickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche geſehen, aber alles vergeblich. So waren im Ganzen hundert und dreißig verloren. Zwei ſollen, wie einige ſagen, ſich verſpätet und zurückgeklemmen ſein, wovon aber das eine blind, das andere ſtumm geweſen, alſo daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie ſie dem Spielmann gefolgt wären, das ſtumme aber den Ort gewieſen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, ſeinen Rock zu holen, worüber es

dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, wodurch die Kinder zum Thor hinaus gegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts (wohl noch heute) die Bungelose (trommel-tonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgeführt worden.

Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen und pflegten in ihren Ausschreiben nach dem Verlust ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. Nach Seyfried (medulla etc. p. 476) ist der 22. statt des 26. im Stadtbuch angegeben. An dem Rathhaus standen folgende Zeilen:

> Im Jahr 1284 na Christi geboert
> tho Hamel worden uthgevoert
> hundert und dreißig Kinder dasülvest geboren
> dorch einen Piper under den Köppen verloren.

Im Jahr 1572 ließ der Bürgermeister die Geschichte in die Kirchenfenster abbilden mit der nöthigen Ueberschrift, welche größtentheils unleserlich geworden. Auch ist eine Münze darauf geprägt.

In Siebenbürgen bezeichnet man die Almesoer Höhle als den Ort, wo der Rattenfänger mit den 130 Kindern aus der Erde gekommen, und die Sachsen als solche, welche von den Kindern von Hameln abstammten.

130.

Verzauberte Pferde.

Mündlich.

Ein Schäßburger Bürger war einmal auf der Reiſe und mußte auf freiem Feld übernachten. Weil er aber Diebe fürchtete, wollte er die Pferde nicht ausſpannen. Da trat ſein Knecht zu ihm und ſprach: „Herr Vater, ſpannen ſie nur aus; man ſtiehlt ihnen gewiß kein Pferd.“ „„Man wird den Teufel nicht““ brummte der Bürger, ließ ſich aber doch überreden und ſeine 4 Pferde frei graſen. Als er am Morgen erwachte und nach den Pferden ſah, waren ſie nirgends zu finden. Jetzt gings wild über den Knecht her. Der aber nahm ganz ruhig die Haferſäcke und ſchüttelte ſie. Und nach kurzer Zeit kamen alle vier Pferde, aber wohl fingersdick mit Schweiß bedeckt, herbei gerannt, alſo daß man deutlich ſehen konnte, was für einen weiten und ſchnellen Lauf ſie gemacht. Der Knecht ſtand ſchon damals in übelm Ruf, und Viele haben bis an ſein vor kurzer Zeit erfolgtes Ende ſteif und feſt geglaubt, daß er ein Zauberer ſei.

131.

Liebeszauber.

Joſeph Marlin im ſteb. Volkskalender 1849. 26.

Im Dorfe Pian unweit Mühlbach lebte vor längerer Zeit eine Witwe, welche ein hübſches Haus ſammt Aeckern und auch einige Schönheit beſaß. Dieſe Frau, welche Thya hieß, war fleißig, reich, angeſehen, pflegte aber die jungen Leute mit ſo ſonderbaren Augen anzublicken, daß dieſe vor ihr erſchracken. Doch pflegte es zu geſchehen, daß ſich mancher derſelben in die junge Wittwe verliebte, ohne es eigentlich gewollt zu haben. In ſolchem Liebesrauſche beging er dann tauſend Tollheiten und konnte des böſen Geiſtes nicht los werden, bis er nicht

einmal just zwischen zwölf und ein Uhr in den Armen der Witwe geruht.

Das Wahre an der Sache ist, daß die Witwe Liebestränklein und andere dergleichen zauberhafte Dinge zu brauen verstand, daher sie bei männiglich in den Ruf einer schönen aber grausamen Hexe kam. Nun geschah es einst, daß die Witwe an dem Pianer Bach weiße Wäsche ausrang. Da kamen des Weges viele Bauern aus dem Dorfe, welche ihre Ochsen sammt den beladenen Wagen dem Dorfe zutrieben. Hinter allen kam ein frischer wildfremder Bursche gefahren; der stand aufrecht in einem leeren schönen Wagen und trieb vier glänzende weiße wohlgenährte Ochsen mit manchem Hi und Ho und kräftigem Peitschenschall an. Niemand im Dorfe erinnerte sich den Burschen je gesehen zu haben. Wie nun die Witwe den schönen Fuhrmann sah, bückte sie sich alsbald, zog mit dem Wäschschlegel einen Kreis und murmelte einige geheimnißvolle Worte. Dann hob sie sich empor und richtete ihre Augen starr auf den Jüngling. Der aber hatte kaum einen Augenblick in die Augen der Witwe geschaut, als er vom Wagen sprang, die Peitsche hineinwarf und seine Ochsen mit einem letzten He zum eiligen Laufe antrieb. Wagen und Ochsen verschwanden alsbald hinter dem Gebüsch, und kein sterbliches Auge hat das Fuhrwerk weiter gesehen. Der Fuhrmann kam unterdessen zur schönen Witwe, begann mit ihr zu sprechen und in wenigen Minuten war das Paar einig. Die Witwe lud die Wäsche auf und ging sammt dem neuen Liebhaber in das Dorf zurück.

Es dauerte nicht lange, so gab es eine Heirat in Pian, und die Witwe sowie der junge Fuhrman ließen sich durch den Popa nach christlicher Weise einsegnen. Zwar gab es im Dorf allerlei Gerede über die rasch geschlossene Heirat, soviel aber muß gesagt werden, daß das neue Paar eine der glücklichsten Ehen durchlebte, die je in Pian geschlossen wurden.

Es vergingen einige Jahre, da wurde die Witwe schwer krank und lag in kurzem auf dem Sterbebette. Bevor sie jedoch aus der Welt schied, rief sie ihren Gatten zu sich, um ihm ihren letzten Willen kund zu thun. Sie gebot ihm nämlich, einen kleinen Topf hervorzusuchen, welcher unter der Asche des Herdes verborgen sei, sich aber ja zu hüten, das geschlossene Gefäß zu öffnen; hierauf habe er dasselbe zu ihrem Grabe zu tragen und in die Erde zu begraben. Es drohe ihm aber schwere Gefahr, im Fall er während des Hingehens strauchle und den Topf zerbreche. Hierauf schied die Witwe im Frieden und ward christlich begraben.

Ihr Gatte vergaß des erhaltenen Auftrags nicht, hob den Topf vorsichtig aus der Asche und machte sich damit auf den Weg nach dem Friedhof. Aber unglücklicherweise strauchelte er über ein umgestürztes steinernes Kreuz, warf dabei den Topf hin, welcher zerbrach und sich seines geheimnißvollen Inhaltes unter Dampf und Rauch entleerte. Er fuhr mit der Hand nach der Stirne und blickte mit erstaunten Augen um sich. Dann, als die Erinnerung des Geschehenen allmählich wieder in ihm klar wurde, meinte er aus einem Traum zu erwachen. Er ging wie ein Fremder nach dem Dorfe zurück, wurde aber in kurzer Zeit wahnsinnig. In diesem Zustand entlief er seinen Wächtern, machte sich in die Gebirge, und wie von seinem Gespann so auch von ihm erblickte kein sterbliches Auge mehr eine Spur. Aber die Geschichte dieses Zaubers erzählen die Weiber noch immer in den Rockenstuben und die jungen Burschen bekreuzen sich jedesmal, da ihnen bange wird vor ähnlichem Schicksal.

132.

Weinbrunnen.

Mündlich.

Auf einem Hatterthaufen zwischen Neudorf und Rothberg entspringt eine Quelle, die sich gleich bei ihrem Ursprung der-

art in zwei Arme theilt, daß der eine Neudorf der andere Rothberg zu fließt. Einst strömte klarer Wein daraus. In jenen Zeiten aber, wo die Bewohner dieser Dörfer zur protestantischen Kirche übertraten, wollten ihre katholischen Geistlichen diesen Schritt nicht mit ihnen thun und ihren Kirchenkindern auch den Wein im Abendmal nicht erlauben. Da gingen diese — die ganze Gemeinde — zu jener Quelle und genossen mit ihrem Wein das h. Abendmal. Wie aber nun die beiden Dörfer so um den Brunnen standen erhob sich ein Zank zwischen ihnen und sie entweihten die heilige Handlung durch Hader und Streit. Zur Strafe dafür verwandelte sich der Wein in Wasser. Doch ist dieses bis auf den heutigen Tag so vortrefflich, daß man es ihm recht ankennt, wie es einst mehr als Wasser gewesen.

133.

Frintschenloch.

Siebenbürgische Quartalschrift. III. 104. Mäntlich.

Im Süden von Kronstadt, an die Zinne sich anschließend erhebt sich ungleich großartiger das Schulergebirge, also genannt, weil der Ertrag desselben früher zu den Einkünften des Kronstädter evangelischen Gymnasiums gehörte. Es schließt einen großen Reichthum der schönsten Wiesen und Viehtriften in sich, und seine Abhänge sind von herrlichen Nadel- und Laubwaldungen bedeckt. Nach Westen dacht es sich gegen Neustadt und Rosenau ab. Hier, unweit des letztgenannten Ortes, befindet sich eine Höhle, die weit hinein in das Gebirge sich erstreckt und von tiefen Klüften und Schluchten durchschnitten ist. Man nennt die Höhle das Frintschenloch, (auch Fintschen, oder Fielschenloch), und walachische Hirten erzählen, daß ein wildes Thier darin wohne und den Eintritt unmöglich mache. Ein Hahn wurde einst hineingejagt und kam weit vom Eingang durch eine Felsspalte wieder zum Vorschein. Unzählige

Tropfsteine haben ſich im Innern gebildet, welche, zu Pulver geſtoßen und eingenommen bei Vieh und Menſchen die Milch vermehren ſollen.

134.

Die Schlange im Nonnenloch.

Mündlich. Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 77.

Einer der ſchönſten Punkte in ganz Siebenbürgen iſt unſtreitig die Zinne oder der Kapellenberg bei Kronſtadt. So finſterdrohend ſäh ſteigen die Seiten deſſelben unmittelbar von der Stadtmauer aus an, ſo überhängend ſcheint der Gipfel, daß den Hinaufblickenden oft unwillkürlich der Gedanke eines furchtbaren Unglücks durch den möglichen Abſturz des mächtigen Felſens durchzittert. Aber die Ausſicht, welche ſich dem entzückten Auge von der faſt 1300′ über der Stadt liegenden Spitze darbietet, wetteifert mit den geprieſenſten des Erdtheils. Dieſe ſeltene Miſchung von Berg und Ebene, von Hügellandſchaft und vollendeter Gebirgsbildung, von kahlen wilden Felsgipfeln und weithin lachenden Fruchtfeldern, von uneutweihter Natur und menſchenadelnder Kunſt findet ſich nirgends im Vaterland in ſolchem Ebenmaaß, in ſo überſichtlicher Nähe. Einige Klaftern unter dem höchſten Punkt der Zinne liegt das ſogenannte Nonnenloch, eine ziemlich unbedeutende Höhle, mit engen unzugänglichen Nebengängen. Ein Einſiedler ſoll lange in derſelben gewohnt haben. Berühmter iſt ſie als Aufenthaltsort einer Schlange, die von dort aus auf die unten wandelnden Menſchen herunterſtürzte und ſie als Beute davontrug. Einmal überfiel ſie einen an der Stadtmauer leſenden Studenten und verſchlang denſelben, wurde aber darauf ſo durſtig, daß ſie in Folge des übermäßig genoſſenen Waſſers barſt. Zu ihrem Gedächtniß iſt die große Schlange an die Stadtmauer in der Nähe der Kaſerne gemalt worden.

135.

Der Schlange Tod.

Mündlich aus dem Großschenker Stuhl.

Bei Zeiden hauste eine Schlange zum großen Schaden der ganzen Gegend. Lange dachte man hin und her, wie man sich des gefährlichen Nachbars entledigen könne. Und wie nun sie die Klugen oft zusammen redeten und rieten, fiel einem Folgendes ein. Man nahm ein frisch abgezogenes Kalbfell, füllte dasselbe mit ungelöschtem Kalk und stellte das Ganze an einen Ort, wohin die Schlange oft zu kommen pflegte. Wirklich erschien das Ungethüm auch bald, stürzte sich auf die Leckspeise und verschlang Alles mit Haut und Haaren. Aber schnell stellte sich der fürchterlichste Durst ein; sie trank und zerplatzte, und die Umgegend ward ihres Schreckens ledig.

136.

Sturm- und Hagelmachen.

Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, ed. Trausch I., 279.

Um das Jahr 1615 sind in Ungarn viele Zauberer und Hexen verbrannt worden, weil sie durch ihre Sprüche und Reden über ganz Ungarn und Siebenbürgen Hagelwetter hatten ziehen wollen zum Verderben der Früchte und Weingärten. Diese verruchte Absicht kam auf wunderbare Weise ans Licht. Ein Vater ging mit seiner zehn- oder zwölfjährigen Tochter in den Weingarten und klagte über die anhaltende Dürre. „Vater", sprach die Tochter „wenn du willst, kann ich leicht Regen, ja auch Hagel erzeugen." Und als der Vater sie fragte, von wem sie solches gelernt habe antwortete sie: „Von der Mutter." Darob entsetzte sich der Vater und sprach: „Wenn du denn Etwas vermagst, so mache einmal Hagel, doch so, daß nur unser Weinberg getroffen wird, die andern aber unberührt bleiben." Da erregte sie ein Ungewitter und einen Hagelfall, wodurch der väterliche Weingarten gänzlich zerschlagen wurde.

Dieſer Mann nun zeigte die Sache dem Gericht an; Mutter und Tochter wurden eingezogen und durch ſie viele Perſonen beiderlei Geſchlechtes und in Folge deſſen nach Recht und Gerechtigkeit mit dem Tode beſtraft. Die Heren ſelbſt verſicherten, daß die Sache, wäre ſie nicht entdeckt worden, ſehr gefährlich hätte werden können und daß in Kurzem von den Reben und Früchten Ungarns und Siebenbürgens nichts mehr übrig geweſen ſein würde. Denn wenn es auch gewiß iſt, daß die Zauberer, ja der Teufel ſelbſt an ſich keine Macht haben, Menſchen oder Saaten und Früchte zu ſchädigen, ſo können ſie doch viel Uebels anrichten, wenn Gott es ihnen zuläßt oder ihnen Gewalt verleiht um der ſündigen Menſchen willen, wie auch an der Pharaoniſchen Geſchichte zu erſehen iſt.

137.

Herendienerſchaft.

Mündlich.

Wer heren kann, hat gewöhnlich Kröten oder Ameiſen in ſeinen Dienſten, die ihm der Nachbarn Gut und Habe ins Haus tragen. Auch können Truden ſich in Kröten verwandeln. Ein Bauer in Großſchenk merkte, daß ihm ſein Korn aus dem wohlverwahrten Kaſten auf außergewöhnliche Art geſtohlen wurde. Wie er einmal nach Hauſe kommt und nachſieht findet er richtig eine Kröte im Kornkaſten. Gleich nimmt er ſeine Art und will ſie umbringen; weil er ſie aber in der rechten Hand hält, iſt er's nicht im Stande, und wie er ſie in die Linke genommen, iſt die Kröte verſchwunden.

138.

Heren ſegnen den Mehlſack.

Mündlich.

Ein Zendreſcher kam einmal aus der Mühle gefahren und ſah auf einer Wieſe unzählige Heren tanzen. Da fragte ihn

ſein Sohn, den er bei ſich hatte: „Vater, ſoll ich die Art zwiſchen ſie werfen?“ „„Unterſteh dich““, antwortete der Vater und zog mit den höflichen Worten „Gott ſegne auch euern Reihen“ an den tanzenden Geſtalten vorbei. „Gott ſegne euch euern Sack“ rief es zurück, und ſeit dem konnte des Bauern Mehlſack nicht mehr geleert werden, bis er in einer unüberlegten Stunde dieſe Begebenheit weiter erzählte.

139.

Von Heren.

Mündlich.

Gerne verwandeln Heren ſich in ſchwarze Hühner; ſchädigt man dieſe an Etwas, ſo empfindet die Here den Schmerz. Ein alter Mann in Großſchenk hieb einer ſolchen verdächtigen Henne einſt eine Zehe ab und zeigte dieſes ſogleich dem Gericht an und drang auf Hausſuchung, damit man der Trude ihr Recht könne widerfahren laſſen. Die Hausſuchung wurde zwar vorgenommen; allein man ſchlug die ganze Sache nieder. Aber wem ſeit der Zeit ein Finger fehlte, das war die N. N. Die Enkelin deſſelben Mannes ging in einer Nacht barfuß über die Hausflur. Da fuhr es ihr plötzlich in die Füße; man hat ſeitdem Viel verſucht mit ihr, um ihr die Geſundheit wieder zu geben; aber es wird ſchwer helfen, denn ſie hat in eine Trudentrappe getreten.

140.

Der Soldat im Quartier einer Trude.

Mündlich aus Sächſiſch-Reen.

Ein Soldat war bei einer alten Frau im Quartier, die in ihrer ärmlichen Wohnung einen Webſtuhl hatte; denn ſie erhielt ſich durch grobe Leinwand, welche ſie verfertigte, ihr Leben. Der Soldat hatte es bei der Alten doch gut, indem ſie zuvorkommend ſeine allerdings mäßigen Bedürfniſſe befrie-

digte. Eins aber fiel ihm auf von der Alten und machte ſie ihm verdächtig: jeden Abend, wenn er zu Bett gegangen, ſetzte ſie ſich auf den Herd, hielt die Füße zum Feuer und ſchürte in der glühenden Aſche und ſah inzwiſchen oft nach ſeinem Bett. Nie erinnerte er ſich, ſie geſehen zu haben, wie ſie ſich ſchlafen gelegt; aber früh Morgens konnte ſie ſich ſehr ſchwer vom Bett trennen und dann geſchah es immer mit Keuchen und Huſten und einer Schwerfälligkeit, wie nach harter Anſtrengung. „Ha, hah," ſagte er eines Abends bei ſich ſelbſt, als er ſich niederlegte, „ich wette, hier bin ich im Neſt einer alten Hexe. Doch warte; ich will ihr ſchon auf die Finger ſehn. Die Alte wartet gewiß, bis ich eingeſchlafen bin und macht dann ihre Hexenkünſte. Diesmal will ich ſie aber doch dran kriegen." Er zog ſich nun die Bettdecke ganz über den Kopf, hielt ſie aber ſtraff angezogen, ſo daß er durch das lockere Gewebe durchſehen konnte. Nach einer Weile fing er zu ſchnarchen an, aber es war lauter Verſtellung. Die Alte ſaß wieder auf dem Herd und ſah um ſich und traute nicht recht; nach einiger Zeit endlich langte ſie aus dem Kachelofen ein Näpfchen mit Salbe hervor, beſtrich ſich daraus unter beiden Achſeln und huſch, war ſie zum Ofenloch und Schornſtein hinaus. Der Soldat ſprang ſogleich aus dem Bett zum Herd und beſah die Salbe. „Du mußt doch verſuchen, ob ſie bei dir auch ſolche Wirkung macht". Um aber nicht zum Schornſtein hinaus fliegen zu müſſen, band er ſich zuerſt an den Webſtuhl feſt. Kaum aber hatte er ſich beſtrichen, da flog er ſammt dem Webſtuhl zum Schornſtein hinaus und der Ofen donnerte hinter ihm zuſammen. Sauſend flog er durch die Luft; in einem Augenblick befand er ſich in einem hell erleuchteten Saal, wo an einer langen Tafel junge Herren und ältere Damen ſaßen, aßen und tranken. Er fand gleich einen Platz und mußte miteſſen und trinken. Anfangs war er voll Furcht und beklommen; indeß kam ihm ſein Soldatenmuth bald wieder und

er fühlte ſich in Kurzem wie unter ſeines Gleichen. Staunend ſah er unter Männern und Frauen viel bekannte Geſichter, Niedrige und Hochgeſtellte, die aber hier alle gleichberechtigt ſchienen. Auch ſeine Alte ſaß da und war guter Dinge. Manche weibliche Geſtalten machten durch ihre Schönheit einen bedeutenden Eindruck auf ihn; allein die etwas ſpitze vorhängende Naſe und die breite hängende Unterlippe bei Allen wollte ihm nicht zuſagen. Bei den jungen Herrn konnte er, wie hoch ſie auch ihre Haare gekämmt hatten und wie lang auch ihre Schwarzröcke nach hinten zu gingen, doch etwas wie von Schwanz und Hörnern bemerken. Er hatte in ſeiner Kindheit von ſeiner Großmutter oft gehört, daß die Geſellen des Teufels, die ſogenannten Luderczen, die den Menſchen als feurige Drachen, in Geſellſchaft der Hexen aber als junge Herrn erſcheinen, mit den Hexen auf Richtplätzen und Schindangern ihre nächtliche Kurzweil hätten. Sogleich erkannte er nun auch in ſeinen jungen Nachbarn ſolche Geſellen des Teufels. Nur der Ort und die Pracht der Verſammlung ſtimmte nicht mit den frühern Erzählungen. Denn er befand ſich ja in einem glänzend erleuchteten Saal; man aß mit ſilbernem Eßzeug und trank aus goldenen Bechern, ſo daß ihn eine wahre Luſt ankam, auch und für immer zu der geheimen Geſellſchaft zu gehören. Nach dem Mahle wurde die Tafel in ein Nebenzimmer gerückt und es begann der Tanz. Er wurde mit in den Wirbel hineingezogen und bald tanzte Alles in wilder Luſt, daß das Haus zitterte und Alles darin erbebte. Die Muſik Anfangs wie ein leiſes Pfeiffen des Windes wurde allgemach ſchreiender und brauſender wie das Heulen eines Sturmes. Dazwiſchen erſcholl auch grauſes Hundegebell und Katzengemiau. Der arme Soldat mußte im Strudel ſammt dem Webſtuhl ſich daher drehn wie ein Kreiſel. Seine Füße brannten vor Glut, ſeine Kräfte ſchwanden; ſchon glaubte er, es gehe nun gradezu in die Hölle. Da fiel ihm noch zu rechter Zeit

ein frommer Gedanke ein. Er empfahl Gott seine Seele. Im Nu war der Spuck verschwunden; eben graute der Tag, und wie er nach der heftigen Betäubung wieder zu sich kam und sich umsah, war er unter dem Galgen und rings um ihn lagen Knochen und Pferdeschädel und das zertretene Gras dampfte noch vom wilden Reigen. Indem kam auch seine Wirthin, die alte Hexe, band den Weidstrick von ihm los und bat ihn mit dem Versprechen einer prächtigen Bewirthung, sie und die Andern nicht zu verrathen. Sie trugen nun beide den Bedrückt nach Hause und am Morgen hieß es, der Blitz habe bei ihr eingeschlagen und den Rauchfang zertrümmert. Der Soldat hielt das gegebene Versprechen und hatte es sehr gut bei der Alten, ließ aber seinen Vorwitz fahren, sie auf ihren nächtlichen Gängen noch einmal zu begleiten. Als er später in eine andere, entfernte Stadt kam, hat er aber Alles erzählt.

141.

Luftfahrt.

Mündlich.

In Schäßburg lebte vor nicht gar langer Zeit ein Kammmacher, Schneider aus Reen, der hatte seine Wohnung in der Hintergasse. Einmal war er in der Mühle gewesen und wollte sein Mehl nach Hause tragen. Weil aber die Mühlgasse auch damals so kothig war, ging er den schmalen Fußweg unter dem Mönchhof. Plötzlich wird er, er weiß nicht wie und von was, gepackt, in der Luft bis ans Ende der obern Beichgasse geführt und dort niedergelassen. Es wird eben Morgen; die Bauern kommen aus ihren Häusern, um an ihre Feldarbeit zu gehen. Wie lachen sie, als sie auf die Frage, woher er komme mit dem Mehlsack auf dem Rücken, zur Antwort erhalten „aus der Stadtmühle.“ Und als er ihnen sein Abenteuer erzählt, glauben sie es ihm erst, da Leute aus der Mühle kommen und bestätigen, daß er vor kurzem wirklich dort gewesen sei.

142.

An der Achſe melken.

Mündlich in Schäßburg.

Ein vornehmer Herr reiſte einmal in großer Hitze. Da er ſehr durſtig war, bemerkte er eine Schafherde bei der Stimme (Sennhütte) auf dem Felde und äußerte gegen ſeinen Kutſcher den Wunſch nach einem Trunk Milch. „Wenn's nur das iſt, dem läßt ſich ſchnell abhelfen," erwiedert dieſer, hält den Wagen an, ſteigt ab und fängt an der Achſe zu melken an. Plötzlich wird die Heerde unruhig: der Hirte bemerkt es und ſogleich auch die Urſache davon. Dann nimmt er ſeine Bobee (Mantel aus Schaafwolle), hängt ſie an den Thürpfoſten und ſchlägt mit einem tüchtigen Knüttel drauf los. Sogleich fängt der Kutſcher erbärmlich zu heulen an und bittet ihn um Gotteswillen nicht länger zu ſchlagen, er wolle in ſeinem Leben nicht mehr melken u. dgl. Als der Hirte ſich müde geſchlagen, hörte er auf, und der Kutſcher fuhr ganz zerbläut ſeines Weges.

143.

Here als Kröte.

Mündlich aus Rod.

Eine alte Here kam einſt in Geſtalt einer Kröte zu einem Landmann auf's Feld, welcher eben ſeinen warmen Hirſebrei zum Mittagsmahl verzehrte. Da ſie ihm nun ganz nahe kam, träufelte er ihr zufällig einige Tropfen ſeiner heißen Suppe auf den Rücken. Sogleich entfernte ſich die Kröte. Der Landmann verzehrte hierauf ruhig ſein Mahl, ging wieder an ſeine Arbeit und kehrte am Abend, ohne weiter an die Kröte zu denken, nach Hauſe. Es verſtrichen aber nur wenige Wochen, da ſtellte ſich ihm ein altes Weib vor, welches ihn bat für ſeinen kleinen Sohn einen Gürtel als Geſchenk anzunehmen. Dieſes fiel dem

Bauer auf; doch nahm er das Geſchenk an. Um aber ſicher zu gehen — denn die Frau ſtand allgemein im Geſchrei der Hexerei, — legte er den Gürtel vorher ſeinem kleinen Hund an. Alſobald fing dieſer an zu wimmern und zu heulen, ſchwoll auf und barſt. Der Bauer klagte darauf die Hexe vor Gericht an; ſie wurde auch gefangen geſetzt und verurtheilt. Beim Verhör geſtand ſie, wie der Bauer ſie damals beſchädigt und ſie jetzt ihre Rache an ihm habe ausüben wollen.

144.

Hexen unter der Brücke.

Mündlich aus Rod.

Eine Geſellſchaft junger Burſchen wollte einſt über die „Aubrücke" gehen. Kaum waren ſie aber in der Mitte der Brücke, als ſie unter derſelben ein furchtbares Miauen großer weißer und ſchwarzer Katzen vernahmen. Sie greifen ſogleich nach Steinen um dieſelben zu verſcheuchen: nach dem erſten Wurf aber erhebt ſich der Lärm noch viel tobender, tauſende von Katzen ſtürzen hervor und verfolgen die Angreifer eine große Strecke des Weges entlang. Nur mit der größten Noth gelingt es ihnen, zu entfliehen. Jenes waren lauter Hexen, welche ihre Verſammlung unter der Brücke gehalten.

145.

Hexenfreuden.

Mündlich aus Rod.

Es gab einſt wieder allenthalben im Dorfe Hexen, und da dieſe ihre Luſt an nichts anderem üben konnten, ſetzten ſie von 11 bis 12 Uhr Nachts bei mehreren Dorfſchmieden die Schleifſteine in ſo gewaltigen Umlauf, daß man das Surren derſelben weit und breit hören konnte.

146.

Herenbeſchwörung.

Mündlich aus Seligſtatt

Wer eine Natter unter einem weißen Haſelſtrauch tödtet, in ihren Kopf eine Erbſe ſteckt und dieſen ſo in die Erde gräbt, daß die Erbſe keimt und endlich ein Strauch mit Blüthen wird, und darauf die erſte Blüthe davon ſich auf den Hut ſteckt, kann alle Heren in der Umgegend beſchwören. Dieſe werden dadurch aber ſo erzürnt, daß ſie ihrem Beſchwörer, wenn er ſich nicht in Acht nimmt, gewöhnlich ein Leids, oft ſogar den Tod anthun. Ein Mann lebte einſt, der die Kunſt dieſes Beſchwörens verſtand und auch ausübte. Um ſich zu ſichern, häufte er in ſeinem Hof eine große Menge Dornen auf und ſtellte ſich mitten in den Haufen. Dort nun ſteckte er die Blüte an den Hut, und ſogleich erſchien eine zahlloſe Menge von Heren und Herenmeiſtern, die in wildem Getöſe den Dornhaufen umgaben, rings herum rannten und als ſie auf keine Weiſe zu ihrem Beſchwörer gelangen konnten, mit ſchweren Steinen nach ihm warfen — und ſich endlich entfernten. Der arme Beſchwörer mußte ſich tief in die Dornen ducken um nicht gefährlich verletzt zu werden. Die Heren aber gaben ihren Racheplan nicht auf, und da er einmal ganz allein auf einem hochgeladenen Fuder Heu fuhr, fielen ſie unſichtbar über ihn her und zwängten ihn ſo ſtark an die ſpitzen Wagenleitern, daß er die Narben der dadurch empfangenen Wunden noch heute vorzeigen kann.

147.

Herenritt.

Mündlich

In dem Dorf Meierpot wurde zur Winterszeit eine Hochzeit gefeiert. Allerlei Speiſen waren in Fülle da; aber natür-

lich fehlte es an frischem Obst. Da erboten sich zwei Weiber frisches Obst am Zweige mit noch grünen Blättern zu bringen. Ein junger Bursche, neugierig zu sehen, woher sie zu dieser Jahreszeit eine solche Gabe brächten, ging in den Hof hinaus und versteckte sich in einem dort liegenden leeren Fasse. Die beiden Weiber kamen alsbald heraus, bestiegen dasselbe Faß, worin der Bursch steckte, und augenblicklich fing es an zu rollen und rollte in ungeheurer Eile über Land und Meer, daß dem Burschen im Bauch des Fasses angst und bange wurde. Als das Faß endlich stille stand, befanden sie sich in einem herrlichen Garten voll des schönsten Obstes. Die beiden Heren brachen einige Pflaumen- und Pfirsichzweige ab, und fort gings wieder wie früher zurück auf die Hochzeit, wo die Gäste sehr erstaunt waren über die Früchte von nie gesehener Schönheit.

148.

Die Trude und der Schmiedlehrjunge.

Mündlich von Aeen.

Es ist allgemein bekannt, daß die Frau des Schmiedmeisters Foy Hannes eine Trude gewesen ist. Meine Großmutter hatte es noch selbst erlebt — sagte der Erzähler, — wie sie dem Sohn des Jookab Misch die Hand verwocknen ließ, weil dessen Vater sie einst gescholten hatte, und die Leute erzählen noch, wie sie einmal ihre Nachbarin, die eben das Brot in den Ofen schieben wollte, blind machte, daß sie das Ofenloch nicht finden konnte, und dieses, weil sie ihr nicht gleich Petersilie hatte geben wollen Auf viel Bitten der Angehörigen heilte sie aber beide durch Bestreichen und Gemurmel wieder. Ihr Ehegatte, Foy Hannes, ein wackerer und geachteter Mann, hat sie auch immer nur blos die „verfluchte Wetterhere" geheißen. Diese stolze Here hat es unter ihrer Würde gehalten, wie die andern ehrlichen Heren auf einem Besen zu den nächtlichen Versammlungen zu reiten; sondern sie hat immer Abends ihrem Gesel-

len den Zaum umgeworfen und iſt dann auf dieſem bingeritten. Der Geſelle iſt zwar am Morgen im Bett gelegen und hat nichts gewußt; allein ſeine Glieder ſind ihm zerſchlagen geweſen, als hätte man Str[illegible] auf ihm gedroſchen. Die ſtärkſten und geſundeſten Geſellen [illegible]aben nach acht Tagen ausgeſehen wie ein Schatten und al[illegible]kämen ſie aus der Erde. Am Ende hat keiner mehr bei dem Foy Hannes arbeiten mögen. In dieſer Noth war der gute Meiſter gezwungen, ſich einen wilden Buben als Lehrjungen ins Haus zu nehmen, den Sohn eines Roßkamms und Pferdebändigers, der ſelbſt ſchon Meiſter war in der Kunſt ſeines Vaters. An dieſem nun hat die Hexe ihren Doktor gefunden. Die Geſellen hatten dem Buben geſagt, wie es im Hauſe ſtehe, und dieſer hatte ſeinen Plan gemacht. Kaum hat er ſich Abends zu Bett gelegt als er ſich auch ſchlafend ſtellt. Wie alles nun ſchläft im Hauſe, erhebt ſich die Hexe von der Seite ihres Mannes ganz heimlich, ſchleicht hinaus, holt den Zaum und kommt vor des Buben Bett. Wie ſie dem nun den Zaum um den Kopf werfen will, faßt er ihn ſchnell mit den Händen, ehe derſelbe noch ſeinen Kopf berührt, wirft ihn zurück um den Kopf der Meiſterin, ſpringt auf ihren Rücken und reitet nun auf der zur Stutte verwandelten Hexe ſtracks vor eine Schmiede, wo einer der Geſellen arbeitet, die ihm von der Hexe erzählt haben. „Wach' auf Freund und beſchlage mir ſchnell dies Pferd und zwar mit glühenden Eiſen, derweil ich auf ihm ſitze!“ Jener merkt ſich das Ding gleich, ſpringt auf, bläſt die Glut an und ſchmiedet die Eiſen. Das Pferd aber ſprang und ſtampfte und riß ſich; aber der Reiter blieb feſt wie angenagelt und hielt den Zaum ſtraff, daß er ihm nur ja nicht aus der Hand komme, weil die Hexe dadurch frei geworden wäre. Die gequälten Geſellen wurden alle geweckt und alle halfen das Pferd bändigen und feſthalten, bis ihm die vier glühenden Eiſen aufgeſchlagen worden. Das gab einen Rauch und Geſtank von den Hufen! Dann nahm der

Bub ein ſpitziges Eiſen ſtatt der Reitgerte und jagte nun über Stock und Stein, durch Gräben und Pfützen im Sturmgalopp, und wenn das Pferd ein wenig nachließ, ſo ſtieß er es mit dem Eiſen zu beiden Seiten, bis das Blut rann und es wieder fortſprengte. Als am Ende ſeine Kraft gänzlich dahin war, ritt der Junge langſam nach Hauſe, nahm den Zügel ab und ſuchte ſein Bett. Wimmernd kam ihm bald darauf die Hexe nachgeſchlichen und legte ſich wieder zur Seite ihres Mannes. Kaum graute der Tag, ſo ſtand dieſer auf und ging mit dem Lehrjungen in die Werkſtatt und Beide ſchmiedeten und hämmerten, der Junge mit doppelter Luſt und Kraft, wie nach einer guten That es zu geſchehen pflegt. Er ſang und pfiff ſich ein Lied, indem er den Blaſebalg trat und wenn er mit dem Pierl (ſchweren Hammer) den Zuſchlag machte, ſpritzten die Funken weithin, daß die Schulkinder, die vor der Schmiede ſtanden zuhörten und ins kniſternde Feuer ſchauten, erſchreckt auseinander liefen.

Es kam die Zeit des Frühſtücks; man rief ſie nicht hinein. Endlich dauert es dem Meiſter zu lange: wer ſo ſchwere Arbeit verrichtet, hat ein Recht auf ein gutes Frühſtück; er geht hinein in die Stube. Da hört ers jammern und rufen „ach wie krank bin ich, wie krank.“ „Was fehlt Dir denn jetzt auf einmal; Du warſt ja geſtern Abend ganz geſund? Warte, ich will ſogleich den Doktor rufen.“ „Nein, nein! Keinen Doktor, keinen Doktor!“ „Sonderbar. Reich mir die Hand, daß ich Dir den Puls fühle.“ „Nein, fort mit Dir! Packe Dich!“ „Du verfluchte Wetterhexe, willſt Du todtkrank mir noch commandiren!“ Da reißt er ihr das Betttuch vom Leibe und ſieht — zu ſeinem Entſetzen — an ihren verbrannten Händen und Füßen feſtgenagelte Hufeiſen und ihren Leib ganz zerritzt und zerſtochen. Fluchend und verflucht fährt ihr Geiſt zur Hölle; ihr Leib aber wird verſcharrt, das Geſicht nach unten gekehrt, die Eiſen an Händen und Füßen, unten und

oben Kapendorn (Weißdorn oder wilde Rosen, Hundsrosen). So möge es allen stolzen Truden ergehen!

Der Bube wird Roßkamm; die Gesellen kehren wieder zum Meister zurück und werden gesund, und dieser ist und bleibt ein stattlicher Mann, und alle Schmiedmeister sprechen noch heute mit Achtung von ihm.

149.

Besuch bei den Hexen.

Mündlich aus Mühlbach.

Ein Weber hatte eine Frau, die war eine Hexe. Der Weber erfuhr dies durch seinen Nachbar, welcher ihm zugleich den Rath ertheilte, er möge sich zur eignen Ueberzeugung trunken stellen und tüchtig schnarchen, so werde er bald sehen, was das Weib beginne. Der Weber that wie ihm gerathen worden, taumelte eines Abends spät in seine Wohnung, legte sich auf die Truhe und schnarchte. Da trat das Weib ungefähr um die eilfte Stunde vor den Ofen, zog sich daselbst nackt aus und schmierte sich mit Salbe aus einem Töpfchen unter dem Arme, worauf sie wie der Wind durch den Rauchfang auf und davon flog. Der Weber nahm nun neugierig das Töpfchen, und nachdem er sich vorsichtig an einen gewaltigen Webestuhl angebunden hatte, schmierte er sich ebenfalls mit der Hexensalbe unter den Armen. Alsbald flog er sammt dem Webestuhl durch den Rauchfang und unverzüglich auf einen Berg, wo der Teufel sammt allen Hexen versammelt war und sich auch seine Frau befand. Aus Todtenschädeln und allerlei andern hohlen Knochen zechte hier das Hexenpack und jubilirte. Dem Weber ward ganz angst und bange. Der Hexenvater trat zu ihm und fragte ihn, was er hier suche und ob er auch in ihre Gesellschaft zu treten gesonnen sei? Zitternde beijahte der Weber, welcher zum bösen Spiel gute Miene machen mußte, da wurde ihm ein Schädel mit Wein gefüllt gereicht. Er trank

ſchaudernd. Hierauf erhielt er auch ein Buch, woraus er die Hexerei ſtudiren ſolle. Seine Frau fragte ihn, warum er den Webeſtuhl mitgebracht habe. Er habe hier weben wollen, war ſeine Antwort. So entging er durch Klugheit der Gefahr und gelangte nach geendigtem Hexenſchmauſe glücklich nach Hauſe. Am folgenden Morgen erſchlug er ſeine Frau und begrub ſie in den Miſt. Allein von dieſer Zeit an hatte er keine Ruhe. Allnächtlich ſangen und tanzten und tobten die Hexen vor ſeiner Thür und jeden Morgen fand er die Ueberbleibſel ihres Gelages, einen Haufen Knochen, davor. Da riethen die Leute ihm, ſein Weib auszugraben, ſie auf den Bauch zu legen und ihr einen Pfahl durch den Rücken zu ſchlagen. Er that dies, und von Stund an hörte der Spuck auf.

150.

Die Herzſaugerin.

Wirklich.

Einem Manne in Mühlbach waren ſchon mehrere Kinder geſtorben, ohne daß man eigentlich die Urſache und Natur ihrer Krankheit hätte ergründen können. Eben war auch das letzte Kind ſiech. In der Nähe wohnte aber eine alte Frau. Eines Tages rief das Kind plötzlich um Hilfe. „Seht, ſeht, da kommt jene Frau wieder, die mir immer am Herzen ſaugt.“ Die Eltern ſahen ſie wirklich mit einem Korbe am Fenſter vorüber gehn. „Jetzt tritt ſie zur Thüre herein!“ ſagte das Kind; allein die Eltern ſahen nichts. „Jetzt iſt ſie hinter dem Ofen.“ Die Eltern ſahen nichts. „O weh, jetzt ſaugt ſie mir am Herzen.“ Die Eltern ſahen nichts, bis das Kind ſagte: „Jetzt hat ſie mich verlaſſen.“ Alsbald ging die Hexe wieder beim Fenſter vorüber. Das Kind ſtarb in wenig Tagen. Der Vater klagte die Hexe an; ſie wurde geſchwemmt, und obwohl es ihr gelang den Körper unter Waſſer zu bringen, ſo mußte ſie doch ein kleines Schwänzchen zeigen, das über

den Spiegel des Teiches hervorragte. Da war sie erkannt und wurde verbrannt.

151.

Eine Hexe will durch ein Wachslicht tödten.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Hexe liebte den Mann ihrer eigenen Tochter und suchte die letztere durch den Tod aus dem Weg zu schaffen. Sie fing dies so an: sie machte eine Wachskerze, die genau so lang war als ihre Tochter, und zündete dieselbe an. Glücklicherweise wurde die Sache entdeckt, ehe die Kerze völlig abgebrannt war, sonst wäre die Tochter gestorben. Auch so war sie schon todtkrank geworden.

152.

Hexenbrunnen.

Mündlich. Vergl. Blätter f. S. S. u. V. 1838. 28ſt.

Zwischen den zum Repser Bezirk gehörigen Dörfern Seiburg und Liewlang (gewöhnlich Leblang geschrieben) liegt der Hexen- oder Trudenbrunnen. In einer Mainacht tanzten die Hexen um denselben, als ein armer Bauer mit vollen Mehlsäcken aus der Mühle daher gefahren kam. Voll Bangigkeit wurde er das unheimliche Treiben am Brunnen gewahr und fürchtete Böses. In seines Herzens Angst wußte er nicht Besseres zu thun, als jede Hexe, wie er an ihr vorbeikam, recht höflich zu grüßen. Das bewog die Tanzenden, einem seiner vollen Mehlsäcke die Kraft zu verleihen, daß er nie leer wurde.

153.

Hexenrichtplatz.

Mündlich.

Im „neuen Grund" bei Schweischer zeigt man noch einen Platz, wo eine Hexe soll verbrannt worden sein. Sächsisch heißt

der Ort „det rêg, diu'm de riut Trêny, de trud, verbrait hôt" (der Berg, wo man die rothe Katherin, die Trude, verbrannt hat).

154.

Seele als Mücke.

Aus einem Mühlbacher Hexenproceß.

Eine Frau hatte zwei Arbeiter genommen und arbeitete mit denselben den ganzen Vormittag ununterbrochen in ihrem Weingarten. Nach dem Mittagsmahl legten sie sich, wie gewöhnlich ist, nieder um ein wenig auszuruhen. Um die zweite Stunde nach Mittag erhoben sich die Arbeiter und wollten auch die Frau wecken, welche auf dem Rücken unbeweglich und mit offenem Munde dalag. Sie rüttelten und schüttelten an ihr und schrieen ihr ins Ohr. Umsonst; sie lag wie tod und war nicht zu erwecken. Da ließen die Arbeiter sie liegen und gingen an ihr Geschäft. Um Feierabendzeit kamen sie wieder, um sich sammt der Frau auf den Weg zu machen. Sie fanden die Letztere noch immer in derselben Lage, wie sie dieselbe verlassen hatten, auf dem Rücken liegend, unbeweglich, mit offenem Munde, einem Todten ähnlich. Indem sie sie staunend betrachteten, kam eine große Mücke daher gesummt. Einer der Arbeiter hatte einen ledernen Beutel, fing sie und steckte sie in denselben. Darauf wurden verschiedene Versuche gemacht, an der Frau irgend ein Zeichen von Leben zu entdecken, jedoch immer umsonst. Nach ungefähr einer Stunde wurde die Mücke aus ihrer Haft entlassen und flog sogleich in den Mund der Frau, welche sofort aufwachte. Nun waren die beiden Arbeiter nicht länger im Zweifel, daß die Frau eine Hexe sei.

155.

Die Scheintodte.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Frau aß mit ihrem Manne Knödel; plötzlich blieb ihr einer im Halse stecken; der Athem blieb ihr aus und sie fiel für tod um. Der Mann, der sie sehr liebte, ließ ihr ein prachtvolles Leichenbegängniß halten und sie mit all ihrem Schmucke begraben, mit allen Ringen und Edelsteinen, die sie gehabt hatte. Davon hatten aber einige Räuber Wind bekommen, kamen in der Nacht auf den Friedhof, öffneten das Grab, um dem Leichnam den Schmuck abzunehmen. Indem sie aber an der armen Frau herumzerren, springt der Knödel ihr aus dem Halse und sie thut einen tiefen Athemzug. Die erschrockenen Räuber fliehen und lassen Alles im Stich. Die Frau, nachdem sie sich allmälig ganz erholt hatte, merkte, wo sie war, stand auf und machte sich auf den Weg nach Hause. Sie fand das Thor verschlossen, pochte und rief ihren Mann beim Namen. Auf dessen „wer da" antwortet sie: „Ich bin es, deine Frau." „Meine Frau ist tod und liegt auf dem Friedhof" rief wieder der Mann, der sich von einem bösen Geist heimgesucht wähnte. „Und doch bin ich deine Frau; ihr habt mich scheintod begraben." „So will ich eher glauben, daß mein Hengst die Treppe herauf in mein Zimmer komme, als daß meine begrabene Frau wiederkehre!" Augenblicklich erscholl ein Getrappel die Stiege herauf, und der Hengst, der sich im Stall von seinen Stricken losgerissen hatte, wieherte in der Zimmerthür. Da sprang der Mann aus dem Bett und führte seine Frau hinein, lebte auch noch viele Jahre glücklich mit ihr.

156.

Beſtrafter Herenfrevel.

Mündlich

Eine Frau in Bulleich hatte nur eine einzige Kuh, melk aber von dieſer erſchrecklich viele Milch. Ihr Nachbar hatte auch eine Kuh; die wollte ſich aber nicht mehr melken laſſen, ſeit jene Kuh ſo reichliche Milch gab. Dadurch kam die Frau in den Verdacht; und eines Abends, als dieſelbe wieder ganz geſund im Heie ſaß und ohne Anſtehen melk, band der Nachbar ſeine Kuh los und ſchlug darauf fürchterlich auf ſie los. Plötzlich fiel die Frau um und war ganz tot. Sie iſt durch dieſe Schläge geſtorben.

157.

Eine Here ſchadet noch nach ihrem Tode.

Mündlich aus Möllrich.

Eine Here war begraben worden, erſchien aber noch immer jede Nacht auf dem Kirchhof und breitete ein weißes Tuch vor die Kirchenthür. Die Leute, welche am Morgen über den Platz gingen, wo das Tuch gelegen hatte, ſtarben in wenigen Tagen. Der Thürmer bemerkte einſt das Tuch nahm es weg und eilte damit auf den Thurm. Als die Here kam, um ihr Tuch abzuholen und es nicht fand, blickte ſie hinauf zum Thurmfenſter und drohte dem Thürmer; da aber ihre Zeit um war, konnte ſie diesmal ihre Rache nicht in Ausführung bringen. Am andern Morgen beeilte ſich der Thürmer die Sache anzuzeigen; das Grab der Here ward geöffnet und der Leichnam auf dem Bauche liegend gefunden. Man ſchlug ihr einen Pfahl durch den Rücken und hatte von nun an Ruhe vor ihr.

158.

Eine Hexe im Grabe.

Mündlich aus Bulkesch.

In Magyar-Benye an der kleinen Kokel, gegenüber von Schönau, war eine Frau gestorben, welche allgemein für eine Hexe galt. Als bald darauf viele Leute in diesem Dorf starben, öffneten die Walachen, den Geistlichen an der Spitze, das Grab und fanden die Frau auch wirklich auf einer Seite roth auf der andere tod (gelb) und hinten an ihr ein Schwänzchen. Sogleich drehten sie dieselbe auf den Bauch und schlugen einen Pfahl durch sie. Da seufzte sie tief; aber das Dorf hatte Ruhe. Diese Begebenheit soll sich im Jahre 1833 oder 34 ereignet haben.

159.

Von einem Zimmermann, der vom Thurm stürzte.

Mündlich.

Als das Dach auf den Mühlbächer Thurm aufgesetzt wurde, geschah es, daß ein Zimmermannsgeselle einen Fehltritt that und herabstürzte. Niemand glaubte, er könne nach einem so ungeheuren Fall noch lebend davonkommen, und dennoch geschah es also. Ein Baum, der unten auf dem Kirchhof stand, dämmte mit seinen dichten belaubten Zweigen die Gewalt des Sturzes und der Bursch kam, einige unbedeutende Quetschungen abgerechnet, unversehrt davon. Abends, nachdem das Dach vollständig aufgerichtet und der grüne Ast daraufgesteckt worden war, belustigten sich alle Werkleute, die bei dem Bau thätig gewesen, wie dies nach vollbrachter Arbeit zu thun Sitte ist. Unter anderer Kurzweil, die sie dabei trieben, war auch diese, daß sie den vom Thurme gestürzten Burschen als einen Todten auf einer Bank herumtrugen, dazu sangen und predigten, wie bei einem rechten Todtenamt. Als es nun zur Grablegung

am, schlugen sie die Bank um, daß der Gesell auf den Boden fiel und der bei dem ungeheuern Sturz vom Thurm unbeschädigt gebliebene brach sich bei diesem Scherz ein Bein und starb in Folge dessen am folgenden Tag.

160.

Schwester Agneta.

Mündlich

Won em det tërnchen áf der stilâ frôgt, „Säster Nît, wát hôt er gekôcht?“ se invert et ënem näst.*) Vorübergehende fragen auch wohl: „Kathrinchen, was hast du gekocht?“

161.

Traum.

Mündlich.

Einer armen Frau in Mühlbach träumte einst, ein alter Mann nehme sie bei der Hand und führe sie zu einem Thurme an der Stadtmauer. Hier gab er ihr ein Brecheisen in die Hand, zeigte auf eine Stelle an der Ecke des Thurmes und sprach: „Hier suche!“ Sie fing an zu brechen; allein es ging ihr sehr langsam von Statten. „Lass' das“ sprach der Führer „ich will dir auf eine andere Weise helfen; hier hast du fünf Nummern, die setze in die Lotterie und du wirst glücklich werden.“ Hiemit drückte er ihr ein Zettelchen in die Hand, worauf fünf Nummern roth geschrieben waren, und verschwand. Sobald die Frau erwachte, schrieb sie sich die fünf Nummern, welche sie noch im Sinne hatte, auf, um sie in die Lotterie zu

* Der Spruch wird in der Rede doppelsinnig: es antwortet: „Nichts!“ oder es antwortet Nichts.

ſetzen. Da ſie es aber ihrem Manne, der nichts hielt auf Träume, ſagte, verbot er ihr das theuere Geld ſo unnütz zu wagen, und das Setzen unterblieb. Die Ziehung kam und ſämmtliche fünf Nummern der Frau hingen roth ausgeſteckt an dem Hauſe des Lottoamtes. Da hätte nun freilich der Mann vor Aerger wahnſinnig werden mögen; allein die Reue kam zu ſpät. Jener Thurm der Stadtmauer wurde ſpäter verkauft und vom Käufer in ein Haus verwandelt. Er ſoll bei dem Bau einen nicht unbedeutenden Schatz in einer Ecke des Thurmes gefunden haben. Dennoch — erzählt man — hatte auch er kein Glück damit; denn er ſtarb in Armuth.

162.

Der Brautkranz.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. P. 1837. 217.

Das anſehnliche ſächſiſche Dorf Urbigen (gewöhnlich Urwegen oder Urbach geſchrieben) bei Neußmarkt beſitzt zwei evangeliſche Kirchen. Die ältere liegt auf einer ziemlichen Anhöhe außerhalb des Ortes und iſt nach ſächſiſcher Art mit feſten Mauern umgeben, daß ſie in Zeiten der Noth auch als Zufluchtsſtätte und Burg benützt werden könne. Aber ſeit dem 17. Jahrhundert wird ſie wenig benützt. Die Leute ſind bequemer geworden und wollen auch zum Hauſe des Herrn einen weniger ſteilen Pfad wandeln. Daher haben ſich auch die Urbiger ein neues kleines Gotteshaus ins Dorf gebaut und laſſen das Alte am Berge oben verfallen. Heute ſehen ſie nur hinauf, wenn die Glocken herunterſchallen, und geben nur dorthin, wenn ſie ihre Todten auf den alten Friedhof begraben.

Im Chor der alten Kirche iſt an einer Säule, der Nebenthür gegenüber, das Bild eines Kranzes zu ſehen, wie ihn noch jetzt die Bräute des Ortes an ihrem Ehrentage tragen.

Wie ist er dort hingekommen? Die Sage geht, daß einst eine Dorfmaid, die einzige Tochter reicher Eltern, wie denn das wohl also zu gehen pflegt, ihr Herz einem wackern, aber armen Burschen geschenkt habe. Die Eltern des Mädchens aber wollten nichts wissen von der Heirat und quälten die arme Tochter so lange, bis sie sich lossagte von dem Erkorenen, dem sie das Wort gegeben, und dieser hinausging in die Welt. Ein reicher Freier stellte sich bald ein, und die Maid gab ihm, dem Befehl ihrer Eltern nachgebend, das Jawort. Als aber die Vermählung gefeiert werden sollte und das Brautpaar, die Braut mit dem Kranze geschmückt, geleitet von den zahlreich geladenen Freunden und Verwandten, den steilen Weg zur Kirche hinaufstieg, da wurde der armen Braut der Gang unbeschreiblich schwer. Und der Gedanke, das dem frühern Geliebten gegebene Wort der Treue zu brechen, die Sünde des Meineides auf sich zu laden, zerschnitt ihr das Herz, also daß sie, als sie an der großen Kirchenpforte Gott um Hilfe in ihrer Noth anrufend anlangte, todt zur Erde sank. Nun beweinten die Eltern ihre Hartherzigkeit am Grabe der Tochter und ließen zum ewigen Gedächtniß den zum Todtenkranz gewordenen Brautkranz an die Kirchensäulen malen.

163.

Verschwinden der Liebenden.

Mündlich aus Bistritz.

Einige Stunden von Sanct-Georgen ist ein Wald, welcher der Nährtenwald heißt. Darüber geht folgende Sage: Einst hatten sich ein Knecht und ein Mädchen im Dorfe sehr gern. Aber das Mädchen war sehr reich und der Knecht blutarm, und deshalb wollten die Aeltern des erstern nicht in die Heirat willigen. Eines Tages sah man nun das liebende Paar aus dem Dorfe gehen; wer sie fragte wohin sie gingen, dem antworteten sie, nur her in den nächsten Wald. So gin-

gen ſie weiter bis in den Wald und wurden ſeitdem nicht wieder geſehen. Davon hat der Wald ſeinen Namen.

164.

Der Blitz erſchlägt ein meineidiges Mädchen.

Mündlich aus Bulkeſch.

Zwei Burſchen in Bulkeſch liebten ein Mädchen; und das Mädchen war ihnen beiden gewogen. Als nun der eine in die Stadt wollte, nahm er gar herzlichen Abſchied und ſagte unter anderm: „Es wird wohl das letztemal ſein; bis ich wiederkehre haſt du dich dem andern verſprochen.“ Das Mädchen aber verſchwur ſich, das werde nicht ſein, und wenn ſie es thäte, ſo ſolle ſie das erſte Donnerwetter erſchlagen. Aber ſie war leichtſinnig und der andere Freier gefiel Vater und Mutter beſſer, und ſie gab ihm das Jawort. Das geſchah im Herbſt. Die Hochzeit wurde gefeiert. Als aber der Frühling, die Zeit der Stürme, kam, überfiel die junge Frau eine große Angſt. Und als ſie einmal im Brechen im Weingarten ſich befand, überraſchte ſie ein ſchweres Wetter. Sie eilt heimwärts; der Regen ſtrömt; ſie ſucht Zuflucht unter einem Baume, und — der Blitz erſchlägt ſie. Noch zeigt man den Baum.

165.

Seit wann die Thiere die Sprache verloren und Waffen bekommen haben.

Mündlich aus Reen.

Es gab eine Zeit, allein das iſt nun ſehr, ſehr lange her, da konnten auch alle Thiere ſo ſprechen wie wir und lebten auch alle miteinander und mit den Menſchen in Frieden und hatten Umgang miteinander wie man ſich ja noch viele Geſchichten davon erzählt. So ging der Fuchs einträchtig mit dem Haſen und Hahn, der Wolf mit dem Hund und Schaaf, die Katze

mit der Maus ꝛc. Auch trug keines der Thire noch Waffen oder Gift bei ſich; keines brauchte vor dem andern ſich zu verkriechen und das andere zu fürchten. Da kam aber der Teufel, und wie er unter dem Menſchengeſchlecht Haß und Zwietracht ſtiftete, ſo entzweite er auch die Thiere und nahm ihnen die menſchliche Sprache. Seither geben ſie nur ihnen unter einander verſtändliche Laute von ſich. Auch mußten ſie ſich jetzt Waffen und Zufluchtsſtätten ſuchen. Damals zogen die Schnecke und die Biene in das Haus, das ſie noch jetzt bewohnen, die andern Thiere in Löcher und Höhlen ꝛc.; damals legte die Schildkröte, der Krebs und der Hirſchkäfer Schild und Panzer an; damals rüſtete ſich der Igel mit den vielen Stacheln, die Biene und Weſpe nahmen nur einen; damals waffnete ſich das Wildſchwein mit Hauern, Stier und Widder mit Hörnern, die Schlange mit Gift und Geifer, die Katze mit Bosheit, der Pater (Beerenwanze) und die Kreuzſpinne nahmen das Zeichen der Frömmigkeit zu ihrem Schild u. ſ. w. alle Thiere etwas. Nur die Taube und das Lamm blieben wie ſie geweſen waren; ſie hofften ihre Unſchuld werde ſie ſchützen. So kommt es denn, daß die meiſten Thiere ſich gegenſeitig wie die Völker bekriegen und ſchädigen durch Stoßen, Kratzen, Schlagen, Beißen, Zerreißen ꝛc.; nur das Lamm und die Taube wehren ſich nicht und müſſen ſo öfter unſchuldig leiden. Unſer Herrgott aber hat beide am liebſten.

166.

Wie der liebe Gott mit dem Brande driſcht.

Mündlich aus Streitfort.

Als der liebe Gott und Petrus einmal mit einander wandelten, war Petrus ſehr müde geworden. Da wußte der liebe Gott einen ehrlichen Bauer in der Gegend; bei dem kehrten ſie ein und baten ihn um Herberge für die Nacht. Der Bauer aber mochte nicht gern mit Landſtreichern zu thun haben und

machte Umſtände und behielt ſie endlich nur unter der Bedingung bei ſich, daß ſie ihm am folgenden Tage dreſchen hülfen. Sie verſprachen es und erhielten darauf auch noch einen Hafenbrei zum Nachtmal. Petrus ließ es ſich wohl ſchmecken, legte ſich darauf gleich nieder, ſtreckte ſich und ſchlief feſt ein. Früh am Morgen trat der Bauer an das Lager ſeiner Gäſte, hieß den Nächſten an und rief: „Auf, auf, kommt und helft!“ Damit ging er hinaus in die Scheune und fing an alles zur Arbeit zuzurichten. Petrus aber, der am Rande ſchlief und an den der Bauer zuvor etwas unſanft gerührt hatte, wachte zwar auf, drehte ſich aber noch ganz verſchlafen blos um, bat den lieben Gott, ihn jetzt an die Wand zu laſſen, und ſchlief wieder ein. Als es dem Bauer zu lang dauerte, kam er erzürnt wieder in die Stube, langte mit einem Knüttel nach dem an der Wand und ließ nicht ab, bis beide — Petrus ſehr unwillig über ſolche Behandlung — aufſtanden und mit ihm in die Scheune gingen. Wie ſie nun daſelbſt zu dreſchen anfangen ſollten, ergriff Gott einen Brand und ſchlug damit in die Frucht, und im Augenblick war alles ausgedroſchen und gewerfelt. Nachdem nun die beiden Gäſte ihr Verſprechen alſo gelöſt hatten, gingen ſie von hinnen. Weil aber der Bauer gegen Fremde ſo grob geweſen, ſo ſollte ihm die Strafe auf dem Fuße folgen. Er hatte geſehen, wie der liebe Gott die Frucht mit einem Feuerbrand leichter ausdroſch als er mit dem Flegel, und meinte es auch ſo machen zu können, ergriff auch flugs einen Brand und fuhr damit in die trockenen Garben. Die aber fingen Feuer, und brannte die Scheune bis zum Erdboden nieder.

167.

Irdiſcher Hochmuth und himmliſche Gerechtigkeit.

Siebenb. Hausfreund 1854. 112 (nach mündlicher Erzählung.)

Vor Zeiten, als der Heiland noch mit Petrus auf Erden wandelte, trafen ſie eines Tages einen Mann auf der Straße,

der seinem äußern Ansehen nach ein Pfarrer zu sein schien; doch sah er nicht aus, als ob er einen Amtsgang mache, denn er trug eine Tasche an der Seite und einen Stab in der Hand, und die Unzufriedenheit saß ihm im Gesicht. „Wohin," fragte ihn der Heiland. „Ich gehe," lautete die Antwort, „um mir eine reichere Gemeinde zu suchen. Ich bin schon lange in diesem elenden Neste gewesen — und damit wies er auf ein hinter ihm liegendes Dörfchen, — und kann nicht länger mehr aushalten darin." Wie er so redete, erzürnte der Herr und gedachte des undankbaren Pfarrers Ungenügsamkeit zu strafen, sprach aber vor der Hand nichts weiter, sondern ließ ihn stehen und verfolgte mit Petrus seinen Weg. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie auf einen Bettler stießen, der alt und krüppelhaft sie gar flehentlich um einen Almosen bat. „Bitte dir einmal," sprach Christus, „was du von Allem jetzt wünschest; es soll dir gewährt sein." Der Bettler wollte anfangs nicht recht dran, dachte auch, man spotte seiner und das Wünschen werde ihn nicht viel helfen; allein, als er wiederholt aufgefordert wurde und der Herr ihn drängte, er solle nur schnell machen, sprach er ganz demüthig: „Nun denn wenn es sein kann, so möchte ich um einen Esel bitten, der mir diesen Sack nachbringe." „Gut," erwiederte der Herr, „du sollst ihn haben, geh dieses Weges noch eine Strecke und du wirst einen angebunden finden neben der Straße. Aber über Jahr und Tag sollst du ihn auf dieser nämlichen Stelle mir wieder einhändigen."

Damit wanderten der Heiland und Petrus weiter. Der Bettler aber ging und fand, wie ihm gesagt worden, auch bald einen feinen Esel angebunden neben der Straße. Der Esel aber war der unzufriedene Pfarrer, den der Herr zur Strafe solcher Gestalt verwandelt hatte. Jetzt eignete sich der Bettler ihn zu, lud ihm seinen Sack auf, setzte zuweilen sich auch selber dazu und zog so bettelnd mit ihm von Ort zu

Ort. Und wenn der Esel, dem besonders im Anfang noch immer hohe Gedanken im Kopfe ſteckten, nicht recht vorwärts wollte, ſo bekam er noch Schläge, wie ſichs gehörte. Auch mit der Fütterung ſah es oft ſchlecht aus. Diſteln und ſchmiellges Gras an den Straßengräben war noch das beſte, was er fand.

Auf ſeinem Umzuge geſchah es, daß der Bettler auch an den Ort kam, wo ſein Eſel Pfarrer geweſen. Da überkam dieſen eine große Sehnſucht nach ſeiner Pfarre, alſo, daß er ſich vor dem Pfarrhaus angekommen losriß und ſchnurſtraks hineinlief. Da ſtand die Pfarrerin grade am Backofen und heizte denſelben. Der Eſel in ſeiner Freude auf ſie los und hätte ſie bald umhalſt, ſie aber, voll Entſetzen, ergriff eine lange ſpitzige Stange, womit man das Feuer im Ofen zu ſchüren pflegt, ſtieß nach dem Eindringling und gewann ihm ein Auge. Brüllend vor Schmerz und blutend lief der Arme hinaus. Hier empfing ihn auch ſein Herr noch mit Schlägen und band ihm ſofort ein ſtarkes, rauhes Seil um den Hals, daß er ganz wund wurde. Von da an ergab er ſich auch in ſein Schickſal und bereute rechtſchaffen ſeine Sünden.

Als nun das Jahr zu Ende ging, erinnerte ſich der Bettler des gegebenen Wortes, zog an den beſtimmten Platz, und als der Herr und Petrus auch richtig erſchienen, gab er mit vielem Dank den Eſel zurück. Der Herr freute ſich über die Ehrlichkeit des Armen und ſprach zu ihm: „Geh jetzt in deine Vaterſtadt, ein Glück wird dir widerfahren; bleibe nur immer rechtſchaffen.“ Der Bettler gehorchte und als er ſich ſeiner Heimat näherte, fühlte er nur einmal, daß er ſein krüppelhaftes Anſehen verlor und ſtark und geſund wurde, ſo daß er in eine Werkſtatt gehen konnte, wo er ſo fleißig arbeitete, daß er ein reicher und angeſehener Mann wurde.

Auch dem Eſel aber hatte die Stunde ſeiner Erlöſung geſchlagen. Der Heiland in ſeiner Barmherzigkeit gab ihm die

frühere Geſtalt wieder; nur den von dem Seil wundgeriebenen Hals, das verlorene Auge, und die empfangenen Schläge mußte er behalten. „Kehre heim,“ mit dieſen Worten entließ ihn der Herr, „und lerne beſcheiden ſein.“ Zerknirſcht wanderte der Pfarrer ſeinem Dorfe zu. Es war aber ſpät am Abend geworden, ehe er daſelbſt ankam, was ihm auch nicht ſehr unlieb war, da er ſich ſchämte vor den Leuten. Vor dem Pfarrhauſe angelangt, fand er dasſelbe verſchloſſen. Da ſtellte er ſich auf dem Lehnſitz vor demſelben, klopfte an das niedrige Fenſterlein und rief: „Frau mach' auf, dein Mann iſt da.“ Aber die Frau antwortete von innen: „Ich habe ſchon ſeit einem Jahr keinen Mann, geh' nur deines Weges, du Betrüger.“ „Ich bin ja dein Mann, der vor einem Jahr in die Fremde ging; komm doch ans Fenſter und ſieh mich.“ Da öffnete ſich das Fenſter ein klein wenig und das weiße Kopftuch der Pfarrerin erſchien daran. Wie dieſe aber den verunſtalteten einäugigen Mann ſah', ſchlug ſie es wieder zu und ſchrie: „Fort, fort mit dir, du Lügner! Du mein Mann?! der hatte doch wenigſtens zwei Augen.“ Mochte der Arme nun was immer ſagen, das Fenſter blieb verſchloſſen. Auch wollte er nicht Lärm machen, damit ſeine Kirchenkinder den ſchönen Einzug nicht mit anſähen. Was war nun zu thun? In halber Verzweiflung ging der Pfarrer endlich zu dem Bruder ſeiner Frau und erzählte dieſem Alles, was er erlebt hatte, wie ihn der Heiland geſtraft, wie er ſein Auge verloren und, jetzt heimgekehrt, nicht eingelaſſen werde in ſein eigen Haus. Solche Aufrichtigkeit endlich fand Glauben. Der Schwager ging mit ihm zum Pfarrhaus und bewog die Pfarrerin endlich die Thüre zu öffnen. Da erkannten ſich denn auch die Eheleute wieder und der Pfarrer mußte von neuem Alles erzählen; beſonders warf er ſeiner Frau vor, daß ſie ihm, als er voll Freude in das Haus gekommen, das Auge mit der Feuerſchüre herausgeſtoßen. Sie aber entſchuldigte ſich hoch und theuer: ſie habe ja nicht

wiſſen können, daß ihr Mann ein Eſel ſei. Die Hauptbeſorgniß blieb, was die Gemeinde zu dem allen ſagen werde. Was half aber die Entſchuldigung, das Auge blieb verloren. Allen unangenehmen Folgen vorzubeugen, beſchloß der Familienrath auszuſprengen, Räuber hätten den Pfarrer ſo mißhandelt und ihm auch ſeines Auges beraubt. So that man auch; aber die Pfarrerin konnte ſich nicht enthalten, ſpäter einmal ihrer Gevatterin den wahren Hergang zu erzählen; die verſprach zwar wie gewöhnlich zu ſchweigen, ſagte ihn jedoch einer guten Freundin, und ſo wußte es zuletzt doch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit das ganze Dorf.

168.

Lohn der Hartherzigkeit.

Sächſiſcher Hausfreund vom J. 1851. 76.

Als unſer Heiland von ſeiner Liebe zu den Menſchenkindern einmal wieder bewogen wurde, auf die Erde herunterzuſteigen, um zu ſehen, wie hier und da noch ſeine Lehren gehalten und ausgeübt würden, kam er, wie er pflegte bei ſolchen Wanderungen, in Bettlergeſtalt in ein ſächſiſches Dorf. Kaum war er eine kleine Strecke in der Gaſſe vorwärts geſchritten, ſo fand er eine Bäurin, welche eben Brot backen wollte. In ſeiner Jammergeſtalt flehte er um ein Stückchen Brot, ſeinen Hunger zu ſtillen. Sie wies aber den fremden Bettler ab mit ſchnöden Worten, ob er nicht ſehe, wie ſie backen ſolle, ſie habe kein Brot für ihn. Der Heiland erwiederte ſich tröſtend, er werde, wenn ſie gebacken hätte, wieder kommen und ging ſeiner Wege. Nach geraumer Zeit kam er dieſelbe Gaſſe wieder zurück. Die Bäurin hatte das Brot ſchon aus dem Ofen genommen und bei Seite gethan; ſie ſah den Bettler von ferne ihrem Hauſe ſich nähern, zog ſich ſchnell in die Thüre

zurück und lehrte ihr Töchterchen, es solle sagen, die Mutter sei fortgegangen und nicht zu Hause, und damit den Bettler abweisen; sie selbst versteckte sich aber unter den Backtrog, die Ofenschüssel lag auch darunter, und so kam sie zwischen die beiden zu liegen. Als nun der Heiland kam und Brot verlangte, antwortete das Töchterchen, wie es die Mutter gelehrt, und wies den Bettler ab. Der Heiland, erzürnt ob dieser Mitleidlosigkeit und Hartherzigkeit, sprach seinen Fluch über das geizige Weib aus und sagte: „So soll was auf dir liegt auf dir bleiben, und was unten, unter dir.“ Und so wuchs der Backtrog dem Weibe auf den Rücken an und die Ofenschüssel an den Bauch, und es wurde so zur scheußlichen Schildkröte. So lohnte der Herr der Hartherzigen und Geizigen, die nicht befolgte sein Wort: „Was ihr dem Aermsten unter euch gethan, das habt ihr mir gethan.“

169.

Der Heiland und Sanct Peter.

Transsilvania, Beiblatt zum sieb Boten 1844. 328.

Christus der Herr und Petrus sein Schüler wanderten mit einander und begegneten einem sehr dürftig aussehenden Manne. Da trat Petrus vor den Herrn und bat ihn die Last der Armuth von dem Manne zu nehmen. Vergebens gab der Herr dem Apostel zu bedenken, ob wohl der Reichgewordene sein Geld nicht mißbrauchen, etwa in die Schenke tragen und dann in Sünden versunken seiner Seele Heil verlieren werde. Petrus hörte nicht auf zu bitten; der Herr in seiner Langmuth ließ ihn endlich gewähren, und der Arme wurde ein Reicher.

Eine Zeit nach dieser Begebenheit wanderten Meister und Schüler wieder zusammen und als sie am Abend bei einem

Hause anlangten, sprach der Herr: „Laß uns hier übernachten.“ Wie sie eintraten in das Haus, fanden sie die Frau allein daheim und baten sie um Herberge. „Gerne“ erwiederte diese „wollte ich euch hier behalten; aber mein Mann sieht Fremde nicht gerne in seinem Hause, und wenn er, wie dies fast allabendlich geschieht, etwas angetrunken aus der Schenke heimkommt, dürfte es euch und mir übel ergehen.“ „Er wird sicherlich Mitleid mit uns haben“ antwortete vorwitzig Petrus, der etwas müde geworden war, und sie blieben. Die gute Frau bereitete ihnen eine Streu an der Wand des Zimmers und sie legten sich nieder: der Herr fest an die Wand, Petrus an die Außenseite des Lagers. Als aber der Hausherr um Mitternacht berauscht und tobend in seine Stube trat und der beiden unwillkommen Schläfer ansichtig wurde, da fing er gotteslästerlich zu schelten an, nahm einen Prügel und ließ seinen Zorn an dem ihm zunächst Liegenden aus, worauf er abermals in die Schenke zurückging. Petrus mochte Etwas ahnen von dem, was noch kommen sollte und bat den Herrn, ihm, da die eine Seite seines Leibes von dem Unmenschen so furchtbar mitgenommen sei, zu erlauben, sich an die Wand zu legen, wo er auf der andern ruhen könne Der Herr wandte Nichts ein und wechselte mit Petrus den Platz. Aerger als zum erstenmal kehrte der Hausherr bald zurück, und als er die Beiden wieder gewahrte, ärgerte es ihn, das der Eine so leer ausgehen solle, und er griff abermals zum Prügel und hieb nun auf den an der Wand Liegenden — das war aber wieder Petrus — härter zu denn beim erstenmale. „Der gottlose Trunkenbold“ jammerte Petrus, als sie am Morgen das Haus verließen und er sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. „Es ist derselbe“ erwiederte der Herr „der auf deine Fürbitte reich geworden.“ Da wandte Petrus getroffen sich ab und schämte sich.

170.

Sanct Peter im Wirthshaus.

Mündlich

Als der Herr Chriſtus mit Petrus auf Erden wandelte, kamen ſie einmal in ein Dorf. Mitten darin ſtand das Wirthshaus; und war ein Lärm und Gejubel darin, daß mans von weitem hörte, denn es tanzten die Soldaten. Sanct Peter war neugierig auch einmal tanzen zu ſehen und ging trotz Chriſti Verboth ins Wirthshaus hinein. Da ließ Gott plötzlich den Zigeunergeiger verſchwinden; und Niemand wußte wie, wann und wohin. Dem Sanct Peter aber ließ er die Geige in den Arm wachſen und gab ihm ganz das Ausſehn des Zigeuners. Die Soldaten tobten ganz entſetzlich über die Abweſenheit des Muſikanten; als Sanct Peter eintrat, da fielen ſie über ihn her und zerſchlugen ihn jämmerlich, ſo daß er ſich nur mit genauer Noth endlich zu Chriſto rettete. Dieſer aber lachte daß er nicht mehr konnte über Sanct Peters Angſt und ſprach: „So gehts, mein Lieber, wenn du ſolchen Tanz mehr liebſt als meinen.“ Petrus aber rächte ſich bis auf dieſen Tag an den Soldaten; denn immer wenn ſie auf dem Marſche ſind läßt er es regnen.

171.

Sanct Peter und die Schmiede.

Mündlich. Abgedruckt im Sächſ. Hausfreund, 1855, 89.

Die Schmiede ſind über Sanct Peter, obgleich er ihr Patron iſt, ſehr erboſt. Wer früh Morgens oder gegen Abend hin an einer Schmiede vorbeigeht kann die Geſellen oft den heiligen Mann ſchelten hören. Beurtheilet ſelbſt, ob ſie Recht thun. Als der Herr die Zünfte organiſirte, ſetzte er Sanct Peter zum Schutzherrn der Schmiede und ſagte ihm, die Schmiede ſollten hinfort arbeiten von 7—4 Uhr. Sanct Peter

aber mochte an anderes gedacht haben, etwa an den Stuhl zu Rom oder ſo etwas, und verſtand falſch, kam und ſagte den Schmieden des Herrn Befehl, ſie ſollten arbeiten von 4—7, und ſo müſſen ſie ſeither früh Morgens aufſtehen und bis ſpät am Abend den ſchweren Hammer führen und ſechs Stunden länger arbeiten als der Herr ihnen zugemeſſen. Auch noch ein andersmal benahm Sanct Peter ſich falſch gegen die Schmiede. Das war, als der erſte Schmied ſtarb und an das Himmelsthor kam, wollte er ihn nicht einlaſſen um ſeines ſchmutzigen Schurzfelles willen. Der Schmied aber, nachdem er eine Weile vergebenſt gebeten, warf ſein Schurzfell hinein in den Himmel. Sanct Peter mochte ſich die Finger nicht ſchwärzen, das Schurzfell auch nicht im Himmel dulden und befahl dem Schmied, es hinauszutragen. Kaum aber war der drinnen, als er ſich auf ſein Schurzfell ſetzte und ausrief, nun ſei er auf ſeinem Eigenthum und keine Macht könne ihn von dort vertreiben. Damit warf er das Schurzfell weiter und weiter hinein und ſetzte ſich immer darauf, wenn Sanct Peter ſich näherte, bis er endlich ſoweit gekommen, daß er nicht mehr herauskonnte und auch Sanct Peter ihn dort laſſen mußte. Seitdem können auch die Schmiede in den Himmel kommen. Aber Recht wars nun und nimmermehr, daß ihr eigener Schutzpatron ihnen den Einlaß weigern wollte.

172.

Vom geköpften Seiler.

Mündlich. Abgedruckt im ſächſ. Hausfreund 1854. 115.

Unſer Herr und Heiland kam einmal wieder in Petri Begleitung an eine Stadt, da eben ein Seiler durch das Schwert gerichtet wurde. „Warum köpft man den?“ fragte Petrus den Herrn. „„Er wird ſchlechtes gethan haben““ erwiederte dieſer und ging ein wenig näher an die Leute, welche daſtanden und zuſahen, und fragte ſie, was der Hingerichtete verbrochen. Er

habe ein wenig Hanf gestohlen, lautete die Antwort. „„Das war nicht des Todes werth““ erwiederte der Herr „„aber jetzt ist es geschehen und vorbei.““ Petrus aber, der auch herangekommen und gehört hatte, war damit nicht zufrieden sondern sprach, Herr mache ihn doch wieder lebendig; das ist dir ja ein leichtes.“ Lächelnd sprach der Herr: „„So gehe du und thue es in meinem Namen.““ Zufrieden eilte Petrus hinzu, nahm den abgehauenen Kopf und setzte ihn wieder auf den Rumpf. Der Seiler war frisch und gesund; nur Schade, daß ihm Petrus in seiner Geschäftigkeit den Kopf verkehrt aufgesetzt hatte, also daß sein Gesicht rückwärts sah. „„Was hast du gethan? Das ist ja verkehrt““ rief ihm Christus zu. Aber Petrus entschuldigte sich: „Herr, es ist ja ein Seiler; der braucht das Gesicht hinten.“

173.

Wie der Wälschkornbrei zum Namen Palukes gekommen.

Mündlich. Abgedruckt im sächs Hausfreund 1854. pag. 115

Wie der Heiland mit Petrus, so wandelte früher auch Paulus mit Lukas zuweilen auf Erden, die Guten zu beglücken und die Bösen zu bestrafen. Einmal — im Sachsenland — kamen sie ganz verhungert zu der Hütte eines Armen. Sie wurden daselbst zwar freundlich aufgenommen; als sie aber um etwas zu essen baten, schämten sich die Wirthsleute, daß sie ihnen nichts Gutes bieten konnten und entschuldigten sich, was sie äßen sei blos für arme Leute. Aber die Fremden wußten ja, daß sie hier nur Gäste seien, ungerufen und hungrig dazu, beschieden sich daher, und Paulus antwortete, für sie werde es wohl auch gut sein, sie wollten gerne mit ihnen essen was sie eben hätten. Da langte die Wirthin zu; der Topf mit siedendem Wasser stand bereits am Feuer; sie aber setzte einen größern an, griff auch tiefer als gewöhnlich ins Mehlfäßchen und kochte einen tüchtigen Brei aus Wälschkorn oder Kukuruz,

wie wir ſagen; und da er ausgeſtülpt wurde, glänzte er wie Gold und dampfte ſo appetitlich, daß die heiligen Männer faſt nicht warten konnten, bis auch die Milch in der Schüſſel und auf dem Tiſch war. Mit einem „Gott geſegn' es" gings endlich an den Tiſch, und die Löffel fuhren ſo eifrig zur Schüſſel, daß eine geraume Zeit hindurch wenig geſprochen wurde. Die Gäſte waren faſt ſchwer zu erſättigen und aßen bis nichts mehr da war. Erſt jetzt und nachdem ſie höflich gedankt hatten, fragten ſie nach dem Namen der köſtlichen Speiſe. Sie führe keinen beſondern und man nenne ſie nur Brei, erwiederten die Wirthsleute. „Nun ſo wollen wir ihr unſern Namen geben, und ſie ſoll fortan Palukes (Paul-Lukas) heißen" ſprachen die Gäſte. Und ſo heißt ſie bis auf den heutigen Tag, und wie jene ſo lieben noch jetzt viele vornehme Herren dieſe vortreffliche Speiſe der Armen.

174.

Wie Einer in den Himmel kam und wieder zurück.

Mündlich.

In Schäßburg iſt vor einiger Zeit ein Schuſter Namens Gut im Spital geſtorben; dem iſt einmal etwas ſehr merkwürdiges begegnet. Er ſollte Hochzeit geben und ging in den Wald um für die geſteigerten Bedürfniſſe ſeiner Küche drei Bratſpieße zu ſchneiden. Als er zwei geſchnitten, ſteckte er ſie in die Erde; bis er aber den dritten gefunden und zugerichtet hat, wachſen ihm die beiden erſten bis in den Himmel hinauf. Da überfällt ihn eine unwiderſtehliche Neugierde, zu ſehen, wie es da oben ausſehe und er klimmt an den beiden Bratſpießen hinan, bis er wirklich in den Himmel kommt. Als er ſich dort die Gelegenheit beſehen, wollte er indeß wieder auf die Erde hinunter. Aber die beiden Bratſpieße waren abgebauen worden, und guter Rath war theuer. Indeß wußte er ſich zu helfen: er nahm ein Seil, band es an den Stuhl Petri und ließ ſich an demſelben hinab. Aber das Seil war

ſo lang und die Höhe ſo groß, daß bis er in die Mitte gelangte eine Maus daſſelbe angenagt hatte; es riß, und Gut ſtürzte hinunter in einen Teich, ſo heftig, daß er drei Fuhren Fiſche aus demſelben herausſchlug. Wie ſollte er aber von dort herauskommen? Ohne Hilfe war er's nicht im Stande; darum ging er zu einem Walachen und bat ihn, er möge ihn mit ſeinen Ochſen herausziehn. Dieſer ſagte zu, kam, half ihm und lud ſich dafür einen Wagen voll Fiſche auf. Davon eſſen die Walochen in der großen Faſten noch immer ſo viel Fiſche. Als aber Gut nach Hauſe kam, war die Hochzeit bereits vorüber. Später kam er ins Spital, wo er auch geſtorben iſt und vielen Leuten ſein Abenteuer erzählt hat. Und das Spital ſteht noch bis auf den heutigen Tag; du kannſt es ſehen, wenn du es nicht glaubſt.

175.

Regenbogen und Schafwölkchen.

Mündlich.

Wenn die Wolken ſich ausgeregnet haben, dann erſcheint am Himmel der Regenbogen. Deſſen Enden ſenken ſich, ohne daß man es immer ſieht, ſtets in einen Fluß, einen See oder ein Meer und ziehen Waſſer an. Aus der Ferne ſieht man es ganz deutlich, wie das Waſſer darin zum Himmel aufſteigt. Gott hat das gar prächtig geordnet, daß die Wolken nie lange leer bleiben, ſondern, nachdem ſie erſchöpft ſind, ſich immer wieder anfüllen.

Einſt wollte ein Hirtenknabe, der eine große Schafherde an einem Bergabhange weiden ließ, mit frevelhafter Neugier in der Nähe ſehen, wie der Regenbogen das Waſſer anziehe, und trieb ſeine Herde hinab ins Thal an den Fluß. Da wurde er ſammt ſeiner Herde aufgeſogen und weidet nun ewig am Himmel ſeine Schafe. An heitern Frühlings- und Sommertagen

ist er oft mit seiner Herde sichtbar. Dann zeigen ihn die Eltern ihren Kindern und erzählen seine traurige Geschichte.

176.

Von einer Gesandtschaft des siebenbürgischen Landtags.

Mündlich.

Es war einmal ein Landtag in Siebenbürgen, der beschäftigte sich mit hohen Dingen. Namentlich gereichte es allen Nationen zu tiefem Schmerze wie sie hörten, daß der Leichnam Jesu Christi in der Gewalt der Ungläubigen sei. Und sie riethen hin und her, wie es anzufangen, daß derselbe aus der Ungläubigen Händen befreit und zu guten Christen nach Siebenbürgen gebracht werde. Endlich wählten sie eine Gesandtschaft und sandten einen Ungarn, einen Sachsen und einen Walachen nach dem gelobten Lande, das theure Kleinod von dort abzuholen. Sie reisten auch voll der besten Hoffnungen ab. Wie sie aber an das Grab kamen, fanden sie eine starke Wache römischer Kriegsknechte davor stehen. Was war jetzt zu machen. Der Ungar wollte gleich mit dem Säbel dreinschlagen; aber der Sachse hielt ihn zurück und sagte: „Ihrer sind mehr als wir; wir könnten Prügel ernten und wollen ihnen lieber Verstand (Vertrag) anbieten.“ Da zwinkerte der Walache nur so mit den Augen und flüsterte: „Wir wollen bis Sonnenuntergang warten und den Leichnam dann stehlen.“

177.

Wohin die Krähen nach der Ernte ziehen.

Mündlich aus Schäßburg

Im August so nach dem Schnitt sammeln sich gewöhnlich die Krähen in Haufen von vielen Tausenden und verschwinden

darauf für einige Wochen. Nur hin und wieder ſieht man eine Zurückgebliebene einſam in den Stoppeln ſpazieren. Aber von den Fortgezogenen führet zu der Zeit eine jede eine Kornähre zu dem babiloniſchen Thurm.

178.

Was in der Hermannſtädter Feldapotheke zu holen iſt.

Transſilvania, Beibl. zum ſieb. Boten. 1855. p. 22.

Zu Hermannſtadt in der Feldapotheke iſt eine Thüre, in der hängen vier Mühlſteine an vier Haaren. Wer es wagt darunter durchzugehen, der bekommt einen dienſtbaren Spiritus.

179.

Die Sekler retten den Mond aus großer Waſſernoth.

Mündlich aus Reen.

Mehrere Sekler lagen einmal unter den bekannten einfachen Kobern ihrer Wägen und ſchliefen. Sie konnten das wohl thun; denn ihre kleinen treuen Pferde gingen auch ungemahnt, des Weges kundig, rüſtig vorwärts. Als ſie an den Miereſch bei Reen angelangt waren, lenkten ſie in das ihnen im Mondſchein entgegenblinkende klare Waſſer, um ſich auch einmal, wie ihre Herren im feurigen Miereſchwein gethan hatten, gütlich zu thun. Da nun alle Wägen in einer Reihe im Waſſer ſtehn, erwacht plötzlich Einer der Sekler und erblickt das Bild des Mondes im Waſſer. „Gott im Himmel“, ruft er und weckt alle ſeine Gefährten „ſeht doch, ſeht; der Mond iſt vom Himmel herunter ins Waſſer gefallen! Kommt, wir wollen verſuchen; vielleicht ſind wir noch im Stande, ihn herauszubeiſen!“ Da ſprangen Alle von ihren Wägen ins Waſſer und eilten ins nahe Zollhaus und brachten Feuerhacken

und Stangen und langten in die Tiefe nach dem Monde, um ihn zu faſſen. Endlich rief Einer: „Ich habe ihn! Kommt jetzt Alle hierher und zieht!“ Er hatte nämlich mit ſeinem Hacken einen mächtigen Baumſtamm gefaßt, der grade an der Stelle im Waſſer lag, wo ſich der Mond abſpiegelte. Da faßten ſie insgeſammt an der Stange und zogen und zogen, daß ihnen der Schweiß rann. Plötzlich gab der gemarterte Baumſtamm nach und Alle fielen rücklings ins Waſſer, daß die klaren Wellen über ihren Köpfen zuſammenſchlugen. Wie ſie aber mit dem Geſicht heraustauchten, ſahen ſie den Mond am Himmel; ſein Bild im Waſſer aber war durch deſſen Aufregung und Trübung für den Augenblick zerſtört. Freudig riefen Alle: „Gott ſei Dank! Da haben wir ihn doch wieder heraufgebracht!“ Triefend ſetzten ſie ſich jetzt in ihre Wägen und fuhren ihres Weges weiter. Aber noch ihre Nachkommen ſind ſtolz darauf, welch einen weſentlichen Dienſt ihre Vorfahren einſt der Welt erwieſen hätten.

180.

Der Glaube macht ſelig.

Mündlich.

Von den Nummeſern (Nummes, ein ſächſiſches Dorf bei Bross) erzählt man im ganzen Sachſenlande viel Poſſiges. Einſt wollten ſie ihre Kirche erweitern da riethen ſie lange hin und her, wie ſie das recht vernünftig anſtellen ſollten. Endlich ſchlug Einer — gewiß war er der Klügſte — vor, Erbſen an die Wand zu ſtreuen und dann alle insgeſammt ſich gegen dieſelbe zu ſtemmen; vielleicht ginge es auf dieſe Weiſe. Alſo that man. Die Nummeſer traten in einer langen Reihe daran und auf die Erbſen, drückten aus Leibeskräften gegen die Wand und als ihnen die Erbſen unter den Füßen fortrollten und die halbe Ortsgemeine am Boden lag, glaubten ſie alle,

das Werk gelungen und die Wand hinausgerückt worden. Seit dieser Zeit war ihnen die Kirche geräumig genug.

181.

Die Bekoltner verrichten eine große That.

Mündlich.

Man erzählt, daß die Bekoltner einmal, als ein dichter Nebel auf ihrem Lempeschberg sich gelagert und lange nicht fortgewollt, allesammt das ganze Dorf mit Feuerhacken und Fangeisen hinausgezogen, um ihn herunter zu reißen. Es soll ihnen auch gelungen sein, nach dem Sprichwort: „Dem kühnen hilft das Glück;“ die Sonne in kurzem frei zu machen, worauf sie mit jubelnder Siegesfreude in das Dorf zurückgekehrt seien. Von dieser Begebenheit führen sie bis auf den heutigen Tag den Namen: Himmelhacken.

182.

Des Glöckners Hemd.

Mündlich aus Aren.

Ein Glöckner hatte nur ein Hemd. Jeden Abend, wenn er die Betglocke geläutet, zog ers aus, wusch es rein, hing es an einen Rechen und stellte diesen auf den Kirchhof, damit es in freier Luft trockne. Früh am Sonntagmorgen, noch ehe Jemand im Dorfe wach war, nahm er den Rechen fort und zog das weiße Hemd an, und so wußte niemand, daß er nur eines habe. Es hatte sich aber allgemein im Dorfe das Gerücht verbreitet, daß in jeder Nacht gegen den Sonntag ein Geist auf dem Kirchhof sich zeige; doch wagte es niemand hinzugehen und sich zu überzeugen. Einst waren Soldaten im Dorf und ihr Hauptmann, der von dieser Sache hörte, rief trotzig: „Albernes Geschwätz, es gibt keine Geister!“ Und wollte ihnens zeigen und den Geist, wenn einer da wäre, mores leh-

ren. Am Sonnabend ſpät verſammelten ſich viele Bauern im Wirthshaus und waren neugierig, ob der Hauptmann ſein Wort halten werde. Dem war es nicht mehr ganz recht; ſtellte ſich aber muthig, lärmte und fluchte, nahm ſeinen Säbel und ſeine Piſtolen und ging. Die Bauern ſahen ihm kopfſchüttelnd nach. Bis an die Kirchhofsthüre lärmte er immer fort: „Was, ich fürchte mich nicht.“ Als er aber die Thüre öffnete, verging ihm alſobald Sehen und Hören; denn er erblickte eine weiße Geſtalt, die winkte ihm — es war aber das Hemd, das der Wind hin und herbewegte. „Du biſt verloren,“ dachte er, „doch du willſt wenigſtens ehrenvoll ſterben.“ Nun raffte er all ſeinen Muth zuſammen, zog den Säbel und ging in der Luft fechtend dem Geſpenſt entgegen. „Geiſt oder Menſch, weiche!“ ſtammelte er. Doch das wich nicht, ja es ſchien, als komme es immer näher. Endlich war er dran und hieb mit ſeinem Säbel, daß der Rechen um- und auf den Hauptmann fiel. Der glaubte ſich von dem Geſpenſt erfaßt, ließ einen lauten Schrei aus und ſank in Ohnmacht. Die Bauern hatten's wohl gehört; aber wer hätte es gewagt, dem Frevler beizuſtehen. Durch den gewaltigen Lärm aber, den ſie machten, erwachte der Glöckner, ſprang aus dem Bett, und lief eiligſt, ſein Hemd und den Rechen zu holen, damit ſeine Armuth nicht an den Tag komme. Da ſah er den Hauptmann dort liegen. Als er aber hörte, um was es ſich handle, ward er ruhig und ſchlief bis an den Morgen. Sehr früh lief alles auf den Kirchhof; da erwachte nun der Hauptmann: „Ja nun glaube ich, daß es Geſpenſter gibt, und ich will jedem rathen, ſeinen Muth zu bezähmen; nur ich weiß, was ich weiß,“ und erzählte nun, wie noch langem Kampf der Geiſt ihn ſo fürchterlich zu Boden geworfen, daß er die Beſinnung verloren habe. Der Glöckner aber lief fort, denn er wollte berſten vor Lachen und ſich doch nicht verrathen.

183.

Die Kronstädter Baßgeige.

Mündlich. Abgedruckt im sächs. Handfreund 1855, p. 80.

Ein Reisender, der sich in vielen Ländern umgesehen hatte, kam einst nach Kronstadt. Die Kronstädter, wie sie noch jetzt stolz darauf sind, die größte Stadt, die größte Kirche, das theuerste Stadtthor, die größte Glocke, die größte Orgel, das größte u. s. w. im Lande zu besitzen, hatten damals noch mehr Grund zum Stolze; denn sie besaßen die größte Baßgeige in der Welt. So mußte denn unser Held natürlich hin, um auch dieses Weltwunder, von dem er so viel gehört hatte, persönlich und leibhaftig zu sehen. Die Baßgeige aber lag auf einem Gestell, so daß man auf einer Leiter hinaufsteigen mußte, um durch die Schalllöcher auf den Boden zu sehen. Man warnte unsern Helden, der ein Schneider war, vergebens, sich in die Gefahr zu stürzen, da er leicht in den Geigenabgrund fallen könne. „Was," sprach er trotzig, „ich habe andere Gefahren überstanden zu Wasser und zu Lande; ich fürchte mich nicht;" und mit einer ungeheuern Verwogenheit stieg er hinauf und guckte hinein. Aber, o Jammer und Schreck! er stolperte und fiel in die Baßgeige. Zwei Jahre fiel er, bis er den Boden erreichte. Allein was nützte ihm das! Er wäre einem schmählichen Hungertode erlegen, hätte er nicht eine List ersonnen. Es fiel ihm ein Wind zu machen, was er als fremder Reisender vortrefflich konnte. Darüber erhob sich ein großer Staub in der Geige; endlich stieg auch eine Flaumfeder in die Höhe. Auf diese sprang unser Held im Nu und dirigirte sie so, daß er nahe am Rand des Schallloches vorbeikam und mit einem kühnen Sprung die Leiter erreichen konnte. Und das war gut; denn wäre er in der Mitte der Oeffnung aufgestiegen, so hätte er mit der Flaumfeder bis in die Wolken oder gar bis in den Himmel fliegen müssen, nach welchem er

vor der Hand noch keine Sehnsucht empfand. Nachdem er die Gefahr aber also überstanden, ging er fröhlich in ein Wirthshaus, vertrank sich die Angst und war seither nie mehr so verwogen, nach der Kronstädter Baßgeige sehen zu wollen.

B. Magyarischer Sagenkreis.

184.

Die Geister bauen die Burg.

Mündlich.

Westlich von Karlsburg, im siebenbürgischen Erzgebirge, erhebt sich, weithin kenntlich an seiner schroffen, zerrissenen Felsspitze der Gemsenstein (magyar. kecskekő). Trümmer einer alten Burg liegen oben, die der Sage nach Geistern (magy. tündérek) ihre Entstehung verdankt.

185.

Die Götzenburg.

(Bálványosvár.)

Satellit 1841, 233. 1855, 148. Marienburg Geogr. II., 172.
Mündlich

Südöstlich vom Büdösch, etwa zwei Stunden vom Dorf Altorja im Haromßek, erhebt sich in der fortlaufenden Gebirgskette ein Berg etwa 300 Fuß über das Thal. Auf denselben ist wie ein Hut ein zweiter aufgesetzt, ebenso hoch, aber ungleich wilder und steiler und rings mit stämmigem Waldholz, Eichen, Buchen und Birken, bewachsen. Auf dem Gipfel und an den Seiten herabgerollt liegen die Trümmer der Götzenburg. Ein breiter, etwa sechs Klafter hoher Thurm steht

noch am vollſtändigſten erhalten. Er iſt von ganz anderem Ausſehn, als die Thürme unſerer Burgen ſonſt zu haben pflegen, ohne Fenſter und Schießſcharten, mit Mauern mehr als klafterdick; und mannshoch und drüber liegt der Schutt darin. Wie tief mag der Brunnen geweſen ſein, deſſen Spuren noch kenntlich ſind. Die Sage erzählt, daß der ganze Berg heidniſchen Götzen geweiht und in der Burg ihr Altar geweſen ſei. Wie hatten aber Menſchen auf der ſchroffen Spitze ein ſolches Werk aufthürmen können? Selbſt ſolchen, die mehr als Menſchen ſind, würde der harte Steinbau zu ſchwer geweſen ſein. Darum baute auch die Rieſin, welcher die Burg ihre Entſtehung verdankt, dieſelbe aus weichem Stoffe, der erſt nach Vollendung der Arbeit zu feſtem Fels erhärtete. Dieſelbe Rieſin ſchlug eine Brücke von der Burg bis zum Büdöſch und luſtwandelte darauf oder ging über ſie hinüber, wenn ſie in den kalten Quellen jenes Berges zu baden gelüſtete. Sie hatte eine Tochter, welche ihr Herz dem Sohn eines Landmannes aus der Nähe geſchenkt hatte. Auf dem Spinnenbügel (magy. pók halma) weiter unten am Berg, wohin die Rieſentochter von der Burg aus mit einem Schritt gehen konnte, kamen die beiden Liebenden zuſammen und tauſchten Reden und Küſſe. Dort überraſchte ſie einſt der Vater des Jünglings, floh jedoch vor der übermenſchlichen Schönheit der Jungfrau eiligen Laufes nach Hauſe. Wie aber der Sohn heimkehrte, meinte der Alte ihn in den Klauen des Böſen und wollte ihn nicht mehr aus dem Hauſe laſſen. Darüber betrübte ſich die Jungfrau über die Maßen, und als ſie den Alten einmal beim Pfluge fand, fragte ſie ihn um die Urſache von dem Ausbleiben des Geliebten. Der aber lief abermals entſetzt, Pflug und Ochſen im Stiche laſſend, davon. Da wurde die Rieſin zornig, packte die vier Ochſen des Bauers wie Lämmer in ihre Schürze und trug ſie in die Burg ihrer Mutter.

Nach einer andern Sage iſt die Burg erbaut worden von einem gewiſſen Opour, dem Stammvater der Apor'ſchen Familie, zur Zeit als König Stephan den Herzog Geyſa von Siebenbürgen zum Chriſtenthum bekehren wollte, damit er hier ungeſtört ſeinen heidniſchen Götzen dienen könne. Der hölzerne Becher, deſſen ſich Opour bei ſeinen Opfern bediente, ſoll ſich noch im Beſitz der Baron Apor'ſchen Familie befinden.

Noch eine andere Sage endlich erzählt: Vor vielen Jahren regierten drei gewaltige Könige in Ungarn: Odorián hieß der eine auf der Bálványosburg, Jenö der andere auf der ungerländer Burg, der dritte war des Odorián Schwiegerſohn auf der Gſernatoner Burg. Weil aber Jenö, der ungerländer König, die jüngſte Tochter des Odorián lieb gehabt, ſo ärgerte er ſich, daß Odorián ſie an einen andern verheiratet hatte; darum beſtach er die Schildwachen des Odorián, drang mit ſeiner ganzen Kriegerſchaar heimlich in die Bálványosburg, zerſtörte dieſelbe und ließ alle die darin waren tödten. Nur allein Odorián entkam mit ſeiner kleinen Enkelin. Die nannte man Lenke, und Odorián erzog ſie auf dem Berge des Sanct Annenſees. Als ſie herangewachſen, war aus ihr eine ſchöne, prächtige Jungfrau geworden. Jenö aber hatte drei Söhne und als dieſe einmal mit Lenke zuſammentrafen, verliebten ſich alle drei in ſie gar ſehr und alle wollten ſie heiraten und thaten ihr ſchön. Als das der Großvater von Lenke erfuhr, machte er ihr Vorwürfe, daß ſie ſo freundlich gegen dieſelben wäre, da jene doch ihren leiblichen Vater ermordet hätten. „Geh lieber hin", ſagte er „und locke ſie in die Büdöshöhle und bringe ſie ins Unglück. Nimm einen Dornbuſch und wenn ſie ſich zu dir niederbeugen, ſtich ſie damit an die Naſenſpitze; dann müſſen ſie athmen und fallen todt nieder." Und wie der Großvater geſagt ſo geſchah es, und Lenke brachte auf dieſe Weiſe alle drei ums Leben. Da machte ſich Jenö auf, um ſeine Söhne zu ſuchen. Er ging ſelbſt zu

Oborián und ſtieg mit ihm auf den Gipfel des Büdösberges. Zweimal ſchickten ſie Boten aus, um die Söhne aufzuſpüren; aber beidemale ſtürzten die Boten in die Büdöshöhle; und zum drittenmale gingen ſie ſelbſt auch mit zu ſuchen, da fielen allebeide in die Büdöshöhle und kamen um. Der dies erzählte wollte ſelbſt auf ihrem Begräbniß geweſen ſein. Von der Lenke hat man nie wieder etwas gehört; die Bálványosburg iſt aber ſeit dem gänzlich zerfallen.

186.

Die Rieſenbauten von Arany, Deva und Kis-Kalány.

Kővári l. a. a. O. 139. 18. 93. 45.

Das Dorf Arany liegt am Fuß der Siebenbürgiſchen Erzgebirge am rechten Ufer des Mieresch. Seitwärts vom Dorf erhebt ſich vereinzelt ein Fels mit Trümmern auf ſeiner Spitze. Die Burg, welche einſt dort oben ſtand, iſt von unbekannten Händen erbaut worden. Das Volk nennt die Rieſen als Erbauer und erzählt darüber: Drei Rieſenfrauen bauten gleichzeitig die Devaer und die Aranyer Burg und das Bad von Kis-Kalány. Als ſie ihre Werke anfingen, ſagten die erſte und die letzte: „Wir vollenden es an einem Tag, ſo Gott will;“ die Rieſin von Arany aber rief: „Hilft er oder hilft er nicht, ſo bau' ichs auf.“ Sie baute die Burg auch fertig; aber noch in derſelben Nacht ſank ſie auch in Schutt und Trümmer. Was die beiden Andern geſchaffen, ſteht bis heute noch. Und doch waren es auch ſchwere Werke. Bei Kis-Kalány entſprießt in einem tiefen einunden Becken auf einem 3 Klafter hohen Fels die warme Quelle. Ein Rieſenweib vollendete in einem Tage dieſes Felsbecken; und man kann ſich die Arbeit vorſtellen, wenn man bedenkt, daß jene, welche die Devaer Burg baute, früher fertig wurde und noch Zeit hatte, herüber zu kommen und zu backen. Vor Aerger über das ſchöne Werk,

warf ſich das Rieſenweib, welches gegenüber auf Köbolddogſalva wohnte, aufs Roß und ſetzte in einem Sprung auf den Kalinyer Felſen, ſo daß die Hufſpur ſichtbar geblieben iſt.

Von der Devaer Burg aber erzählten Andre, daß ſie von Zwergen erbaut ſei, die noch jetzt alle ſieben Jahre darin erſchienen; wieder Andre endlich nennen Decebalus als Gründer und laſſen ihn hier umkommen und ſeinen Rumpf auch hier begraben werden, während der Kopf nach Rom geſchickt worden.

187.

Eiſerne, ſilberne und goldene Burg.

Mündlich.

Drei Jungfrauen im Hunyad beſprachen ſich einmal unter einander, drei Burgen zu bauen. „So Gott will“ ſagte die erſte „ſo baue ich eine eiſerne Burg in drei Wochen.“ Und ſie legte flugs Hand ans Werk, und nach drei Wochen ſtand die Burg von Hunyad fertig da. „Mit Gottes Hülfe,“ rief die zweite „baue ich eine ſilberne Burg in drei Tagen.“ Und auch ſie begann ſogleich zu ſchaffen, und am Abend des dritten Tags ſchaute die Devaer Burg von hoher Bergesſpitze ins Land hinaus. „Was brauch ich Gottes Hülfe,“ vermaß ſich die dritte „in einem Augenblick baue ich eine goldene Burg.“ Und ſie hub an zu bauen; doch kaum begonnen, da fuhr der Sturm daher und der Mierelch und die Stirll rauſchten heran und zerſtörten das Werk, daß keine Spur davon geblieben iſt.

188.

Rieſenburgen bei Monoſtor und Petroſa.

Kővári l. a. a. O 46.

Auf den waldigen Höhen von Monoſtor bei Klauſenburg befinden ſich weitausgedehnte Ruinen, die das Volk Rieſenburg nennt (óriásvár).

Unterhalb Petroſa bei Zalathna liegt das Thal voll viereckig oder ſäulenförmig behauener Steine. Das Volk glaubt, die Rieſen hätten damit den Bach aufhalten wollen. Klügere Leute aber behaupten, die Römer hätten dort Gruben gebaut und mit dieſen Steinen eine Brücke über den Miereſch zu errichten im Sinne gehabt.

189.

Von der Görgényer Rieſenburg.

Kővary L. a. a. O. 160.

Die Burg von Görgény war früher Beſitzthum der Rieſen, (óriások) und dieſe wurden einſt darin belagert. Aber ſie hielten ſich ſo tapfer, daß die Feinde keine Ausſicht auf Erfolg hatten. Da kam eine alte Wahrſagerin in ihr Feldlager und verkündigte, daß die Burg uneinnehmbar ſei, bis der Hauptmann der Rieſen gefallen. Da nun aber der Hauptmann kugelfeſt war, ſo gab ſie folgenden Rath: „Täglich geht der Hauptmann in die Kapelle am Rande der Burg beten, und da kann man ihn aufs Korn nehmen. Aber es kann ihn nur treffen wer ſeiner Mutter ſiebenter Sohn iſt und deſſen ſechs ältere Brüder noch am Leben ſind.“ Als man nach vielem Suchen endlich einen ſolchen im Lager gefunden hatte, ſprach die Alte weiter zu ihm: „Nimm Stroh von reinem Korn, und wenn der erſte Strahl des Neumondes erglänzt, ſo gieße am Feuer dieſes Strohes eine Kugel; die wird den Rieſen durchbohren. Wie ſie geſagt, alſo geſchah es: der Rieſenhauptmann fiel. Ohne ihn konnten die Rieſen die Burg nicht weiter vertheidigen, und ſo brach ein Theil davon, die zu Roß waren, Nachts heraus und ſchlug ſich nach Ungarn durch, wo in den weiten Ebenen ihre Nachkommenſchaft noch lebt. Der andere Theil nahm ſich Flügel und flog in die Berge dem Seklerland zu. So wurde die Görgényer Rieſenburg eingenommen.

190.

Rapſonnéburg.

Kövary L. o. a. O. 178.

In den Tannenwäldern hinter Perajd und Szováta ſind auf den Felſen noch Mauerreſte kenntlich von einer der älteſten und ſagenhafteſten Burg Siebenbürgens von der Rapſonnéburg. Die Pfingſtroſe, die daſelbſt im Felsgeſtein blüht, wird vom Volke Rapſonnéroſe genannt.

In dieſer Burg wohnte Rapſonné mit vier Schweſtern, davon eine Firéné hieß. Wenn man in Klauſenburg zur Kirche läutete, ſo hörte es Rapſonné, und ehe die Glocken ausgeklungen, war ſie angekleidet, hatte angeſpannt und jagte ſo ſcharf, daß ſie noch mit den andern Leuten zur Kirche kam. Einmal warf der ſcharfe Wind dem Kutſcher den Hut vom Kopf; als dieſer abſteigen wollte ihn zu holen, gab Rapſonné es nicht zu und meinte, er könne viele Stunden lang darnach ſuchen, und ſo ließen ſie ihn liegen. Die Spuren der Straße, welche Rapſonné fuhr, ſind noch ſichtbar von der Burg über den Gipfel des Kacza dem Salzberg von Szováta zu. Das Volk nennt ſie Teufelsſtraße und erzählt, Rapſonné habe ſie durch den Teufel bauen laſſen und ihm dafür einen Berg Gold und ein Thal Silber verſprochen. So baute der Teufel die Straße bis nach Klauſenburg. Als er aber um ſeinen Lohn kam, wollte Rapſonné nichts davon wiſſen; und als der Teufel ungeſtüm wurde, nahm Rapſonné den Daum, den Zeige- und den Mittelfinger ihrer rechten Hand zuſammen und legte oben drauf ein Goldſtück, in die flache Hand aber ein Silberſtück und ſprach zum Teufel: „Sieh den Berg Gold und das Thal Silber; da iſt dein Lohn.“ Wüthend fuhr der Teufel von dannen und zerſtörte die ganze Straße von Klauſenburg bis Szováta und ließ ſie nur etwa eine Meile lang in der nächſten Nähe der Burg ſtehen.

191.

Tartod und Firtos.

Kövary L. a. a. O. 185.

Oberhalb des Thales von Korond ſteigen aus dem Schatten der Buchen zwei Felsſpitzen Tartod und Firtos. Als der Boden Siebenbürgens noch Meeresboden war und nur die allerhöchſten Berge aus den Wogen ſich heraushoben, wohnten Rieſen (tündér) auf dieſen Spitzen: Firtos und Tartod. Firtos war gut aber Tartod war böſe. Was Firtos erdachte, Tartod that es ihr nach; was jene that wollte dieſer auch thun.

Das Chaos löſte ſich auf. Firtos beſchloß eine Burg zu bauen, verſammelte ihre Leute und theilte ihnen ihre Abſicht mit. Das erfuhr Tartod und beſchloß, ſich ebenfalls eine Burg zu bauen, und ließ dem Firtos ſagen, ſie werde nicht blos eine ſchönere Burg bauen ſondern ſie auch ſo raſch vollenden, daß ſie noch vor Mitternacht Zeit gewinne, in Firtos Burg zu kommen, den Eckſtein derſelben herauszureißen und in ihre eigene Burg zu tragen. Der ſanftere Firtos gönnte der trotzigen Genoſſin ihre Luſt und entſagte deshalb ihrem Bau nicht. Doch machte ſie die Ecken ihrer Burg aus den allergewaltigſten Felsblöcken.

Gegen Mitternacht ſtand Firtos Burg fertig; zufrieden ruhten die Augen des Baumeiſters darauf und freuten ſich, daß der böſen Nachbarin Vorhaben unerfüllt geblieben. Aber die Freude ſollte kurz ſein: fremde Geſtalten flogen in die Burg, Tartod voran. Ein Augenblick nur, und der ungeheure Eckſtein der Burg war ausgebrochen und ein Loch in die Mitte gebohrt. Zwei Rieſen nehmen ihn an einer Eiſenſtange auf ihre Schultern, und mit ihnen fliegt Tartod ihrer Burg zu. Sie hatte gelobt vor Mitternacht noch mit dem Stein ihre Burg zu erreichen; da, grade als ſie über Korond waren, krähte der Hahn; die Eiſenſtange brach und der Stein fiel herunter

Tartod mußte büßen: die Hand Gottes brach auch ihre Burg, und als ſie heimkam, fand ſie noch die Trümmer davon. Das Volk ſieht den Eckſtein noch auf dem Hattert von Korond: ein mächtiger Block, ſo geſtaltet als ob er in der Mitte durchgebohrt geweſen.

192.

Der Rikawald.

Arnold Ipoly in Wolf, Zeitſchrift f. d. Mythol. und Sittenkunde II., 259 nach Kriza im Magy. Muſeum 3,175.

Im Lande der Sekler zwiſchen Udvarhely und Erdövidek ſtreckt ſich ein Wald Rika genannt. Am Ende dieſes Waldes, gegen Erdövidek zu, unweit von dem Orte Bargyas, wo der gleichnamige Bach Rika fließt, zwiſchen dem in den Fluß einmündenden Quellenbach Somospatak und der Straße ſtehen mehrere Steine, etliche Klafter lang und breit, auf einander. Von dieſen erzählt das Volk, daß ſie das Grab der Frau Attilas Reka bezeichneten. Unweit darüber ſteht nämlich der Spitzberg (Hegyesdomb), wo noch die Felſenruinen eines alten Schloſſes zu ſehen ſind, welches das Volk auch dem Attila zuſchreibt, und worin er ſehr gern gehauſt, gewöhnlich wenn er in dem Rikawalde gejagt. Eines Tages ſtarb ihm hier ſeine geliebte Gemahlin Reka; lange konnte man nicht übereinkommen, wohin man die theuern Ueberreſte würdig begraben ſollte. Endlich verſtändigte man ſich dahin, daß man den großen vor dem Schloße ſtehenden Felſenberg fortwälzen wolle, und wohin er falle, dort ſolle die Grabſtätte der Königin ſein. Der Stein rollte an den Rand des Fluſſes hinab, wo ihn nun der Bach im Halbkreis umgürtet; dahin wurde Reka beſtattet, und der Fels über ihr Grab geſtellt.

Noch vor dem Jahr 1820 ſollen die Steine eine Art Hütte bildend aufrecht geſtanden ſein; in dem genannten Jahre aber

wurde der die Ueberdachung bildende durch den Blitz entzweigerissen. An der Nordseite sollen auch noch eingegrabene Schriftzüge bemerkbar sein, die aber verwittert und nicht mehr genau zu entnehmen sind. Die Sage erzählt weiter, daß in vorigen Jahrhunderten ein Hirtenknabe in der Gegend mehrere Stücke glänzender Rädchen gefunden hat, die nichts waren als silberne Münzen, weit größer als ein Thaler. Ein Vargyaser Holzschnitzler sah sie und feilschte sie dem Knaben ab, wofür er ihm bemalte hölzerne Rädchen schnitzte, ließ sich auch den Ort zeigen; und nachgrabend fand er einen reichen Schatz, den er nicht im Stande war auf seinem Gaul auf einmal nach Hause zu bringen. Selbst nach wiederholten Ladungen mußte der Schimmel so stark in Anspruch genommen werden, daß er unter der Last endlich umgestanden ist. Was war aber dem Finder, Máté genannt, daran gelegen, da er durch den Fund ein reicher Mann und durch den Ankauf vieler Güter selbst der Stifter des nun berühmten und ausgebreiteten Szekler Máté'schen Geschlechts geworden.

193.

Spinnerin.

Kővári I. a. a. O. 166.

Auf der Zinne von Kolczvár im Hatzeg saß die Burgfrau und spann so feine Fäden, daß sie bis in die Tiefe unter der Burg hinunterreichten.

194.

Venturnevár.

Kővári I. a. a. O. 140.

Rechts von der Straße, welche von Beretzk zum Ostoszer Paß führt, erscheinen die kaum mehr kenntlichen Spuren der Leanyvár (Mädchenburg, Magdeburg), links etwas deutlicher

die der Venturnevár. Hier lebte vor Zeiten die reiche Herrin der Gegend Venturne. Ihre Burg, grade am Paß, war vielen Feindſeligkeiten ausgeſetzt. Die ſtolze Herrin, endlich der ewigen Angſt müde, nahm ſich, als ihr Sohn eben auf einem langwierigen Kriegszug abweſend war, vor, eine ſtärkere Burg zu bauen, legte den Grundſtein derſelben am Fuße der Gränzgebirge, und es erhob ſich in kurzer Zeit eine Veſte, die unter den Burgen jener Zeit nicht ohne Bedeutung zu ſein verſprach.

Lange war der Sohn auf dem erfolgloſen Kreuzzug geweſen. Venturne war mit ihrer neuen Burg ſo zufrieden, daß ſie ſeine Rückkunft kaum erwarten konnte. Endlich kam ein Bote und meldete ſeine Nähe. Die Mutter beſtieg ſogleich ein Pferd und ritt ihm eine weite Strecke entgegen. Wie freute ſie ſich des Wiederſehens und erzählte ihm was ſie gethan, ſeit ſie ihn nicht geſehen und wie ſie eine neue Burg erbaut. Der Sohn aber empfand Schmerz um die alte nun aufgelaſſene Burg ſeiner Väter und zweifelte an der genügenden Stärke der neuen. Aber das ſtolze Weib erhob ihre Stimme und rief vermeſſen: „Sohn, meine Burg iſt ſo ſtark, daß unſer Herrgott ſelber ſie nicht einnehmen würde.“ Ueber ſolche gottloſe Rede entſetzte ſich der gläubige Sohn und hielt, ſchon in der Nähe der Burg, ſein Roß an, küßte die Mutter, die er von ganzem Herzen lieb hatte, und ſagte ihr, daß er ihre Burg nicht betreten werde, da er ſich nicht ausſetzen möchte dem Zorne Gottes. Damit wandte er ſein Roß und verließ die Mutter.

Dieſe ritt zurück. Kaum aber hatte ſie den Fuß in die Burg geſetzt, als was der Sohn verkündigt hatte ſchrecklich erfüllt ward. Unter Donner und Blitz erdröhnte die Burg und ſtürzte ſo zuſammen, daß das unterſte zu oberſt gekehrt wurde. Venturne aber ward zum warnenden Beiſpiel von

Gott in einen steinernen Frosch verwandelt, den das Volk an der Stelle der Burg noch zeigt.

195.

Rosenkönigin.

Kováry I., a. a. O. 150.

Von Dees Klausenburg zu liegt der Rosenberg mit Spuren alter Befestigung. Die Sage verlegt hieher die Burg der Rosenkönigin.

196.

Die Almescher Höhle.

Mündlich. Marienburg Geogr. II., 162.

Die Kalksteinberge, durch welche, zwei Stunden von dem Dorf Homorod-Almesch, der Vargyaschbach sich ein Bett gebrochen, bergen mannichfache Wunder. Schon jener Durchbruch ist ein solches. Viele hundert Fuß hoch steigen die senkrechten Wände aus dem eingeengten Flußbett auf und kaum findet hie und da eine Tanne Nahrung am harten Gestein. Unten braust der Bach über mannshohe Felslasten und schäumt in wildem Kampf an das beengende Ufer, wo der schmale Fußpfad stellenweise sich hinwindet. Plötzlich verschwindet der Bach in dem Boden, das Bett voll Blöcke und wilden Gerölles geht weiter, aber nur beim Hochwasser führt es einen Theil des Baches in die untern Gegenden, wo dieser sich dann mit dem aus dem Boden wieder zu Tage tretenden Wasser vereinigt. Der Pfad geht in dem Bett des Baches hinab, bis er in der Nähe von Höhleneingängen abbricht. Einer von diesen, drei bis vier Klafter über der Thalsohle, führt in ein Höhlengewirr von unzähligen, mit einander im Zusammenhang stehenden, zum Theil kirchenhohen Gewölben. Ihr Ende ist nicht zu erreichen, sagt man. Unheimlich glänzt der schwarze Wasserspiegel aus

den tiefer gelegenen Theilen mancher herauf und der Fuß haftet, dem flackernden Windlicht folgend, mit Mühe auf dem ſchlüpfrigen Boden. Fledermäuſe umſchwirren die trüben Lichter; in unbeſtimmter Ferne murmelt der wohl in einer der unterſten Höhlen dahinfließende Vargyaſch. Die Tropfſteinhöhlen ſind die Aufenthaltsorte der Berggeiſter, und in jeder Neujahrsnacht kommt eine Frau aus dem Berge, um die Kleider in Empfang zu nehmen, welche die Bewohner von Homorod-Almaſch für ſie am Vortag in Bereitſchaft legen.

Nach einer andern Sage ſind die von dem Rattenfänger aus Hammeln in Weſtphalen entführten Kinder hier aus der Erde hervorgekommen, und von ihnen ſtammen die ſiebenbürger Sachſen ab.

197.

Cholerageiſter.

Paget, Ungarn und Siebenbürgen, II, 315.

In Homorod-Almaſch, einem magyar. Dorf etwa fünf Stunden von Reps, ſah der engliſche Reiſende Paget ein Stück grobes Leinentuch in Geſtalt von Hoſen zugeſchnitten, an einer an zwei Bäumen befeſtigten Leine mitten über die Straße aufgehängt. Die Bauern glauben, daß in der Höhle von Almaſch zwei Feen im Zuſtande der Nacktheit eingekerkert ſeien und daß dieſe über ihr unglückliches Schickſal weinen und wehklagen, ohne jedoch entkommen zu können. Ihr Geſchrei ſoll oft von dem Vargyaſchthale herübergehört werden und ihrer Bosheit ſchreibt man die Heimſuchung der Cholera zu. Um ſie zu beſänftigen hängt man an einem Ende des Dorfes ein Paar Hoſen, am andern ein Hemd in der bezeichneten Weiſe auf.

198.

Sturmerregende Drachen.

Blätter f. G. K. u. V. 1838. 227.

Auf den Tuschnader Gebirgen, etwa anderthalb Stunden vom Dorf Bükßád im Seklerland, liegt der Sankt Annensee in einem Bergkessel rings von hohen Wäldern umgeben, durch deren hundertjährige Stämme nur hie und da der graue moosbedeckte Fels durchblickt. Der See hat eine Stunde im Umfang; das Ufer ist im Norden und Westen kiesig und leicht zugänglich; auf den beiden andern Seiden sumpfig und mit Schilf und Unterholz verwachsen. Unheimlich ruhig blickt das tiefblaue Wasserauge durch das dunkle Grün der Bäume herauf. Nicht immer indeß ist der Seespiegel so ruhig, Stürme wecken oft wilde Kämpfe in seinem Innern und die Spuren derselben sind an dem Ufer bemerkbar. Riesige Wasserschlangen und drachenartiges Gethier, die er beherbergt, erregen diese Stürme und sind die Ursache des Aufruhrs in dem See.

199.

Schätze in der Götzenburg.

Timon Additamenta ad Imag. etc. ep. 1, bei Benkö Miklov 1, 80.

Große Reichthümer sind in der Götzenburg vergraben. Vielleicht sind sie dort geborgen worden, als die heidnischen Tartaren vor König Stephan und seinen christlichen Ungarn fliehend die Burg verlassen mußten. Wenigstens wußten sie davon, als sie nach dem Jahr 1200 verwüstend in Siebenbürgen einbrachen, mögen sie es nun durch ihre Voreltern erfahren, oder von Gefangenen vernommen oder endlich durch Teufelskünste erkundet haben. Denn Einer von ihnen wünschte einen steinernen Hund, der in der Burg liege, zu besitzen und ließ ihn durch einen Sklaven stehlen, und da er ihn in Stücke schlug,

quoll eine Menge Goldes hervor. Es kann nicht geläugnet werden, daß es bei der Aufdeckung solcher Schätze manchmal nicht mit rechten Dingen zugehe.

200.

Brunnenschatz

Kövári l. a. a. O. 173.

Neben der Burg von Magyar Zsákod, zwischen den Kokeln quillt ein Brunnen, in dem Schätze verborgen sind.

201.

Geöffnete Schätze.

Kövári l. a. a. O. 175.

Bei Mezöbánd, vier Stunden von Maros-Vásárhely, stand früher die Pogányvár (Heidenburg), jetzt ist keine Spur mehr davon. Noch weiß das Volk von Schätzen, die dort ruhen. Alle neun Jahre öffnet sich eine Höhle im Berge; zwei schöne verzauberte Jungfrauen (tündérleány) treten heraus und gehen zu dem benachbarten Teiche, Wasser zu holen. Während dieser Zeit bleibt die Höhle offen, und wer dann zeitig genug hinkommt kann von den Schätzen sich nehmen. Verweilt er aber zu lange, so ist er verloren. Noch erinnern sich die Leute eines Mannes, dessen Ferse die zufahrende Thüre so traf, daß er davon auf sein ganzes Leben lahm wurde.

202.

Teufelsgarten.

Kövári l. a. a. O. 161.

Nicht weit von Gyalu dem kalten Szamos zu besaß der Teufel einen unbeschreiblich schönen Garten, der nach dem Volksglauben auch heute noch vorhanden ist. Dieser Garten lag im Grunde einer viereckigen Felshöhle, so tief, daß wer hineinwollte zuerst durch eine Höllenfinsterniß mußte, ehe es

ihm zu tagen begann. Je tiefer er aber dann kam, deſto lichter und leuchtender wurde es vor ihm. In dieſem unterirdiſchen Glanze lag des Teufels Garten, mit Blumen, die keine menſchliche Zunge ſchildern kann. Einmal geſchah es, daß des Teufels Gärtner ſtarb. Da ging der Teufel zum nahe wohnenden Burgherrn (auf dem várhegy) und erbat ſich deſſen Tochter zum Gärtner. Der Burgherr wußte nicht, daß er es mit dem Teufel zu thun hatte und ſchlug das Begehren ab. Da wurde der Teufel zornig und raubte ihm nicht nur die Tochter, ſondern zerſtörte auch die ganze Burg.

203.

Der Teufel baut die Burg.

Kövary l. a. a. O. 214.

Das Schloß von Szent Demeter am linken Ufer der kleinen Kokel befindet ſich noch in gutem Zuſtande. Von ſeiner Erbauung erzählt die Sage, daß zwei Zwingherrn Baláżſi und Nyujtodi ſie begonnen. Aber ihre Mittel waren bald erſchöpft, und der Bau gerieth ins Stocken. In ihrem Aerger ließen ſich die Beiden vernehmen, daß ſie auch ihr Anrecht an ihrer Seelen Seligkeit dahingeben wollten, wenn der Bau nur zu Ende gebracht würde. Sogleich erſchien der Teufel und verſprach, um den angedeuteten Preis die Mittel zum Bau hergeben zu wollen. Geſagt, angenommen und gethan, der Bau ward vollendet. Kaum war dies geſchehen, als auch der Teufel erſchien. Jede Nacht ſpannte er die Beiden vor einen Pflug, trieb ſie mit einer kupfernen Geißel an und pflügte einen Graben mit ihnen, ſo groß, daß er auch heute noch ſichtbar iſt. Das Volk nennt ihn auch den Teufelsgraben oder Baláżſi Graben. Die guten Sekler fanden ſpäter auch das Pflugeiſen und beſchlugen daraus neun Wägen und blieb doch noch übrig zu einer Art; ſo groß war es.

204.

Verſteinerte Münzen.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 317. Benigni, Unterhaltungen aus der Geſch. Sieb. I. 112.

In den Steinmaſſen, von denen die berühmte Höhle der Thorenburger Kluft bedeckt wird, ſowie an vielen andern Orten des Klauſenburger Kreiſes, z. B. bei Magyar Valko und Bánffy Hunyád, liegen eine Unzahl verſteinerter Muſcheln, beſonders jene kleinen, welche das Volk Ladislausgeld (magyar. László pénz) heißt und für verſteinerte Münzen hält. Als die Kumanen einſt, ſo erzählt man, vor den ſiegreichen Truppen des Königs Ladislaus flohen, warfen ſie goldene und ſilberne Münzen hinter ſich, um die Verfolger bei deren Sammlung aufzuhalten. Das wäre ihnen auch wahrſcheinlich gelungen, da die Magyaren ſich um das Geld ſehr bemühten. Allein der heilige Ladislaus ſah die Gefahr, die daraus für ihn erwachſen konnte und bat Gott die Münzen in werthloſe Steine zu verwandeln, damit er den heidniſchen Feind weiter verfolgen könne. Und Gott erhörte ihn und ließ die Münzen Steine werden.

Nach einer andern Sage wurden die Ungarn, als die Tataren in Siebenbürgen hauſten, unter ihrem König Ladislaus dem Heiligen von dieſen geſchlagen und wußten nicht, wie ſie ihre Schätze auf der Flucht fortſchaffen möchten. Da warfen ſie fliehend ihr Geld hinter ſich und baten Gott es in Steine zu verwandeln, damit es die Tataren nicht gebrauchen könnten. Und Gott erhörte ſie.

205.

Thalſenkung.

Kövary l. a. a. O. 100.

Die Feſtung von Karlsburg liegt abgeſondert von der Stadt und höher. Als das Chriſtenthum hier verbreitet wurde,

überfielen die Heiden einmal die Neubekehrten. Dieſe flüchteten hinter die Miſſionäre, und auf deren Gebet ließ Gott den Platz, worauf die Heiden ſtanden, plötzlich tiefer ſinken, und die Chriſten blieben oben zurück wo jetzt die Feſtung ſteht.

206.

Von großer Weisheit.

Mündlich aus Neen.

Im Seklerlande, ich habe ganz vergeſſen in welchem Dorfe, wuchs einſt ein Grashalm auf der Kirche. Die Bauern wußten nun nicht, weſſen Vieh das Recht zuſtände, denſelben abzuweiden. Endlich wurde der hohe Dorfrath verſammelt und beſchloſſen, man ſolle den Dorfſtier, weil er Gemeindegut ſei wie die Kirche, hinaufziehen. Geſagt, gethan. Dem Dorfſtier wurden Stricke um den Hals gelegt und derſelbe aufs Kirchendach gezogen. Das Halsband war ihm aber während ſeiner Luftreiſe ein wenig eng geworden, und er reckte die Zunge heraus; da ſchrie der hochwohlweiſe Rath: „Beeilt euch! Seht der Stier iſt hungrig; er verlangt nach dem Grashalm.“

207.

Die Krüppelrepublik.

Ung. Magazin I, 253 (nach Nicol. Olahus Hungaria etc.)

Das Dorf Schimand, im ehemaligen Zarander Komitat, wurde ehemals noch im Jahr 1536 von lauter Hinkenden, Buckligten und Lahmen, kurz nur von Krüppeln bewohnt. Niemanden war es erlaubt ſich bei ihnen niederzulaſſen, weil es ihr Nutzen forderte, ihren Schlag nicht zu verderben. Aus derſelben Urſache machten ſie auch all ihre neugeborenen Kinder, ſelbſt wenn dieſe geſund zur Welt kamen, zu Krüppeln. Sie durchſtrichen das ganze Land und fangen auf den Jahrmärk-

ten und bettelten, wobei ſie durch ihre körperlichen Gebrechen Mitleid erweckten. Sie hatten auch ihre eigene Sprache, welche die Sprache der Blinden hieß und genoſſen den Vorzug vor andern rechtſchaffenen und arbeitſamen Unterthanen, daß ſie von allen Abgaben gänzlich befreit waren.

C. Walachiſcher Sagenkreis.

208.

Die Schöpfung der Welt.

Ungr. Magazin I., 185.

Im Anfang war Alles Waſſer; da ſchickte Gott den Engel Gabriel in die Tiefe, Sand von dem Grunde des Gewäſſers heraufzuholen. Bis aber Gabriel zur Oberfläche des Waſſers zurückkam, hatte ihm daſſelbe allen Sand aus den Händen geſchlemmt und nur unter den Nägeln ſeiner Finger blieb noch etwas davon. Dieſen wenigen Stoff hieß nun Gott wachſen, und die Erde breitete ſich gleich einem Kuchen auf dem Waſſer aus. Ein Igel unter dem Geſträuche ſagte, Gott möchte ihr nur eine anſtändige Dicke geben. Gott that es, und ſo iſt unſere Erde, wie ſie jetzt iſt, entſtanden.

209.

Von der Erde, dem Meer und den Bergen.

Mündlich aus der Gegend von Banfy Hunyad.

Die Walachen glauben, daß die Erde urſprünglich auf vier Fiſchen geruht habe. Weil aber einer davon bei der Sündfluth umgekommen, habe an der Stelle die Erde ſich ins Waſſer geſenkt und ſei auf dieſe Weiſe das Meer entſtanden.

Die Berge aber haben ſich nach dem Glauben der Dertiter durch das Einſinken des Waſſers in die Thäler gebildet.

210.

Strafe des Ungehorſams.

Walachiſche Sage. Mündlich.

Nachdem Gott die Welt geſchaffen, befahl er allen Thieren, die auf der Erde lebten, ihre erſtgebornen Jungen über ihre Wohnungen zu werfen. Alle gehorchten: das Weib allein liebte ſein Kind zu ſehr und vertraute Gott zu wenig, als daß es gehorcht hätte. Dafür ſtrafte Gott die menſchliche Mutter: Jahre lang muß ſie ihr Kind am Halſe tragen, während die Jungen der andern lebendigen Geſchöpfe gleich oder bald nach der Geburt gehen können und der Pflege der Mutter nicht mehr bedürfen.

Desgleichen als Gott die Vögel gemacht, gab er ihnen den Befehl die Quellen zu reinigen. Alle gehorchten; nur die Dohle weigerte ſich. Deshalb verfluchte ſie Gott: ſie ſolle nirgendher trinken können als vom herabfallenden Regen. Und darum erfüllt ſie zur Zeit anhaltender Dürre die Luft mit ihrem Klagegeſchrei.

211.

Rieſen- oder Judenbauten.

Dr. Neugebaur, Dacien aus den Ueberreſten des klaſſ. Alterthums. 55.

Am Krivadiabach, einem Zufluß der Strell, in der Hunyader Gegend liegt hoch auf einem der das Ufer bildenden Marmorfelſen eine runde Befeſtigung, 180 Fuß im Umfang, mit einem Thor und Mauern wohl 30 Fuß hoch und gegen 7 Fuß dick und einigen darin angebrachten Fenſtern. Davor

zieht ſich ein Erdwall hin. Dieſe Werke rühren von Rieſen, nach einer zweiten Sage aber von Juden her.

212.

Der Retezat.

(Walach. retezatu.)

Arch. und Albert Schott, Walach. Märchen. 282.

Ein mächtiger Herrſcher hinterließ ſterbend ſeinen beiden Kindern, einer Tochter und einem Sohn, ſein Land, nachdem er es in zwei Hälften getheilt hatte. Als die Beiden von ihrem Erbtheil Beſitz genommen hatten, begaben ſie ſich, um Jedes das ſeine zu überſehen, vielleicht es auch gegenſeitig zu meſſen, auf die höchſten Höhen. So ſtand der Sohn auf dem jetzigen Retezatu der höchſten Bergkuppe des Hatzeger Thals in Siebenbürgen und die Schweſter, die zugleich auch eine Zauberin war, auf dem Ruſchka, welches Gebirge ſich nördlich von der Almaſch und weſtlich vom Retezatu befindet. Aus Neid nun darüber, daß das Land ihres Bruders ſchöner, nicht ſo ſteinicht und gebirgig war, wie das ihre, ſchleuderte ſie nach ihm mit einer Pflugſchaar, die ihn aber glücklicherweiſe nicht traf, ſondern nur einen großen Theil des Berges, auf dem er ſtand, abſchnitt. Dies iſt noch bis auf den heutigen Tag an einer ſenkrecht abfallenden Felswand zu ſehen, weswegen der Berg mit Zug der abgeſchnittene (retezatu) heißt.

213.

Ifmeau oder Hiſmo.

Ung. Magazin I., 108.

Alſo nennen die Walachen eine feurige Lufterſcheinung und glauben, daß ſich in dieſer Geſtalt der Teufel durch die Rauchfänge in die Häuſer begebe, wo ſich verliebte Weibsperſonen befinden. In allen Dörfern kann man eine Menge

Mädchen nicht nur, sondern auch betagte Frauen sehen, die sich über seine Besuche beklagen und dabei ganz mager, erdfarben und närrisch werden.

214.

Von den Jsmeus.

Mündlich.

Ein Meregyoer hatte von den Jsmeus das Versprechen großer Schätze erhalten, wenn er mit einem treuen Gefährten zu ihnen käme. Der Mann ging mit seiner Frau. Als sie sich nahe an dem bestimmten Platz befanden, war der Mann müde geworden und schlief mit dem Kopf auf dem Schoos seiner Frau ruhend ein. Da kamen die Jsmeus und gefielen der Frau so sehr, daß sie ihnen winkte, heranzukommen und ihrem Mann den Kopf abzuhacken, damit sie zusammenkommen könnten. Die Jsmeus aber weckten den Mann, entdeckten ihm den Vorgang und wiesen ihn mit den Worten zurück, er solle ein treueres Wesen als seine Frau mitbringen. Der Mann ging nach Hause und brachte bald darauf seinen Hund mit. Die Jsmeus griffen ihn jetzt zum Schein an; aber der Hund vertheidigte ihn mit Muth, worauf die Jsmeus ihr Versprechen erfüllten und dem Manne die Schätze gaben.

215.

Cichorie.

Walachisches Volkslied aus Schäßburg.

An dem Blumenhügel wandelte die Blumenkönigin, schüttelte den Thau von den Blüthen und wusch sich ihr Angesicht. Niemand sah sie als der heilige Soare (Sonnengott). Der verliebte sich in sie und schickte zu ihr den Morgenstern und den Abendstern, für ihn um sie zu freien. Als diese bei der Blumenkönigin angekommen waren, grüßten sie: „Gesegn-

nere Arbeit." Die Blumenkönigin aber dankte nicht gleich. Endlich sprach sie: „Setzt euch nieder zu uns." Doch die Gesandten antworteten: „Wahrlich, wir setzen uns nicht; nicht um Sitzenswillen kamen wir her, sondern um zu freien und dich zu verleben dem heiligen Soare." Da erwiederte die Blumenkönigin:

„Nein, ich nehm ihn nicht.
Er ist ja ein Wandrer
Ohne eignen Herrd,
Tags stets über Dörfern,
Nachts stets über Wasser."

So kamen sie zurück zum heiligen Soare und berichteten diesem auf seine Frage, was sie zur Antwort gegeben:

„Das gab sie zur Antwort,
Daß sie dich nicht nimmt;
Denn du seist ein Wandrer
Ohne eignen Herrd,
Tags stets über Dörfern;
Nachts stets über Wasser."

Da erzürnte der heilige Soare als er dies gehört und verwandelte die Blumenkönigin in die blaue Cichorie, die immer nach der Sonne sich richten muß. Wenn die Sonne aufsteigt, blüht sie frisch und freudig; wenn die Sonne sinkt, welkt sie rasch dahin.

216.

Wolkenhascher a.

Mündlich aus Kriegel, einem wal. Dorf bei Klausenburg.

Es hat einmal sieben Jahre lang nicht geregnet, alle Wasser im Gebirge trockneten aus, und Teufel, die damals in diesen Gegenden hausten, kamen fast um vor Durst. Da kamen sie aus der Höhle, in welcher sie wohnten, heraus und sprangen in die Höhe um sich Wolken zu haschen, die sie verschluck-

ten. Darüber wurde Gott zornig, ſo daß er ſie mit Blitzen erſchlug bis auf einen, der mit zerſchlagenem Fuße davon kam und nun hinkt. Doch kann er noch ſo ſchnell gehen, daß er einmal, als das Fleiſch im Topfe ſchon gekocht war, nach Klauſenburg ging und Pfeffer in die Suppe brachte, ehe noch die Nudeln auch gar waren.

217.

Wolkenhaſchen b.

Vom Obſt. M. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Einſt ſoll ſieben Jahre lang kein Regen vom Himmel gefallen ſein. Die Izmeus, nach Waſſer lechzend, ſchnappten nach den Wolken und ſchlürften ſie ſtatt Waſſer. Darob erzürnte Gott und beſchloß, ſie zu vernichten. Auf einer Höhe unweit von der Belenyeſcher Höhle und dem Räuberſtein (piatra tatahrului) war der Tanzplatz der Izmeus, wo noch jetzt kein Gras wächſt. Von hier fuhren ſie in glänzenden Kutſchen, deren Geleiſe noch ſichtbar ſind, den ſteilen Berg gegen ihre Höhle hinunter. Einmal, nach jenem Wolkenhaſchen, tanzten ſie wieder auf dem Berge. Sie hatten nicht bemerkt, wie die Wolken über ihrem Haupte ſich immer mehr zuſammendrängten. Schon waren ſie ſo dicht, daß die Izmeus ſie nicht mehr hinunterſchlucken konnten, da erkannten ſie ihr Verderben. In namenloſer Verwirrung ſtürzten ſie jetzt alle den Berg hinunter ihrer Höhle zu. Aber der Donnerkeil ereilte ſie und erſchlug ſie ſammt und ſonders theils am Eingang der Höhle, theils in dieſer drinnen. Nur ein einziger kam mit hinkendem Fuße davon, der wohnt jetzt in der kleinen Höhle Kuptor am Abhang der Wladiaße; die in der Belenyeſcher Höhle liegenden Knochen ſind die Ueberreſte der Izmeus.

218

Vom Teufel Asmodeu.

Mündlich.

Der Kantor von Malomßek (Dorf bei Klausenburg) erzählte glaubwürdigen Leuten, die es wieder erzählt haben, daß in ihrer Bibel folgende Geſchichte zu leſen ſei: der Sohn Davids ging einſt in Begleitung eines Engels nach einem Orte, um zu freien. Unterwegs kam er an ein Waſſer und trank. Da ſchwamm ein großer Fiſch heran und wollte ihn beißen. Der Engel fragte den Sohn Davids, da er ihn voll Furcht ſah, was geſchehen ſei, und hieß ihn dann den Fiſch tödten, was auch geſchah. Dann befahl er ihm die Milz des Fiſches zu ſich zu nehmen, weil ſie gut ſei, den Teufel auszutreiben. Nun gelangten ſie zu einer jungen ſehr reichen Frau, die aber vom Teufel beſeſſen war, die hieß Aſmodeu und hatte ſchon ſieben Männer, welche um dieſe Frau gefreit hatten, getödtet. Aber der Sohn Dawids mengte die Fiſchmilz mit Weihrauch, räucherte damit und bannte alſo den Aſmodeu. Dann heiratete er die Frau und zog mit ihr und vielem Gelde nach Hauſe.

219.

Der Teufelsſtein.

Joſeph Martin in dem ſiebenb. Volkskalender für 1849. 24.

In den wilden Gebirgen unſerer ſüdlichen Grenze befindet ſich in einem ſchluchtähnlichen Thal das walachiſche Dorf Kapolna am Mühlbach. Die Felſen thürmen ſich hart am Ufer des Baches zu ſeltſamen Formen und rieſiger Größe empor. Auf einem dieſer Felſen iſt eine Steinfläche von einigen Fuß Umfang zu ſehen, in welcher die Spuren von Fußtritten offenbar eingedrückt ſind. Dreißig Klaftern wohl unter dieſer Steinplatte ragt ein unförmlicher Fels aus dem ſchäumenden

Gewässer, welcher seltsam genug einem Götzenbild mit angeschlossenen Armen und gebücktem Nacken ähnlich sieht. Dieses Götzenbild ist aber nichts geringeres als der leibhafte in Stein verwandelte Böse, wie die Sage meldet.

Vor langer Zeit plagte den Teufel, seiner höllischen Gewohnheit nach, ein Gelüste nach schönen Mädchen, und da Kapolna hiedurch berühmt ist, fuhr derselbe auf den Hattert dieses Dorfes nieder und spähte nach schönen Kindern. Die Schönste des Dorfes war bereits Braut. Das aber kümmerte den Erzfeind wenig; er ergriff sie und flog mit ihr in sein höllisches Reich und ließ große Trauer in Kapolna zurück. Weils ihm nun das erstemal so trefflich gelungen, so fuhr der Böse jährlich zu bestimmter Zeit nach Kapolna nieder und holte sich, so oft er kam, die schönste Braut heim. Nun war einst das schönste Kapolnaer Mädchen des Richters Tochter Zliana und ihr Bräutigam war Andronye, ein Tschoban von gewaltigem Muth, der seine Heerde gar oft gegen Wölfe und Bären vertheidigt und einen Wolf mit eigner Hand erwürgt hatte. Der fürchtete sich nicht im mindesten vor dem Teufel und bewachte seine schöne Braut gar fleißig. Weil aber der Böse zumeist ein feiger Geselle zu sein pflegt, schlich er auch diesmal heimlich in Zlianas Hütte und wollte dieselbe wegfangen, ehe der handfeste Bräutigam dazukäme. Kurz und gut, der Teufel fand das Mädchen einmal unbewacht, ergriff es und wollte mit ihm zum Fenster hinausfliegen. Da stürzte Andronye herbei, sah, daß der Teufel mit seiner Braut bereits im Fliegen begriffen, verlor aber den Muth nicht, sondern that einen gewaltigen Satz und erwischte glücklich die Beine Zlianas.

Der Teufel ärgerte sich sehr, als er zwei für eins durch die Luft schleppen mußte, meinte aber, der Tschoban werde im Fliegen die Kraft verlieren und auf die Steine fallen, und flog

deshalb getrost über Kapolna empor. Aber der Tschoban ließ nicht los und beschloß dem Erzräuber in sein höllisches Reich zu folgen. Wie nun der Teufel merkte, daß der Tschoban ein entschlossener Mann sei, senkte er die doppelte Last auf die erwähnte Steinplatte nieder, packte den Tschoban und wollte ihn in den Mühlbach hinabstürzen. Der Tschoban aber freute sich ob des Kampfes, schlug mit geballter Faust auf den Teufel los, faßte ihn endlich um den Leib und schleuderte ihn trotz Gewinde und Gekrümme von dem Felsen hernieder wohl dreißig Klafter tief. Der Teufel fuhr hinunter in den Bach und kam mit großer Gewalt auf den Hintern zu sitzen, wo er haften blieb und in einen unförmlichen Stein verwandelt wurde, wie noch heute zu erkennen ist. Der Tschoban aber machte eine lustige Hochzeit. Die Fußtritte des ringenden Teufels erblickt man noch immer auf jener Steinplatte und der Fels selbst heißt bei dem Volke der Teufelsstein (piatra drakului).

220.

Der betrogene Teufel.

Mündlich aus Mühlbach.

Als Gott erzürnt den Teufel aus dem Himmel zur Erde herabgeworfen hatte, sann letzterer, um sich an seinem neuen Aufenthaltsort, die Langeweile zu vertreiben, allerlei Werke aus, von denen ihm aber jedes nur bis zu einem gewissen Grade, keines vollkommen gelang. So erfand er die Mühle und hoffte sich durch dieses nützliche Werk bei den Menschen sehr beliebt zu machen. Ohne Zweifel wäre das auch geschehen; aber er konnte unmöglich ermitteln, wie es anzufangen sei, daß das unter dem Stein erzeugte Mehl unten auch herabrinne. Aergerlich darüber erfand er den Wagen und machte denselben drinnen in der Mühle ganz fertig. Aber da er ihn nicht zum Zerlegen eingerichtet hatte und die Thüre in der Mühle zu

eng war, um den ganzen Wagen hinauszulaſſen, mußte er ſich abermals nicht zu helfen. Er bat, da es nicht anders ging, Gott den Herrn, ihn doch nur die zwei Dinge zu lehren, wie er das Mehl möge herabrinnen laſſen und wie er den Wagen aus der Mühle herausſchaffen könnte. Aber Gott ſah wohl, welch großen Einfluß der Teufel durch zwei ſo nützliche Geſchenke bei dem menſchlichen Geſchlechte erlangen werde, und wollte das nicht geſtatten. „Ich will dir deine beiden Werke benützbar machen,“ ſprach er zum Teufel, „wenn du mir ſie dafür ſo lange überläßt, bis alles Laub abgefallen iſt.“ Der Teufel ging dies gerne ein; denn er dachte bei ſich, bis zum Herbſt könne er wohl warten. Der Herbſt kam; der Teufel ſah das Laub von den Bäumen fallen und kam zum Herrn, Mühle und Wagen zurückzufordern. Der aber wies ihn zum Walde, dort werde er noch viel grünes Laub finden. Der Teufel ging zu Walde; da ſtanden die Eichbäume noch ziemlich dicht belaubt, obwol ſie ſchon viele Blätter verloren hatten. „Ich will mich noch einen Monat gedulden,“ meinte der Teufel, „dann ſind wohl auch dieſe Bäume alle kahl.“ Und nach einem Monat, als er ſich überzeugt hatte, daß auch die Eichen kein grünes Blatt mehr trugen, kam er wieder vor Gott und verlangte ſeinen Wagen und ſeine Mühle. „Nicht doch,“ ſprach der Herr, „geh nur höher in die Berge; da wirſt du noch viel grüne Bäume ſehen.“ Da brummte der Teufel und ging unmuthig in das Gebirge, um ſich zu überzeugen. Da ſtanden die ewig grünen Tannen und waren ſo ſchön grün wie im Sommer. Der Teufel aber hoffte noch immer, auch dieſe würden ſich denn doch einmal entlauben, und blieb da und harrte deſſen, bis Schnee und Stürme kamen. Und da er ſah, daß die Tanne auch da noch grün blieb, erkannte er, daß er überliſtet ſei. Da wurde er wüthend, nahm eiſerne Nägel und ſchlug ſie rund herum in die Tanne, indem er an ihr emporkletterte, um ſie ſo zu verderben. Weil aber jede Tanne an

der Spitze mit ihren Zweigen ein Kreuz bildet, so hütete er jedesmal, wenn er dahin gelangt war, ohnmächtig herab und zerriß sich an den eigenen Nägeln den Leib. So sind Mühle und Wagen nie wieder in den Besitz des Teufels gekommen; die Tanne aber hat bis heute scharfe harte Nägel rund herum in der Rinde, und wer mit ihr zu schaffen hat muß sich wohl in Acht nehmen, daß er sich daran nicht verwunde.

221.

Teufelswirthschaft.

Bei Retwizel, einem walachischen hoch im Gebirge bei Klausenburg gelegenen Orte, befindet sich eine Höhle, vom Volk la ontsasa genannt, (auch Belenjescher Höhle, frei auf der Grenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen) in welcher eine Unzahl Knochen sonderer Art liegen, wovon sich die Gebirgsbewohner Folgendes erzählen. Es hätten nämlich, sagen die Leute, dort viele Teufel gewohnt und viel Unheil in der Gegend angerichtet. Der Oberste derselben habe sich in einen jungen Burschen, verwandelt und sich von Merigzo ein schönes Mädchen zum Weibe geholt und in diese Höhle geführt. Nach einiger Zeit habe die junge Frau sich nach Hause verlangt und der Teufel oder Drache (smeu) habe sie auch dahin entlassen. In Hause angekommen, hätten sich die alten Weiber über sie hergemacht und sie mit Kräutern eingeschmiert. Als sie nun wieder nach Ontsasa gekommen, habe es den Teufeln so gestunken, daß sie Alle aus der Höhle gewichen seien. Der Oberste aber ersetzte noch einen Finger von ihr und riß ihn aus. Das Mädchen brachte die Schätze der Jinen's oder Teufel mit nach Hause, aber weil man vergaß auch diese einzureiben, so verschwanden sie alle.

Andere erzählen, es hätten viele Teufel darin gewohnt und viele Mägde aus der Umgegend betrogen und sendigen

Unheil geſtiftet. Dann habe man ſie oft geſehen um Mitternacht auf einem nahen Berge tanzen, wozu ſie ſich die Mägde aus Merigjo geholt. Der Kreis, in dem ſie getanzt, ſei noch ſichtbar und es wachſe in Ewigkeit kein Gras mehr darauf. Auch kenne man den Weg, den ſie mit den Kutſchen den Berg hinangefahren. Nach Mitternacht fuhren ſie den Berg hinab gegen Ungarn zu; und es wächſt auch dort nimmer ein Grashalm. Dort drüben wohnt auch die Großmutter, bei welcher ſich der einzige übriggebliebene lahme Teufel befindet. Denn über die Schlechtigkeiten der Teufel erzürnt, hat Gott ſie einmal alle erſchlagen, die Knochen in der Höhle ſind die ihrigen; nur ein Enziger kam mit lahmem Fuße davon.

222.

Vom Teufel bei Bedets.

Mündlich.

Eine halbe Stunde weit von Bedets, bei Banffy-Hunyad, oben im Gebirg iſt eine alte Berggrube. Ohne Licht kann man ſie nicht betreten, weil ſich an vielen Stellen derſelben Waſſer befindet. Auf dem Wege dahin zeigt man einen hohen über das Waſſer ragenden Fels. Von demſelben hat ein Räuber einen Andern, der von ſeinen Diebereien gewußt und ein Inwohner von Bedets war, heruntergeſtoßen, daß er ganz zerſchellte, und ſchon öfter haben die Leute um die Mitternachtsſtunde den Teufel in Geſtalt eines Ziegenbocks an dieſer Stelle erſcheinen geſehen. Auch erſcheint er alle Jahr einmal in jener Grube, fährt auf die Leute los, die ſich zufällig darin befinden und ſtößt ſie ganz blau. Andere erzählen: täglich um die Mittagsſtunde erſcheint der Räuber oben auf dem Felſen und will ſich herunterſtürzen; aber eine unſichtbare Gewalt hält ihn zurück und er ſchwebt, ſchräg über die Tiefe geneigt, in der Luft, und erſt wenn die zwölfte Stunde geſchlagen hat, erfaßt ihn eine ſchwarze Geſtalt und wirft ihn in die Schlucht,

daß er zerſchellt. Dabei ſchallen die Felſen und das Waſſer ſchäumt wie kochend über ihm.

Auch ſagt man, dieſer Räuber, ſei ein deutſcher Herr in dieſer Gegend geweſen, und erſcheine an einem Tag im Jahre im Gebirge am Eingang einer Höhle, wo er mit gezogenem blutigem Schwerte mehr als hundert Fuhren Goldes bewache.

223.

Der ſteinerne Mann.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. P. 1837. 128.

Der Butſchetſch bei Kronſtadt iſt einer der höchſten Berge Siebenbürgens. Seine Spitze wird von einem mächtigen Felſen gebildet, der den Namen „Mann“ (wal. uom) führt. Man erzählt, daß ein Hirte ſich dort einmal verirrt habe, und, da er keinen Ausweg finden konnte, in gotteslästerliches Fluchen ausgebrochen ſei. Zur Strafe dafür habe Gott ihn in jenen Stein verwandelt.

224.

Der vom Himmel gefallene Stein.

Mündlich.

Im Udvarhelyer Stuhl fiel im Jahr 1851 ein Stein vom Himmel. Von Nah und Fern kamen die Leute, betrachteten das Wunder und verſuchten auch wohl den Stein zu heben oder bei Seite zu ſchaffen, doch ohne Erfolg. Da holte man ſechs Poppen (griechiſche Pfarrer) und dieſe umſchritten den Stein mit Gebet und Geſang; aber noch immer wollte er ſich nicht regen und rühren und ließ ſich nicht bewegen. Man hätte ſich die Mühe erſparen können; denn ſechs Poppen haben noch keine Gewalt über den Zauber. Kaum war jedoch der ſiebente an Ort und Stelle angelangt und hatte ſich betend zu den Uebrigen geſellt, da ſpaltete ſich der Stein und

eine Schrift lag darin, worin zu lesen war, daß wenn sich das Volk nicht bessere und vertrauend um seine Geistlichen schaare, die Welt in kürzester Frist untergehen werde. Sobald man diese Warnung und Verkündigung gelesen hatte, schloß sich der Stein wieder und ließ sich nun mit Leichtigkeit fortbewegen. Schaarenweis wallfahrtet jetzt das Volk zu dem merkwürdigen Stein.

225.

Grünender Stecken.

Mündlich aus Mühlbach.

Einst pflügte ein walachischer Knabe mit seinem Vater. Das Unglück wollte es, daß sie den Jochstecken zerbrachen. Fast hätten sie nun die Arbeit im Stiche lassen müssen, denn es war kein Holz in der Nähe. Aber der Knabe nahm den Stecken, pflanzte ihn in die Erde und sprach zum Vater: „Bis wir mit dem Pfluge wieder hier sind, wird er grün sein.“ Und so gesah es auch. Da sprach der Knabe wieder: „Bis wir mit dem Pfluge wieder hier sind, wird er Aeste haben, so stark, daß wir Jochstecken daraus schneiden können.“ Und alles wurde wie der Knabe gesagt hatte. Da erkannte der Vater die Klugheit seines Sohnes und ließ ihn studiren, und wurde derselbe über die Maßen gescheut. Aber er zog sich in eine Höhle zurück, worin er einsiedlerisch lebte. Zu derselben Zeit brauchte man in einem Kloster in der nahen Walachei einen Heiligen und schrieb darum aus und bot viel Geld um einen solchen. Da gingen die in dem Dorfe des Einsiedlers hin, paßten diesem auf, erschlugen und verkauften ihn. Aber seit diesem Augenblick haben sie kein Glück mehr, und das Dorf wird fast alljährlich von Hagel- und Wassersnoth heimgesucht.

226.

Sicherung gegen Heren.

Mündlich.

Bei Sibo, einem Dorf im früheren Mittelſolnoker Komitat, hatte man vor einigen Jahren eine walachiſche Frau begraben, welche für eine Here galt Das Volk murrte über die ehrliche Beſtattung des verrufenen Weibes, und Unzufriedenheit und Furcht vor drohendem Unheil ſtiegen endlich ſo hoch, daß die Leute hinauszogen, die Ruhe des Gottesackers ſtörten und die Frau aus der Erde ſcharrten. Drauf ſchlugen ſie ihr einen Pfahl ins Herz, begruben ſie wieder und meinten nun gegen allen Schaden von Seiten der Here geſichert zu ſein.

227.

Judas.

Mündlich aus Schäßburg

Judas zeigte ſchon in ſeiner Kindheit, daß er einſt große Schlechtigkeiten verüben werde. So verwandelte er ſich einſt in den Armen ſeiner Mutter in eine Schlange und biß ſie, ſich hinabbeugend, in den Fuß in der Nähe der Ferſe. Davon haben die Menſchen vor der Ferſe alle eine Vertiefung.

228.

Die Erfindung der Geige.

Mündlich aus der Gegend von Banffy-Hunyad.

Eine Mutter verfluchte ihren Sohn auf ſo lange, bis er aus einem dürren Holz eine Stimme herausbringe. Der Sohn verließ ſeine Mutter und ging traurig in den Tannenwald. Hier macht er aus einem Tannenholz eine Geige, ſetzt ſich an einen Brunnen und ſpielt. Seine Mutter hört die Töne, geht hin und ſpricht: „Das iſt gewiß mein Sohn,“ erkennt ihn und nimmt den Fluch von ſeinem Haupte.

229.

Der Mann im Monde.

Ungr. Magazin I. 183.

Was wohl die dunkeln Flecke im Monde ſein mögen? Ein walachiſcher Fuhrmann ſagte darüber: „Mein Vater iſt Pope, ein gelehrter Mann, der ſogar lateiniſch lieſt. Dieſer hat es mir erklärt. Das Dunkle im Mond — nun man ſieht es ja ganz deutlich — iſt ein Walach neben einem Dornſtrauche. Oft ſagte mein Vater zu mir: „Lerne mein Sohn; denn es iſt doch gewiß eine Schande, wenn einen Popen nichts als ſein Kleid vom dummen Pöbel unterſcheidet.“ Einſtmals gingen wir von Poplake nach Großau, und der helle Schein des Mondes gab ihm Gelegenheit, mich mit demſelben bekannter zu machen. „Sieh mein Sohn“, ſprach er und ſtrich mit der Hand über ſeinen ellenlangen ehrwürdigen Bart „ſiehe, das Dunkle im Monde das iſt ein Walach. Er hatte eine Kuh geſtohlen, und zum Unglück ward er beim hellen Mondſchein als der Dieb angehalten. Er läugnete und verfluchte ſich, daß, wenn er ſchuldig wäre, ihn der Mond hinaufziehen ſolle. Es geſchah, was er wohl nie geglaubt hätte: der Mond zog ihn nebſt dem Dornſtrauche, bei dem er ſtand, an ſich; und da ſteht er nun allen Dieben zur ewigen Warnung.“

230.

Die Erben von Salamonis Weisheit.

Mündlich aus Schäßburg.

Der Kaiſer Salomo war ein großer Zauberer. Er konnte durch Zauberworte den Himmel öffnen oder verſchließen, er konnte Waſſer in den Seen gefrieren machen, er konnte Thau, Hagel u. dgl. über die Felder bringen. Die Erben ſeiner Weisheit heißen Scholomonari. Solche ſind beſonders die ſächſiſchen Togaten. Deswegen wollte einmal ein Walache,

als er ins Heu ging und ein Togat am Schrankel — eine Gegend des Schäßburger Schulberges — in einem Buche lesend hinaufging, während ſich gleichzeitig der Himmel plötzlich bewölkte, den vermeintlichen Zauberer mit der Heugabel ſchlagen.

231.

Die Zigeunerkirche.

Mündlich aus Aren und ſonſt.

Die Zigeuner hatten auch einmal eine Kirche aus Steinen und Ziegeln wie die andern Chriſten auch heute; aber ſie ſind auf eine lüderliche Weiſe darum gekommen. Die Walachen hatten nämlich zu der Zeit eine Kirche aus Käſe, mit Thüren aus Speck, Dachſparren aus Bratwurſt und einem Dache aus Pfannkuchen (Kletiten). Da gelüſtete die Zigeuner nach dieſer Kirche, und ſie trugen den Walachen einen Tauſch an, den dieſe gerne zufrieden waren. Nun aßen aber die hungrigen Zigeuner zuerſt das Dach, dann die Sparren, dann die Thüren, endlich die ganze Kirche auf, und ſeit der Zeit gibt es in ganz Europa keine Zigeunerkirche mehr. Die Zigeuner gehen jetzt, wenn es ſie — was jedoch ſelten geſchieht — in die Kirche zieht, noch immer am liebſten in die Kirche der Walachen, weil ſie ſich gerne daran erinnern, daß dieſe einſt die ihrige geweſen.

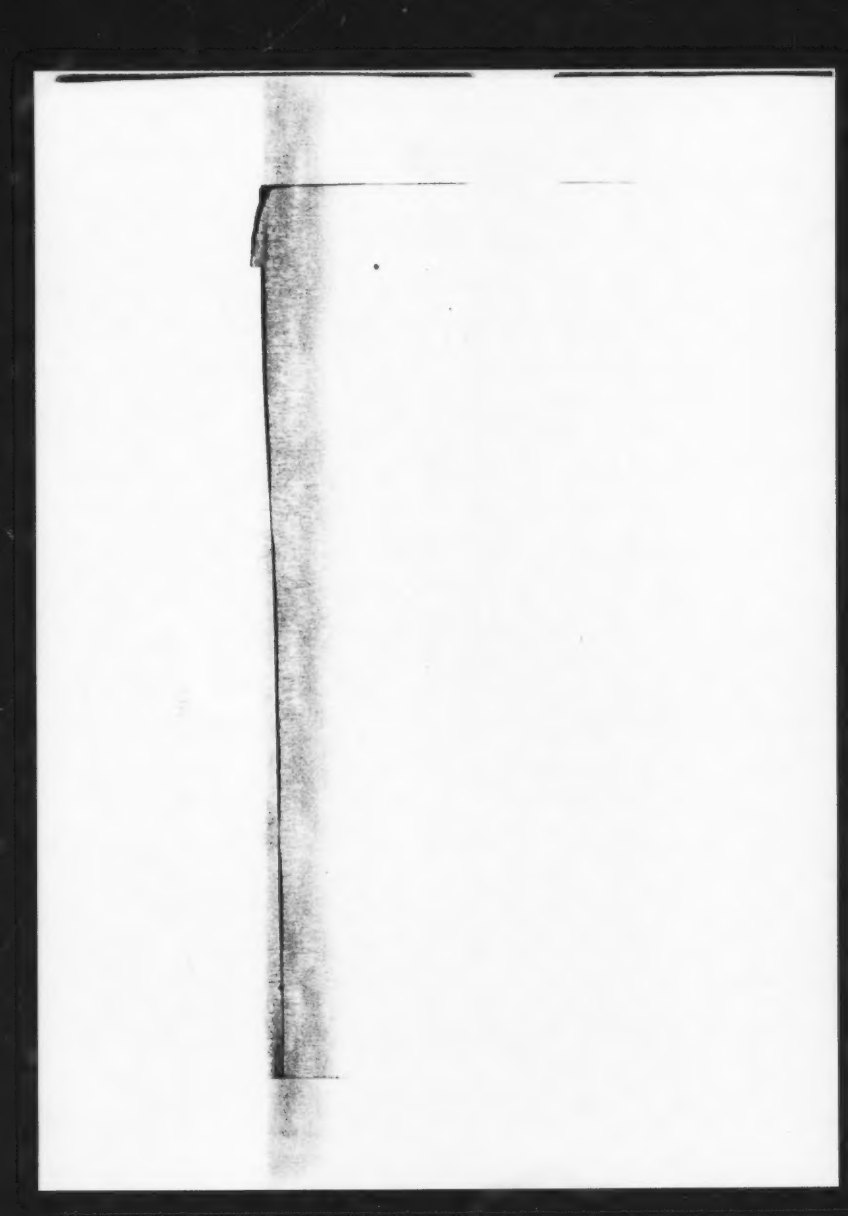
232.

Wie die Zigeuner Feld hatten.

Mündlich aus Schäßburg und Mühlbach.

Die Zigeuner hatten vor Zeiten auch ein Dorf und Grundeigenthum. Als ſie aber den Acker beſäet hatten und die hohe Frucht im Winde wogte und ſich beugte, bemerkte es einer,

lief ſchnell ins Dorf und rief: „Kommt, kommt, laßt uns das Korn ſchneiden, es läuft weg und kann ſchon auf dem nächſten Hattert ſein.“ Erſchreckt ſtürzt das ganze Dorf hinaus und ſchneidet in ängſtlicher Eile die noch grüne Frucht. Natürlich hatten ſie nun im nächſten Jahre kein Saatkorn und konnten den Acker nicht beſtellen. Seither bauen die Zigeuner kein Feld mehr.

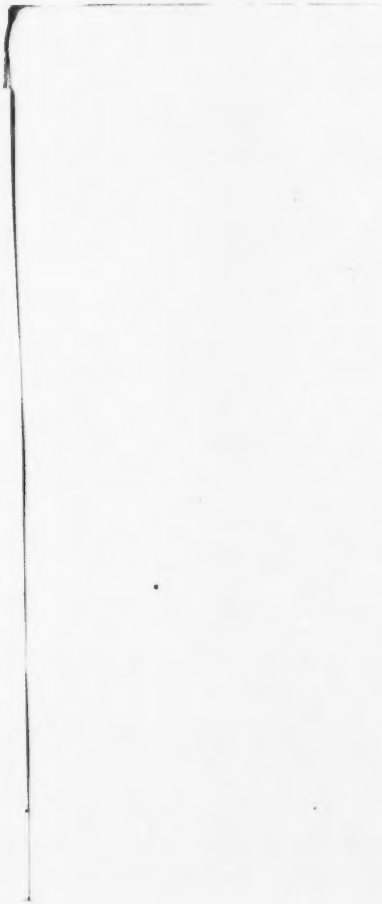


II.

Geſchichtliche Sagen.

Das Uebermaß der Schätze, das erſtarrt
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt der weiten Gedanke;
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke.

Göthe.



233.

Die Schätze des Darius.

Marienburg Geogr. II., 88. Blätter f. G. G. u. V. 1838. 317.

An jeder Seite der Thorenburger Kluft befindet ſich eine Höhle. Die eine derſelben führt den Namen Bayluka (Baylech) von einem berüchtigten Räuber Bay, der ſich in den Krutzenkriegen derſelben als eines ſichern Schlupfwinkels bediente. Sie iſt zur Vertheidigung eingerichtet und kann mehrere hundert Menſchen faſſen. Die Sage erzählt, daß der Perſerkönig Darius auf ſeinem verunglückten Zuge gegen die Scythen ſeine Schätze an dieſen Ort verborgen habe. Andre freilich wollen behaupten, ſie lägen im Berge Zigány bei Klauſenburg.

234.

Von der Einfachheit der alten Daken.

Strabo VII. vgl. Plutarch im Leben des Demetrius. Benigni, Unterhaltungen aus der Geſch. Sieb's I., 11.

Dromichätes, einer der älteſten dakiſchen Könige ſetzte den von ihm gefangen genommenen Beherrſcher von Mazedonien Lyſimachus ohne Löſegeld in Freiheit, zeigte ihm die große Armuth der Daken, damit ſich derſelbe überzeuge, wie wenig

er im Falle des Sieges würde gewonnen haben, und ſchloß einen Frieden mit ihm, zu deſſen Feier er ein glänzendes Gaſtmal veranſtaltete. Lyſimachus ſaß mit ſeinen Offizieren an einem beſondern Tiſch, und man trug ihnen die ausgeſuchteſten Speiſen und Weine in ſilbernen Gefäßen auf. Dromichätes und ſeine Daken ſaßen an einer zweiten Tafel und aßen aus hölzernen Schüſſeln einfache Speiſen und tranken den Wein aus Hörnern, wie es die ehrwürdige Sitte ihrer Vorfahren mit ſich brachte.

235.

Beſtrafung der Feigen.

Justinus XXXII., 3. Mart. Felmer, Primae lineae Hist. Transsilv. 37. Benigni Unterhaltungen ꝛc. I., 12. Die Geſchichte von Siebenb. in Abendunterhaltungen 27.

Der Dakenkönig Oroles I. war ein Freund der Römer und lag mit deren Feinden, den Baſtarnen, in Streit. Ein Theil ſeiner Leute hatte ſich feige gezeigt im Kampfe; da verurtheilte ſie der König, ſolange verkehrt in ihren Betten zu liegen und im Hauſe die Geſchäfte der Weiber zu verrichten, bis ſie durch Tapferkeit in einem Gefechte die Schande von ſich gelöſcht.

236.

Krieg gegen die Reben.

Strabo XVII. Die Geſchichte von Sieb. in Abendunterhaltungen, 33.

Börebiſt ein König der Daken, war ein gefürchteter Römerfeind. Die Römer und die Weinberge theilten ſeinen Haß. Wo er hinkam, zwang er die Völker, ihre Weinberge auszurotten, weil er dieſe für die Wurzel der Unmäſſigkeit und damit der Völkerknechtſchaft hielt.

237.

Staatsweisheit.

Unterhaltungsbl. f. G. G. u. V. 1837. 100. (Aus unbekannter Quelle.)

Oroles II., der zur Zeit des römischen Kaisers Augustus über einen Theil der Daken herrschte, wußte, daß die Römer sich in ihren zahlreichen Bürgerkriegen schwächen, dagegen einigen und stark sein würden gegen Angriffe von außen her, und suchte sein Volk von einem Einfall in das Gebiet der Römer zurückzuhalten. Dieses gelang ihm nur sehr schwer. Darum ließ er als sich einmal zwei Hunde grimmig herumbissen vor den Augen seiner Leute einen Wolf auf beide los. Augenblicklich gaben jene ihren Streit auf und wandten sich gegen den gemeinsamen Feind. Die Daken sahen zu und verstanden ihren König.

238.

Des Dezebalus Noth und List.

Cassius Dio, LXVII., 7. Mart. Felmer Primae lineae II. T. 40. Die Gesch. von Eud. in Abendunterhaltungen 39. Benigni, Unterhaltungen u. 22.

Julianus, ein General des Kaisers Domitianus, traf mit dem Könige Dezebalus in einer Schlacht zusammen und erschlug der Daken eine große Zahl. Viele flohen. Selbst Pezinas, der erste nach dem König, versuchte es, ward aber abgeschnitten und konnte sich nur retten, indem er für todt hinfiel und dann unter dem Schutze der Nacht entkam. Dezebalus fürchtete sogar den Fall seiner Hauptstadt; daher ersann er eine List. Er ließ nämlich die Bäume in der Nähe derselben abhauen und die Stümpfe mit Waffen bekleiden, als ob es Krieger wären. Als die Feinde sich nun näherten, wurden sie durch die scheinbar große Anzahl der gerüsteten Gegner in Furcht

gesetzt und zogen sich zurück, ohne einen Angriff gemacht zu haben.

239.

Trajanswiese.

Neugebaur Dacien rc. 195. 200. Die Gesch. Sieb. in Abenteuer, haltungen 40.

Die Ebene von Várhalva (Borgdorf) südwärts im Aranyoscher Stuhl am rechten Ufer des Aranyosch hinab bis zu seiner Mündung wird von den Walachen Prat de Trajan (Trajanswiese), von den Magyaren keresztes mezö (Kreuzfeld) genannt. Hier soll im Jahr 103 Trajan mit dem Dakenkönig Dezebalus gekriegt und diesen überwunden haben. — Am Ufer des Aranyosch erhebt sich ein abgestumpfter Berglegel, dessen obere Fläche rings von Wällen umgeben und überall mit Trümmern von Ziegeln und Gefässen bedeckt erscheint. Die Bewohner von Várhely haben — wie sie erzählen — ihre Kirche noch vor der Reformation mit Steinen, die sie dort zugehauen fanden, gebaut und graben noch fortwährend auf dem von ihnen jetzt mit Frucht bebauten Platze dergleichen aus.

240.

Die Schätze des Dezebalus.

Cassius Dio LXVIII., 14. Marienburg Geogr. II., 28. Die Gesch. von Siebenb. rc I., 46 Benigni Unterhaltungen rc. I., 35.

Als der römische Kaiser Trajanus zum zweitenmal gegen den Dakenkönig Dezebalus gezogen und ihn in der Nähe seiner Hauptstadt Zarmizegethusa aufs Haupt geschlagen, floh dieser in einen befestigten Ort im Gebirge. Aber der Kaiser wußte, daß er das Land vor des Königs gänzlicher Besiegung nicht werde in Ruhe besitzen können, und folgte ihm auch dorthin mit Heeresmacht. Zum letztenmal setzte sich Dezebalus, der ein tapferer Mann war, zur Wehr: allein die Römer

ſiegten, und der König ſtürzte ſich mit ſeinen Vornehmſten ins Schwert.

Noch ehe es aber zu dieſer Schlacht gekommen, hat er ſeine unermeßlichen Schätze in Sicherheit gebracht. Zu dem Zwecke ließ er mit großer Mühe und Arbeit den Fluß Sargetia, der an ſeiner Reſidenz vorbeiſtrömte, (die Strell) ableiten, in das trockene Flußbett Gewölbe bauen und unſäglichen Reichthum an Geld und Koſtbarkeiten, ſoweit dieſe die Näſſe ertragen konnten, in dieſelben verbergen. Darauf wurde der Ort mit Erde und Steinen bedeckt, und der Fluß in das alte Bett zurückgeführt. Andre Schätze, beſonders Kleider, wurden in Höhlen und Klüften des Gebirges geſichert. Gefangene hatten die Arbeit verrichten müſſen und wurden nach Vollendung derſelben getödtet oder geblendet, daß Keiner ein Verräther werde. Aber ein Vertrauter des Königs Vicilis oder Bicylus, der ſpäter in römiſche Gefangenſchaft gerieth, entdeckte dem Kaiſer was er wußte, und ſo hat ſchon Trajan viel von den verborgenen Koſtbarkeiten in ſeine Hände bekommen. In ſpätern Zeiten haben Viele dem lockenden Schatze nachgegraben.

Als im Jahr 1543 walachiſche Fiſcher, die in der Strell gearbeitet hatten, ihren Kahn am Ufer befeſtigten, wurden ſie an einer Stelle, wo ein Baum ins Waſſer geſtürzt war, im Flußgrund etwas Glänzendes gewahr. Sie forſchten näher und entdeckten, wie erzählt wird, einen Schatz von vielen ungezählten Goldblechen und über 40,000 Goldſtücken, alle mit dem Bildniß des mazedoniſchen Königs Lyſimachus auf der einen, der Göttin des Sieges Victoria auf der andern Seite und drei unſerer guten Dukaten ſchwer. Der Schatz kam in den Beſitz des Mönches Martinuzzi, der damals Rathgeber der Königin Iſabella und der mächtigſte Mann in Siebenbürgen war. Einen Theil ſchickte derſelbe an den römiſchen Kaiſer Ferdinand I.

Ob mit jenem Funde der Schatz des Decebalus entdeckt oder erschöpft sei, wer will es bestimmen?

241.

Zalathna.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 17. Neugebauer, Dacien. 182

Zalathna, sächs. Schlatt, am goldführenden Ompoibach ist der Hauptort des siebenbürgischen Erzgebirges. Unter dem Jubenberg oder der Jubenburg (Zsidovár) daselbst liegt der Sage nach die sogenannte alte Stadt verschüttet.

Eine Wiese in der Nähe heißt Troja oder Trajanswiese. Hier soll der römische Kaiser Trajanus nach der Besiegung des Decebalus einen großen Schmaus gehalten haben. Ein nicht sehr entfernter Berg wird von den Walachen Trajansberg genannt.

242.

Trajanische Goldwäscher.

Kövary a. a. O. 54.

Auf einem Felsvorsprung bei Várfalva am rechten Ufer des Kranyosch sind Ueberreste einer Verschanzung oder Burg, aus deren behauenen Steinen die Kirche des Dorfes erbaut sein soll. Trajan, erzählt die Sage, habe in diese Burg einen Goldwäscher gesetzt. Der aber habe ihm die Ablieferung des gewonnenen Goldes verweigert und daher habe ihn der Kaiser mit Waffengewalt herauswerfen lassen.

243.

Gothentempel.

Mündl.

Im Schloßkeller von Vécs bei Aczn ist eine uralte Kapelle. Der Baron Georg Kemeny, der dort ein bedeutendes Grundeigenthum besitzt, nennt sie einen Gothentempel. Spu-

ten einer römischen Straße sind in der Nähe, und unter mächtigen Eichen findet man zuweilen Münzen und Scherben von allerhand Gefäßen.

244.

Attilas Tod.

Mündlich von einem alten Schäßburger.

Der König Attila kam aus Asien oder aus Sicilien, eroberte unter andern die Stadt Sandau in der Nähe von Schäßburg, baute die Attelsbüsse*) und grub mit seinen Leuten das Attelsloch**) an einem Tage. Wie er aber einmal eben daselbst am Tische saß, traf ihn der Schütze mit seinem Strahl in die Brust, daß er gleich todt niederfiel. Wo er gestorben wurde er auch begraben, und mit ihm seine Schätze, also daß die Leute, welche dort graben, noch heute zuweilen Geld finden.***)

245.

Hunnenthum im Szeklerlande.

Kővári a. a. O. 64.

Im Besitz der Familie Sándor befindet sich ein Gefäß aus Kokosnuß, womit noch Hunnensprößlinge in der Budvár, nordwestlich von Udvarhely, ihren Göttern geopfert haben sollen. Diese Burg Budvár war der Sitz des Obersten rabonbán †), und von dort soll auch Zandirhám mit dem Szeklergrafen zu Arpad gezogen sein und dieselben durch ihn haben bestäti-

---

*) Hohlweg bei Schäßburg.

**) Feldmark eben daselbst.

***) In der Torgasse (tó utcza) in Groß-Kend steht ein Haus, Attila's Haus genannt, worin Attila geboren sein soll. Kővári a. a. O. 254.

†) Die Sage läßt die Szekler als Nachkommen der Hunnen in der frühesten Zeit unter rabonbanok, horkaok und gyulák stehen.

gen lassen. In Stein gegraben brachte er sie zurück. Sein Sohn Opulet schlug seinen Wohnsitz in der Csik auf. Im Jahre 1039 brachen die Tartaren die Budvár. In Folge davon nahm Sándor István, ein Nachkomme Opulets, jenen Pokal aus der Budvár und trug ihn weiter hinein hinter die Schneegebirge der sieben Wälder in die Csik. Dadurch entstand zwischen ihm und den übrigen Stämmen ein blutiger Streit, den erst die Ankunft König Belas 1063 endigte. Um sie von ihrem Heidenthum abzubringen, hob dieser König die rabenhänning auf und alle heidnischen Bräuche und gab den Dörfern Namen nach christlichen Heiligen.

266.

Wie es den Szeklern Anfangs ergangen.

Nach Prof. Lazarsky's Mittheilung Arnold Ipoly im J. W. Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde II. 161.

Mit den Trümmern seines Heeres zog Csaba der Sohn Attilas nach der letzten blutigen Schlacht zurück in das Morgenland, damit er vereint mit den dort zurückgebliebenen Stammverwandten dereinst wieder zurückkehren könne. An Siebenbürgens Grenzen ließ er jedoch einen Theil seines Heeres, die Szekler, als Wachposten zurück, damit sie einstens den Wiederkommenden zur Stütze dienten. Bevor sie schieden leisteten sie Eide, daß sie sich in der Zeit der Gefahr behülflich sein wollten, sollten sie selbst von dem andern Ende der Welt daher eilen. Kaum gelangten sie aber bis zu dem Fuße der Alpen, so erhoben sich die umwohnenden Völker gegen die verlassenen Szekler. Die Wipfel der Bäume regten sich aber und schnell trugen sie die Nachricht der Gefahr zu den Genossen der Szekler; ein Theil des Heeres kehrte gleich um und vernichtete die Feinde. Nach einem Jahre wiederholte das sich abermals; der

Bach lief nun ſchreiend in den Fluß, der Fluß in das Meer und brachte dem Heere die Botſchaft. Schnell zogen ſie wieder zurück und zerſtreuten die Gegner. Es vergingen jetzt drei Jahre; doch endlich erhoben ſich wieder die Nachbarn gegen den Fremdling Szekler; die Genoſſen waren ſchon weit hingezogen, kaum der Wind konnte ſie mehr erreichen. Doch geſellte er ſich zu dem Meeresſturm und traf ſie endlich weit am Oſten. Sie eilten wieder zurück, und auch zum drittenmal befreiten ſie ihre Brüder und befeſtigten ſie in der neuen Heimath. Der Szekler hatte jetzt Ruhe; es vergingen viele Jahre, der gepflanzte Nußkern wuchs zum dicken Baumſtamm und dichten Laub empor, die Kinder waren Greiſe geworden und die Enkel waffentragende Männer, aus dem zeitlichen Wachpoſten entſtand eine kleine Heimath. Aber da beneideten wieder einmal die Nachbarn den fremden Eindringling, und lang vergeſſend die von der Ferne ſtets zukommende Hülfe erhoben ſie ſich gegen ihn. Tapfer fochten die Szekler, doch der Uebermacht mußten ſie unterliegen; die Hülfe kam nicht, die geſchiedenen Genoſſen waren längſt verſchieden; keine Botſchaft traf ſie mehr. Nur der Stern der Szekler wachte noch und trug die Kunde auf die andre Welt. Da unten ging ſchon die letzte Schlacht und die gänzliche Niederlage der Szekler vor ſich, als plötzlich Pferdetritte und Waffenſchall ertönen; glänzende Heerſchaaren zieben ſtumm in der Nacht von dem blauen Himmelsgewölbe am glänzenden Sternenweg herab. Es iſt keine ſterbliche Macht, die den Unſterblichen widerſtehen könnte. Der Eid iſt gehalten worden, der Szekler iſt wieder gerettet; und wie die Hülfe kam, zieht ſie wieder hinauf ſchweigſam auf der Sternenbahn. Seitdem ſteht der Szekler feſten Fußes in ſeiner Heimath, und wenn er nächtlich zum blauen Himmel hinaufſchaut, ſieht er die funkelnde Bahn, die die Fußtapfen der Seligen zurückließen, als ſie ihm zu Hülfe kamen, und nennt ſie den Weg der Heerſchaaren (hadak útja).

247.

Ikavár.

Köváry a. a. O. 163.

Bei Ikafalva im Haromßék ſind an dem waldigen Bergabhang gegen Abend die Ruinen der Ikavár zu ſehen. Dieſe Burg iſt noch vor der Einwanderung der Magyaren erbaut worden und man nennt den Szekler rabonbán Ika als Erbauer, deſſen Sohn Gázon war, welcher Kászon gegründet hat. In ältern Zeiten war die Burg gefährlich durch eine rieſenhafte Schlange, von deren ſchrecklichen Thaten und endlichem Untergang das Volk noch zu erzählen weiß.

248.

Der Boglancsbrunnen bei Marisell.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Auf dem Wege von Magyar-Gyerö-Monoßtor nach Marisell trägt eine jetzt haferbeſäte Bergkuppe den Namen Várhegy, und das am ſüdlichen Abhange derſelben ſich ausbreitende Feld heißt Gárda, walachiſch Girde. Auf dieſer Gárda iſt ein Brunnen Namens Szalanduk, magyariſch Boglancsküt. Man ſagt, ein walachiſcher Herzog habe einem Hirten den Auftrag gegeben, dieſe Quelle zu einem benützbaren Brunnen umzugeſtalten und dieſen mit ſeinem Namen zu benennen.

249.

Der Szekler Herkunft.

Anonymi Belae Regis Notarii Historia Hungarica de septem primis Ducibus Hungariae. c. I.. I. bei Schwandtner Scriptores Rer. Hung. I., 33.

In dem Jahre, in welchem dem Arpad ſein Sohn Zoltan geboren ward, ſandte er ein Heer gegen den Herzog von Bybor Menumorout und ſetzte Uſubuu und Velec an ſeine Spitze.

Dieſe kamen von der Inſel Csepel aus auf Schläuchen über die Donau, ſchifften bei Beuldu über die Theiß und lagerten am Fluß Gouroug. Hier kamen alle Sekler, die früher in Dienſten des Königs Attila geſtanden, nachdem ſie von Usubun gehört als Freunde zu ihnen und gaben ihnen freiwillig allerlei Geſchenke und ihre Söhne als Geiſeln und fochten in der erſten Schlacht gegen Menumorout an der Spitze des Magyarenheers.

250.

Wie die Magyaren nach Siebenbürgen gekommen ſind.

Anonymi Belae Regis Notarii Hist. Hungarica de septem primis Ducibus Hungariae. c. XXIV. Bei Schwandtner Scriptores Rer. Hung. I., 17.

Gerüchte von der Trefflichkeit des Landes jenſeits des Waldes, wo Gelou ein Walache regierte, waren zu Tuhutums Ohren gedrungen, und er gedachte, wenn es vielleicht ſein könnte, daß er mit Erlaubniß ſeines Herrn, des Fürſten Arpad, jenes Land für ſich und ſeine Nachkommenſchaft in Beſitz nähme. Und alſo geſchah es, und ſeine Nachkommen haben geherrſcht über das Land jenſeits des Waldes d. i. Siebenbürgen bis zu den Zeiten des heiligen Stefan und würden es auch noch länger beſeſſen haben, hätten Gyla der Jüngere und ſeine Söhne Biwia und Bucna das Chriſtenthum angenommen und dem Könige nicht immer zuwider gehandelt.

Tuhutum war ein kluger Mann und ſandte den ſchlauen Ogmand, daß er in aller Stille und Heimlichkeit ziehe und ſich die Beſchaffenheit und Fruchtbarkeit des Landes jenſeits des Waldes anſehe, und was für Leute die Bewohner ſeien damit, wenn es geſchehen könnte, er ſie mit Krieg überzöge, denn Tuhutum wollte ſich einen Namen machen und dieſes Gebiet erwerben. So ſchlich denn Vater Ogmand, Tuhutums

Späher, wie ein Fuchs im Lande herum und nahm wahr deſſen Güte und Fruchtbarkeit und Bewohner und gewann es über die Maßen lieb und kehrte eilig zu ſeinem Herrn zurück. Viel erzählte er dieſem von den Vorzügen des Landes; wie es bewäſſert werde von herrlichen Flüßen und zählte ihm deren Namen und Nützlichkeit der Reihe nach auf, und wie man Gold finde in ihrem Sande und das Gold des Landes das trefflichſte ſei, und Salz gegraben werde und Salzquellen flößen, und die Bewohner des Landes die elendeſten der ganzen Erde ſeien; denn es ſeien Walachen und Slaven und hätten keine Waffen als Bogen und Pfeile, und ihr Herzog Gelou ſei unkräftig und habe keine guten Kriegsleute um ſich, und ſie würden nicht ſtehen gegen die gewaltige Tapferkeit der Ungarn, da ſie ſich von Petſchenegen und Kumanen beſchimpfen ließen.

Als Tuhutum Solches vernahm und wie das Land gut ſei, ſchickte er ſeine Geſandten an Arpad, daß er ihm erlaube jenſeits des Waldes zu ziehn und mit Gelou zu ſtreiten. Da lobte Arpad den Tuhutum und gab ihm die Erlaubniß mit Gelou zu ſtreiten. Nachdem Tuhutum dieſes von ſeinen Geſandten vernommen, rüſtete er ſich und zog jenſeits des Waldes nach Morgen zu gegen Gelou, den Herzog der Walachen.

Als Gelou hörte von der Ankunft Tuhutums und der Ungarn, ſammelte er ſein Heer und ritt ihnen entgegen, um ſie zurückzuhalten am Engpaß Meßeſch; aber Tuhutum war an einem Tage durch den Wald gegangen und ſtand am Fluß Almaſch, und Gelous Heer ſtand ihm gegenüber, daß ſie nur der Fluß von einander ſchied. Dort wollte ihn Gelou aufhalten durch ſeine Bogenſchützen.

Am folgenden Tage, noch vor Tagesanbruch, theilte Tuhutum ſein Heer in zwei Hälften und ſandte die eine, weiter oben über den Fluß zu gehen und unverſehens die Schlacht zu beginnen. Und weil ſie leicht hinüberkamen, gelangten beide Theile zu gleicher Zeit in den Kampf und ſtritten heftig, bis

Gelou's Krieger beſiegt, viele getödtet und noch mehr gefangen waren. Als der Herzog Gelou dieſes ſah, begab er ſich auf die Flucht, ſein Leben zu retten, und eilte ſeinem befeſtigten Lager am Fluße Samoſch zu. Aber die Ungarn ihm nach und tödteten ihn am Fluße Kopuſch. Da die Landesbewohner den Tod ihres Herrn ſahen, boten ſie freiwillig die Hand zum Frieden und wählten Tuhutum, den Vater Horka's, zu ihrem Herrn und gelobten ihm an dem Ort, der Gokulen heißet, Treue und ſeit der Zeit wird jener Ort Gokulen genannt, darum weil ſie dort geſchworen haben.

Tuhutum herrſchte über das Land von da an glücklich in Frieden und ſeine Nachkommenſchaft bis zu den Tagen König Stefan des Heiligen.

251.

Gelu ſchanzen.

Kövary a. a. O. 273.

Auf dem Hattert von Hidalmás in der Nähe des Meßeſch ſieht man Spuren von Schanzen. Sie rühren von dem Lager her, welches Gelu ſchlug, da er vom Meßeſch her Tuhutum erwartete.

252.

Die ſieben ungriſchen Heerführer kommen in unſer Land und geben ihm einen Namen.

M. Joh. de Thwrox Chronica Hungarorum II., 1. bei Schwandtner Script. R. H. I. 81 Keza p 67. bei Schlözer krit. Sammlungen 170.

Als die Magyaren, oder, wie die Lateiner ſie nennen, die Ungarn auf ihrem großen Zuge aus dem Oſten nach dem Weſten von der Stadt Kiew in Rußland her über das Gebirge gehen wollten, kamen ſie in eine Gegend, wo ſo viele Raubvögel waren, daß ſie um deretwillen allda nicht bleiben konnten; denn ſie kamen von den Bäumen wie Mücken herab

und fraßen ihr Vieh und ihre Pferde. Es wollte Gott nämlich, daß sie schneller nach Pannonien (Ungarn) kämen. Daher machten sie sich auf und gingen über das Gebirge, drei Monate lang, und kamen endlich in das Nachbarland von Pannonien, dasjenige, welches heute Erdel (magyar. Bezeichnung für Siebenbürgen) heißt, gegen den Willen der Petschenegen und Kumanen. Wie sie aber in das Land herniedergestiegen waren, theilten sie aus Furcht vor einem Angriff der ringsum wohnenden Völker ihre ganze Wehrmacht in sieben Heere und setzten über jedes einen eignen Obristen und Hauptleute und Weibel (decanos) nach hergebrachter Weise. Und jedes Heer zählte 30,000 Bewaffnete ohne die Weibel, die auch 857 betrugen. Denn als sie zum zweitenmal vorbrachen aus Scythien, waren sie 216,000, aus jedem der 108 Stämme 2000 Bewaffnete, ohne den Troß zu rechnen, gewesen. Und die sieben Obristen, welche über die einzelnen Heere gesetzt waren, errichteten zum Schutze ihrer Weiber und ihrer Habe sieben mit Erdwällen umgebene Burgen, in denen sie eine Zeit hindurch blieben; und daher geschah es, daß dieses Land von den Deutschen Siebenbürgen genannt wird bis auf den heutigen Tag.

253.

Die Gründung von Deesch.

Ung. Magazin. II. 66. Blätter für G. K. u. A. 1838. 209. Vgl. Thurocz. II. 3.

In Deesch, einem Marktflecken des frühern Innerszolnoker Komitat's am Zusammenflusse des großen und des kleinen Samosch, steht ein Thürmchen, von den Ungarn Magyarenkapelle (magyarok kápolnája) geheißen, woran folgende im Jahre 1578 erneuerte lateinische Inschrift zu lesen:

„Hunnus de Scythicis digressus sedibus hospes
„Pannoniae glebam transiert hac gramen et undam,

„Ter clamans: Deus! hac liceat tellure potiri!
„Desiacamque Dei dixit de nomine terram.
1578.
„Haec Fabius renovat Iudex Monumenta Nepoti
„ Cum Lucas Desius pascit ovile Dei.“

Man erzählt, daß als die sieben hunnischen d. i. magyarischen Heerführer in das Land gekommen, sie Erde Gras und Wasser aus Ungarn mitgebracht und, als ihnen die Gegend von Deesch wohl gefallen, gegen Himmel geworfen hätten zum Zeichen der Besitznahme des Landes. Und dabei hätten sie dreimal in lateinischer Sprache gerufen „deus“ und davon sei dem Orte der Name geblieben. Noch zeigt man in demselben einen an der Uferseite des Platzes Altstadt (ó vár) liegenden langen zu einer Bank ausgearbeiteten Stein, worauf die erwähnten Heerführer geruht haben sollen.

254.

Klausenburg.

Köváry a. a. O. 72.

So weit zurück, als es in Siebenbürgen Menschen gab, war die Gegend von Klausenburg bewohnt. Auf den Bergen westlich von der Stadt stand ein dacischer Ort, aus dessen Trümmern die Römer eine Stadt bauten, die vom Claudius Claudiopolis hieß. Mit dem Sturze der Römer sank auch dieser Ort in Verfall und wurde endlich vom Walde überwachsen. Geraume Zeit nach der Einwanderung der Magyaren erst fand ihn ein Hirte, welcher seine Ziegen im Walde suchte. Und weil derselbe von Kolos war, der Ort auch an die Koloscher kam und diese die Sadt wieder aufbauten, so nannten sie dieselbe Kolosvár.

255.

Der Herzog Gyula entdeckt Weißenburg.

Anton. Bonfin. Rer. Hungar. Dec. I., l. XI., p. 164.

Als Gyula, einer der sieben ungrischen Heerführer, welchem bei der Auftheilung des eroberten Landes Siebenbürgen zugefallen war, einmal jagte in den weiten Wäldern seines Reiches, fand er plötzlich die alte Stadt Weißenburg, reich an Ueberresten des Römerthums, aber von allen Seiten mit Dornen und Gestrüpp überwuchert. Und weil er ein Freund des Alterthums war, fing er an sie wieder aufzubauen, und von Gyula mehr als von dem römischen Julius hieß sie fortan lange Zeit hindurch Alba Julia.

256.

Das Land Siebenbürgen wird vom heiligen Stefan erobert.

A. Bonfin. R. H Dec. II., l. 1., p. 209.

Im Jahre 1002 entstand ein Krieg zwischen dem König Stefan von Ungarn und dessen Oheim Gyula, welchem der Abfall seines Neffen von dem scythischen Heidenthum verhaßt war und der darüber dem Könige nicht nur mit Worten häufig und heftig zusetzte, sondern auch mit den Waffen drohte. Als er sah, daß er mit Reden nichts ausrichten werde, plagte er von den Bergen Siebenbürgens aus, wo er herrschte, Ungarn durch tägliche Einfälle und Räubereien. Der König warnte ihn, um seine Hände nicht mit Blut zu beflecken, abzulassen von seinem Heidenthum und den Herrn und Heiland anzuerkennen; allein umsonst. Indeß als Gyula es gar zu arg trieb, sammelte der König ein Heer, fiel nach Siebenbürgen ein und eroberte es in wenig Monaten. Gyula sammt seiner Frau und zwei Kindern wurden gefangen und nach Ungarn geführt. Seit dieser Zeit gehörte Siebenbürgen, ein herrliches Land,

überreich an Gold, Wein, Getreide, Vieh und allem Möglichen zum ungriſchen Reiche. Alle Völker, welche dieſen Theil Daciens bewohnten, wurden freiwillig oder durch Gewalt dem Chriſtenthume zugewandt. Der König fand in der Reſidenz ſeines Oheims eine große Menge Gold und Silber und ließ damit die ſchöne Hauptkirche von Weißenburg erbauen. Weil dieſe aber oftmals von Feuersgewalt heimgeſucht worden, glaubte man allgemein, daß dieſes darum geſchehen ſei, weil ſie mit unrechtmäßig erworbenem Gelde erbaut worden. Gyula nahm ſammt Weib und Kind den wahren chriſtlichen Glauben an, empfing die Taufe und wurde darauf von Stefan aus ſeiner Haft entlaſſen und angemeſſen behandelt.

257.

Die Katharinenkapelle in Nagy-Kászon.

Köváry a. a. O. 244.

Bei Feltiz, einem jener Orte, aus deren Vereinigung Nagy-Kászon entſtanden iſt, ſteht eine jetzt der h. Katharina geweihte Kapelle, von der die Sage erzählt, daß die alten Magyaren bei ihrer Einwanderung aus Aſien in ihr noch nach heidniſcher Weiſe geopfert.

258.

Die Salvatorkapelle in Csik-Somlyo.

Ebd. 229.

Nach der Beſiegung Gyulas erbaute der h. Stephan die Salvatorkapelle in Csik-Somlyo. Das Volk glaubt, daß daſelbſt die Engel an der heiligen Leiter auf und niederſteigend geſehen würden. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war dies an der Wand geſchrieben zu leſen.

259.

Bistritz.

Csb. 66.

Bistritz soll seinen Namen von einem ungarischen Märtyrer Beßter haben, der unter den ersten ungrischen Königen von dem Volke, dem es einmal wieder heidnisch zu werden gefiel, umgebracht wurde.

260.

Das alte Bistritz

Mündlich.

Anderthalb Stunden von Dedra (Dorf ohnweit von Sächs. Reen) dem Skaune zu, heißt ein Hügel bei dem Volke Trajanshügel (drumu Trajanului walach.) und ein Platz nahebei die Burg (csetate). Menschenwohnungen haben früher dort gestanden; denn Mauertrümmer liegen auf der Burg, und ein dort befindlicher, jetzt freilich ganz verwilderter, Pflaumengarten wird wohl auch nicht von selbst gewachsen sein. Die Walachen, welche ihre Heerden in der Gegend weiden erzählen, das alte Bistritz sei dort gestanden, und von dem noch sichtbaren gemauerten Brunnen sagen sie, daß aufgerichtete scharfe Schwerter in dessen Grunde ständen, in die man vor Zeiten die Verurtheilten hinuntergestützt habe. Es sei aber derselbe mit der Bistra in unterirdischer Verbindung; denn die Leichen der also Gerichteten seien nach einiger Zeit in der Bistra heruntergeflossen. *)

261.

Salamonshöhle und Salamonsburg.

Mündlich. Marienburg Geogr. II 345. Vgl. Sieb. Quartalschrift. III., 107.

Im Hintergrunde des wohl stundenlangen Thales, welches im Süden von Kronstadt allmälig ansteigend ins Gebirge sich

*) Auch auf dem Skaune selbst soll sich ein gemauerter Brunnen finden; ebenso auf dem, durch weite Aussicht berühmten, Hollos bei Korond.

hinaufzieht, ſteht der Salamonsſtein, auch Salamonsburg (ſächſ. suelmensburg) genannt, mit entzückender Ausſicht auf die Burzenebene, die Stadt und das Schulergebirge. Auf der Spitze des zerriſſenen Kalkfelſens ſieht man eine Grube. Sie iſt die Hufſpur des Pferdes, welches einſt den ungriſchen König Salamo in kühnem Sprunge vor den verfolgenden Bulgaren *) über die von dem Walddächlein durchrauſchte Schlucht trug. In der Verborgenheit der nahe am Felſen gelegenen Höhle rettete er ſein Leben, und davon wird ſie noch heute Salamonshöhle genannt. Ihr Eingang iſt ſo eng, daß man nur hineinkriechen kann; im Innern aber erweitert ſie ſich, und eine Spalte in der Decke läßt das Licht von oben hineinfallen. Hier lebte Salamon lange Zeit als Einſiedler.

Jetzt eſſen die Griechen und Walachen aus Kronſtadt jährlich Mittwoch nach Oſtern ihr Oſterlamm bei dem Salamonsſtein.

262.

Gründung von Magyar-Gyerö-Monoszlor.

Vom Oberl. W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Magyar-Gyerö-Monoszlor ſoll nach der Sage von Kolos-Monoszlorer Mönchen gegründet worden ſein, welche längs dem Ufer des Bedeſer Baches heraufkommend an dieſem damals waldbedeckten einſamen Orte einen ſchicklichen Platz zu einem Kloſter und einer Kirche gefunden. Dieſe Gegend ſoll auch Wallfahrtsort der Kolosmonoſtorer Mönche geweſen ſein. Eine andere Sage ſchreibt indeſſen die Gründung dieſes Klo-

*) Nach Thwrox. c. LVI. bei Schwandtner S. R. H. 131. flüchtete Salamon vor dem griechiſchen Kaiſer, kam glücklich über die gefrorene Donau und gelangte in einen großen Wald. Hier hieß er ſeine Begleiter zur Erholung der Pferde ein wenig raſten; er ſelbſt ging, nachdem er ſeinen Schild abgelegt und in Kurzem zurückzukehren verſichert hatte, in den dichten Wald hinein und ward nicht mehr geſehen.

ſters und dieſer Kirche zwei gefallenen Mädchen zu, welche um ihr Vergehen zu ſühnen ſich dieſen Aufenthaltsort in der Wildniß ſchufen. Zwei weibliche Geſtalten in halberhabener Arbeit über dem ſüdlichen Eingang der Kirche werden mit dieſer Erzählung in Verbindung gebracht.

263.

Die Jeſuskapelle bei Udvarhely.

Kőváry a. a. O. 196.

Der Name der Jeſuskapelle bei Udvarhely entſtand dadurch, daß, als die Verkündiger des Chriſtenthums in dieſe Gegend kamen, aus der Budvár mit Pfeilen auf ſie geſchoſſen wurde, worauf ſie in das Geſchrei „Jeſus“ ausbrachen.

264.

Die Thorenburger Kluft.

Rüntlich. Marienburg Geogr. II., 88. Poetiſch bearbeitet in den Blättern f. G. P. u. L. 1838. 129.

In der Nähe von Thorenburg (magyar. Thorda) befindet ſich eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Siebenbürgens, die ſogenannte Thorenburger Kluft (magyar. hassadék). Sie durchſetzt den Kalkſteinfels auf eine Stunde Länge, ihre Wände erheben ſich wohl 1200 Fuß hoch, und ein Bach durchrauſcht ſie in wilder Schönheit. Sie ſoll auf eine denkwürdige Art entſtanden ſein. Der ungriſche König Ladislaus der Heilige floh einſt von ſeinen ärgſten Feinden, den Kumanen, geſchlagen in das Gebirge. Hart auf den Ferſen folgten die Heiden. Da in der höchſten Noth ſeines Herzens, das ſichere Verderben vor Augen, wirft ſich der chriſtliche König auf die Kniee und fleht um Rettung zu Gott. Und ſiehe, der verläßt nicht die auf ihn bauen! Plötzlich zerreißt der Berg, und die tief gähnende Kluft trennt den König von ſeinen Verfolgern.

265.

Der heilige Ladislaus rettet eine ungarische Jungfrau aus den Händen der Kumaner.

Thwrocz c. 49. Nach ihm und Heinrich von Muglen Chronik der Hunnen c. XXXV. (in Kovachich Sammlung kleiner, noch ungedruckter Stücke. Ofen 1805) Dr. J. A. Feßler. Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsaßen. Leipzig 1815. I, 449.

In der Schlacht zwischen den Ungarn und den Kumanen am Berg Kerleesch, in der Gegend von Klausenburg, sah der König Ladislaus, später der Heilige zubenannt, wie ein Kumane eine geraubte ungrische Jungfrau, vornehm gekleidet, edel an Wuchs, schön von Gestalt, auf sein Pferd packt und mit ihr eiligst davonreitet. Ladislaus, der das Mädchen für des Großwardeiner Bischofs Tochter hält, eilt dem Räuber nach; aber des Kumanen Roß ist schneller. Da ruft der König der Jungfrau zu, sie solle den Reiter am Gürtel fassen und sich mit ihm vom Pferd herabstürzen. Sie gehorcht; Beide fallen; aber der Kumane richtet sich auf, zu ringen mit Ladislaus. Besorgt für ihren Retter, der vom frühern Kampfe her verwundet ist, ergreift jetzt die Jungfrau des Feindes Streitart, versetzt diesem damit einen Schlag an das Bein, sogleich fällt er zu Boden und der zweite Schlag von dem Arme der Jungfrau gibt ihm den Tod.

Nach einer andern Erzählung tödtet Ladislaus den Kumanen, für dessen Leben die Jungfrau bittet.

266.

Die Törzburg.

Kövary a. a. O. 130.

Von der Törzburg erzählt die Csiker Chronik, daß sie schon in den Zeiten des h. Ladislaus fest und mit allem was dazu gehört an Sándor István vergabt gewesen. Als er gestorben, wurde sie einmal bestürmt; aber seine Witwe Elisabeth leitete die Vertheidigung mit solchem Muthe, daß sie mit

eigner Hand fünf Feinde niederstach, ehe sie dem sechsten erlag. Darauf kam die Burg an den jungen Sohn, und auch dieser fiel bei ihrer Vertheidigung durch die Hand eines Tartaren.

267.

Die Hochzeit von Bágy.

Erd. 139. nach Tudomány. Gyüj. 1835. III., 17.

Links von der Straße, die von Kronstadt nach Udvarhely führt, sind die Ruinen der Burg von Bágy zu sehen. Dort war einmal eine große Hochzeit auf der auch der h. Ladislaus zugegen war. Kálmán Läszlo heiratete Sándor Istváns Tochter Drusilla. Während des Festes kam das Gespräch auf das grade damals auf dem Rakos beschlossene Gesetz, wornach bei dem Aussterben des Mannsstammes das Lehngut auch auf die Weiber übergehen sollte. Und dieses Gesetz gefiel den Sekklern nicht. Noch dauerte der Wortwechsel, als die Braut den Ehrenbecher des Volkes ergriff und zum Gruße emporhob. Aber einer der Gäste, welcher von solcher Freiheit der Weiber nichts wissen wollte, riß ihr denselben aus den Händen. In demselben Augenblick zückte ihr Vater das Schwert und hieb den Gast zusammen.

268.

Das Draaser Schwert.

Mündlich von einem Sachsen. Poet. von Fr. Marienburg im Liederbuch der sieb. Deutschen von F. Geltch. I., 2, 17.

Andere Sitten und Gebräuche haben vordeß geherrscht, wenn die deutschen Männer mit Weib und Kind die alte Heimat verließen, weil sie ihnen ihr gutes Erbtheil an der Freiheit verringern wollte, und einen wüsten Landstrich in Besitz nahmen, ihm ein Ansehn zu geben nach dem Wunsche Gottes und der Würde der Menschen. Da haben sie nicht Gränzpfähle,

bemalt mit Farben verſchiedener Art, in den Boden gerammt, auch nicht Brief und Urkunde mit den Nachbarvölkern eingetauſcht, auch nicht blos Kreuz oder Feldzeichen auf die neue Mark gepflanzt, zum Zeichen, daß der Boden nun geworden ſei menſchliches feſtes Eigenthum und Erbe; denn das Alles würde wenig genützt haben gegen die Rauheit der Gränzwohner, deren Wildheit nur das Recht des Stärkern anerkannte: ſondern wer einen Boden als Eigen in Beſitz nahm oder vor Recht behauptete, ritt mit etlichen Eideshelfern, in kriegeriſcher Wehr darauf, ſtieg dann vom Pferde, betrat barfüßig und barhäuptig den Boden, den Gürtel gelöſt und das gute gezogene Schwert in der Hand. Alsdann legte man ſich eine Erdſcholle aufs Haupt und ſchwur, wie man es mitgebracht aus der deutſchen Heimat, auf das in die Erde geſteckte Schwert.

Alſo, wird erzählt, iſt es auch geſchehen, als die erſten Sachſen nach Siebenbürgen hereinkamen, wo damals noch mehr Wölfe und Bären und andere Unthiere zu finden waren als ſittſame Menſchen und der Name Gottes des Herrn verklang in dem heidniſchen Geheul, das von jenſeits der Berge herüberſcholl, und das deutſche Vaterunſer noch gar nicht gehört wurde, das Gebet der Geſittung. Daher ſah es auch traurig aus in dem Lande, in deſſen Wald- und Wieſen- und Waſſerfülle das Auge Gottes lächelnd auszuruhen ſcheint, wenn es müde geworden von dem Anblick derſelbe allſeits umgebenden Flächen und Wüſten. Als aber die Deutſchen ins Land gerufen wurden, da wurde das Alles anders und ſo, wie wir es noch heute wiſſen und auch mit Augen ſehen können, wer ſehen will. Das haben der Sachſen Vorfahren gethan!

Wie dieſe nun auf der Ebene am Zibin und an dem Orte erſchienen, wo jetzt Hermanſtadt ſteht, und nun Beſitz nehmen wollten von dem Boden, den ihnen König Geiſa geſchenkt, dem ſchönen Striche von Broos bis Draas, da zückten ihre zwei Anführer die Schwerter und ſteckten ſie kreuzweis in

die Erde und leisteten darauf den Schwur. Was sie geschworen, wer sagt es? Das gewiß, daß sie den Boden nur mit ihrem Leben lassen wollten, und Treue dem König. Dann nahmen sie die Schwerter und trugen Eines nach Broos und das Andere nach Draas, und dort an dem Gescheide des Sachsenlandes sollten sie aufbewahrt werden für alle Zeiten.

Aber es kamen schlechte Zeiten, wo das Schwert mehr herrschte, als Recht ist, und das Kreuz des Christenthums in diesen Ostlanden beinahe zu Grund ging unter dem türkischen Halbmond; und unsere Brüder im Westen des Landes hatten mehr zu leiden als die Anderen alle: da ist es denn auch geschehen, daß die Brooser ihr Schwert verloren haben. Aber das andere befindet sich noch in der Kirche von Draas. Es ist gut manneslang, und kann Jedermann an ihm erkennen, daß unsere Vorfahren kräftige Leute gewesen und mancherlei Eisen mitgebracht haben aus dem alten Vaterlande.

269.

Von der Sachsen Herkunft.

Mündlich von einer alten Frau in Bodendorf. Abgedruckt im Sächs. Hausfreund, 1855, p. 128.

Unsere Vorfahren wohnten am Meere, wo vier Flüße einmünden; alle aber kommen nur aus einem. *)

270.

Die Gründung Hermanstadts.

Thwrox Chron. II. c. 18. bei Schwandtner Script. I. 19. Blätter für G. G. und V. 1838. 145. Timon additamenta ad Imagines antiquae et novae Hungariae. 16.

Als der ungarische König Stefan I. sich mit Gisela, der Schwester des deutschen Königs Heinrich II. vermählte, kam in

*) Die im Zusammenhang mit diesem Anfange erzählte Allegorie gehört nicht hieher. Zu lesen ist sie vollständig am angeführten Ort.

ihrem Gefolge auch ein armer Freiherr Herman aus Nürnberg mit ſeiner Familie nach Ungarn. Hier baute er, und zwar in Siebenbürgen, den Ort Hermansdorf, welcher ſpäter anſehnlich und bevölkert geworden, und jetzt Hermanſtadt heißt. Die erſte Anſiedlung ſoll um das Jahr 1002 ſtattgefunden haben, Herman ſelbſt 125 Jahre alt und der Stammvater eines hochberühmten und lange dauernden Geſchlechts geworden ſein.

Eine andere Sage erzählt über die Gründung Hermanſtadts abweichend Folgendes. Als die Sachſen nach Siebenbürgen gekommen, trat einmal ein Hirte vor ihre Oberſten und bat ſie um ſo viel Land, als er mit einer Büffelhaut umſpannen könne. Soviel ſagten ſie ihm zu; da ging er hin, ſchnitt die Haut in ſchmale Fäden und umſchloß damit den Raum, auf dem heute Hermanſtadt ausgebreitet liegt. Als darauf die Oberſten den Ort anzuſehen hinausgingen, bewunderten ſie den Scharfſinn des Mannes und beſtätigten ſeine Ausmeſſung, weil ſie den Ort für geeignet hielten zur Anlegung einer Stadt. Nicht lange darnach umgab Herman den Theil der Stadt, der auf einem Hügel gelegen iſt, mit einer Mauer und kam viel Volk von Talmeſch, wo ſie bis dahin gewohnt, und half an der Gründung der neuen Anſiedlung.

Zum Gedächtniß dieſer Begebenheit heißt ein Brunnen bei Hermanſtadt noch jetzt der Hirtenbrunnen *).

271.

Die Burg von Michelsberg.

Transsilvania Beibl. zum Sieb. Boten 1844. 344. Mündlich.

An dem obern Ausgang des Heltauer Thales, nahe am Dorfe Michelsberg, erhebt ſich ein abgeſtumpfter Bergkegel, ver-

*) Nur in walach. Sprache fantine porculor; denn ſein ſächſiſcher Name iſt Fängerlengsbrunnen. Ungr. Magazin I, 54.

einzelt daſtehend, getrennt von den naheliegenden Höhen. Auf ſeiner Spitze trägt er die Burg, welche auch dem Dorfe den Namen gegeben. Alte Waffen, Schwerter, Partiſanen, Armbrüſte und Hackenbüchſen wurden noch vor Kurzem darin gezeigt und eine große Menge gewaltiger runder Steine von drei bis fünf Zentner Gewicht liegt auf und an den Mauern. Die Sage erzählt, daß in jener Zeit, wo Herman von Nürnberg nach Siebenbürgen kam und Hermanſtadt gründete, auch ein andrer vornehmer Herr, Ritter Michel von Nürnberg, mit ſechsundzwanzig Knechten aus Deutſchland eingewandert ſei. Der ſoll die Burg erbaut haben. Aber wie Alles fertig war, ſtarb er, und ſeine Knechte zerſtreuten ſich in dem Lande. Die Burg kam an das Dorf, deſſen Bewohner auch die erwähnten Steine hinaufgeſchafft haben, denn ſie machten ein Geſetz, daß jeder junge Burſche vor ſeiner Verheiratung aus dem ziemlich entfernten Bachthal eine Sandſteinkugel oder ſonſt einen Rollſtein mit eigner Hand und ohne fremde Beihülfe auf die Burgmauer ſchaffen müſſe, damit ſie in der Noth hinabgerollt werden könnten auf den ſtürmenden Feind und auch Kraft und Mannbarkeit erhalten werde unter dem jungen Volke. — Noch vor kurzer Zeit war die ganze Mauer dicht mit ſolchen Kugeln beſetzt, jetzt befinden ſie ſich im Innern der Burg, weil leichtſinnige Wanderer ſich oft ein thörichtes Vergnügen damit gemacht, dergleichen zum Verderben der unten liegenden Häuſer den Berg hinunterrollen zu laſſen.

272.

Gründung Agnethelns.

Poetiſch bearbeitet in J. K. Schullers Gedichten in ſächſ. Mundart 71.

In den Zeiten, nach dem König Stefan den chriſtlichen Glauben angenommen hatte, ſandte der Papſt von Rom aus viele Pfaffen nach Ungarn, um das Werk der Bekehrung dort

fortzusetzen. Diese brachten denn, die Andacht der Beter zu erregen, auch zahlreiche Heiligenbilder mit sich. Einer von ihnen, ein eifriger Diener der heiligen Agnetha, kam ins Haarbachthal, baute an der Stelle, wo jetzt der gewerbfleißige Marktflecken steht, seiner Heiligen eine Kapelle, sich eine Zelle daneben, und davon hieß der um das Gotteshäuslein sich erhebende Ort villa sanctae Agnethis oder Agnetheln.

273.

Von der Sachsen Ankunft in Siebenbürgen.

Mündlich. Abgedruckt im Sächs. Hofrd. 1853. p. 86.

In Radesch pflegen die Knechte an einem Tage im Jahre einen sogenannten Reihen zu begehen. Alle erscheinen dazu wie Pilger gekleidet in ihren Zekeen (wollenen Röcken), gegürtet, die Taschen an der Seite, einen Streitkolben in der Hand, um die Fahne geschaart. Voran geht immer ein ehrwürdiger Alter und schlägt die Trommel. Der Zug sammelt sich an einem der Dorfthore und bewegt sich dann Psalmen singend die Gasse daher. Wo ein geräumiger Hof oder eine gute Wirthschaft einladen wird Halt gemacht, ein Psalm gesungen, getanzt und vom Wirthe ein Becher Wein als Labung verehrt. Dann geht die Pilgerschaft weiter, spricht in der Regel auch beim Pfarrer ein und endigt gewöhnlich nicht vor dem Abend am andern Ende des Dorfes. Und wenn man die Leute nach der Bedeutung dieses Umzugs fragt, so antworten sie: „Also sind einst unsere Vorfahren, freie Leute nicht Jobbagyen, wie wir waren, aus Saxonia in dieses Land gekommen, hinter der Fahne und der Bunge (Trommel) her, die Waffe in der Hand und — fügen einige hinzu — haben Dienste geleistet als Kriegsleute zur Kokelburg. Und weil wir diese Bräuche nicht selbst erfunden haben, auch unsere Vorfahren sie nicht erfunden haben, sondern sie sich fortgeerbt haben von Jahr zu Jahr,

von Zeit zu Zeit, so stehen wir hier, dieses Recht auch auf die kommende Zeit zu pflanzen."

274.

Wie die Deutschen ins Ungarland und nach Siebenbürgen gekommen.

Erzählung Klausenburger Zwölfziger. Deutsche Fundgruben. I, 88.

Vor fünfzehnhundert Jahren schon haben Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen gewohnt, und was für gemauerte Städte in Ungarn sind, die kommen alle von Deutschen, die sie erbaut haben, als Gran, Ofen, Pest, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Raschau, Eperies, Leben, Bartfeld, Leutschau, Neustadt und was dergleichen herrlich und prächtig Gebäu mehr sind. Und ehe die Tartaren ins Land gefallen und dasselbe erobert haben, vor 1500 Jahren, haben die löblichen Deutschen die Bergwerke in Siebenbürgen und vornämlich in der Rodna und in der Neustadt ganz gewaltig gebaut; denn auch Bonfinius sagt in der ungrischen Chronik, daß dieselben Bergleute in der Rodna auf einen Tag 100,000 Tartern erleget und erschlagen haben.

Wo aber jetzt Deutsche in Siebenbürgen sind, nämlich wir, die sind der löblichen Deutschen Nachkommen, welche der löbliche König Bela, dieses Namens der vierte, nach Ungarn gebracht hat. Denn nachdem die Tartaren Ungarn und Siebenbürgen mit Macht erobert hatten, und dies Land lange Zeit inne hatten, und die ungrische Nation nun soll untergegangen war, und König Bela nicht wußte, wie er die Tartaren aus dem Land bringen möchte und das Land wiederum erobern, da schlug er sich an die deutschen Fürsten, erlangte auch Hilfe von ihnen und vornämlich von dem Fürsten in Sachsen. Also kommen unsere Väter, die löblichen Deutschen, den wenigen Ungarn so noch überblieben waren, zu Hilfe und zogen mit ihren Kriegsleuten und König Bela ins Ungarland, halten

mit den Tartaren etliche Schlachten und treiben sie also zum Land hinaus, daß es befreit ward von den grausamen Feinden und zur Ruhe kam.

Als aber nach dem Krieg der König Bela arm war und unsern Vätern ihre Besoldung nicht zahlen konnte, schenkte er ihnen Freithum, daß sie Macht haben sollten im Lande zu bleiben und des Landes wie sie wollten, nach ihrem Gefallen, erblich zu gebrauchen, Gab ihnen auch Freithum, gemauerte Städte zu bauen, und daß sie im Lande die dritte Nation sein sollten, auch Ehr und Gewalt zu haben, im Landtag zu rathen, zu beschließen und Alles wie die andern Nationen zu vollenden, und daß sie Niemand als dem gekrönten König von Ungarn und seinem Waida als dem königlichen Statthalter unterworfen und gehorsam sein sollten.

Also haben die löblichen Deutschen die Städte gebaut: zum ersten Klausenburg, Müllenbach und Hermanstadt, darnach Nösen und zuletzt Medwisch; aber das meiste Theil im Lande ist alles deutsch gewesen, die ganze Zips. Von Kaschau auf Warom oder Fronen, von da unterm ganzen Gebirge längs Polen: Silles, Bergsass, Ungwar, Nemeth, Wardein, Tesnad, Midves, Sinerln,(?) Rettegh, Betthlen, das ganze Nösnerland und Rodna, darnach das ganze Burzenland, und alle Stühle im alten Land, das Weinland, oberster und niederster Stuhl, und zwischen beiden Kokelwassern; dann der ganze Grund von Hunyad bis gegen Klausenburg, sogar bis gegen Burgless, an allen beiden Seiten am kleinen Thimmes, darnach von Nagylak an beiden Seiten am Marosch bei Weissenburg, Wintz und Burgberg bis nach Diemrig; von dannen auf Altenberg, Steinseiffen, Banitz, Offmberg, Schlotten und dasselbe ganze Gebirge bis gegen Müllenbach vor dem ganzen Walde, und neben dem Zewesch auf beiden Seiten bis auf die Hermanstadt, längs dem Zibinn, und neben der Haarbach, neben dem

Alt auf beiden Seiten ganz bis auf Schenkenen; — ſo iſt das Land allenthalben voller Deutſchen geweſen.

Es ſind in den Städten gar keine Ungarn geweſen, ſondern dieſe ſind hin und her in den Dörfern geſeſſen und haben unter den Edelleuten das Feld gebaut und waren Anfangs alle Bauern, während es doch des Königs Landrecht war und im Stadtbuch von Ofen geſchrieben, daß kein Edelmann einen Mann deutſcher Abkunft könne zum Bauern haben.

275.

Die erſten Einwanderungen ins Nößnerland.

Von Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Schon vor der Einwanderung der Sachſen ſind chriſtliche Leute hier geweſen, und die Sachſen fanden hie und da ſchon Kirchen und Kapellen vor. So ſtand die Kirche von Wallendorf ſchon als die Sachſen dahin kamen, und doch iſt Wallendorf älter als Bistritz. Aber das Land war eine Wüſte und wußte Niemand etwas davon, bis einmal ein Hirte vom alten Muresch (aus der Marmarosch) ſich in die Gegend von Nedna verirrte und dort Thurm und Kirche fand. Durch dieſen Hirten erfuhren dann die Leute, daß es ein Siebenbürgen gebe. Darauf bevölkerte ſich das Land und zogen hin zuerſt die Walachen, dann die Ungarn und endlich auch die Sachſen. Aber damals war der Hauptort des Nößnerlandes nicht Bistritz, ſondern Nedna, und die Steine zur Erbauung von Bistritz ſind aus Nedna. Das war früher ein ſo ſtattlicher Ort, daß nur an die 300 Bergwerke betrieben wurden. Noch vor nicht langer Zeit hat man, wenn man daſelbſt am Markt Häuſer baute, Keller gefunden, von denen kein Menſch etwas gewußt, und Fäſſer mit Wein noch darin, und dieſe Dörfer Meierdorf*) und Schanz ſind ehemals nur Vorſtädte von Nedna geweſen.

*) Jetzt Mojer.

276.

Monastiren im Nösnerland.

Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung aus Treppen.

In Oláh Némethi (sächsisch Bayderf), welches früher auch ein deutscher Ort war, soll ein Monastire (Kloster) gewesen sein, dessen Standort an einem geebneten Platze noch erkennbar ist. Es soll von Bistritz und Wallendorf aus wegen der vielen von seinen Bewohnern verübten Räubereien und Schandthaten zerstört worden sein, und die Familie Gyrescher erwarb dabei großen Reichthum, indem ein Vorfahr derselben einen mit Gold gefüllten Beutel nach Hause brachte.

Auch auf der Hälfte des Weges von Wallendorf nach Jaad, da wo die Straße einen Winkel bildet, stand einst ein solches Monastire und nicht weit davon ein Dorf Reisdorf, zu welchem jenes gehörte. Der Erzähler hat noch an dem Platze, den man als Standort desselben zeigt, altes Gemäuer herausgeackert.

277.

Von alten Kirchen im Nösnerland.

Von demselben.

Bei Csegö stand früher ein jetzt untergegangener deutscher Ort, Ziegendorf. Ein kleiner runder Hügel im Dorf heiße Kirchober; daselbst war die alte Kirche erbaut.

Etwa 10 Minuten westlich von Treppen heißt ein Platz auf dem Felde „die Kapelle." Eine solche stand nämlich ehemals daselbst, und ihr Platz ist auf einem kleinen runden Hügel mitten in der Ebene deutlich zu erkennen; auch von einem Brunnen ist daselbst noch eine Spur. Zwischen dieser Kapelle und dem Dorfe soll früher Markt gehalten worden sein. Nach andern Erzählern stand dieselbe damals mitten in dem viel größern Orte. Die Kirche von Treppen selbst war Wallfahrtsort

und das Kirchweihfest wurde am Tag Petri und Pauli gefeiert.

Auch am Ende von Windau stand eine solche Kapelle, als die jetzige Kirche noch unerbaut und das Dorf nach dieser Seite hin ausgedehnter war.

278.

Vom alten Jaad.

Von demselben.

Jaad (sächsisch Gaoth) stand früher an einem Berge und wo es jetzt stehe sich die Bistritz. Eine gute halbe Stunde nördlich ist das Gäherberg (Gäholdberg) und von da etwas weiter östlich jenseits des Grabens erhob sich einst eine Burg. Jetzt stehen uralte Eichen an ihrem Platz. Damals fuhren 600 Wirthe mit eigener Pflugschaar aus dem Dorfe und wurde viel Hanf und Flachs und selbst Wein gebaut, und man sieht noch an vielen Orten die Reste alter Weinpflanzungen und die Furchen der frühern Hanfländer gehen noch erkennbar zwischen mächtigen Eichenstämmen im „Hanfert" dahin.

279.

Kerlés.

Von demselben nach einer Mittheilung des Grafen Dom. Teleki.

In Kerlés heißt ein Hügel Csordahalom. Dort soll ein hungarländischer Ritter eine Burg erbaut haben, an welche sich später das Dorf angelagert hat.

280.

Der östlichste Punkt des Sachsenlandes.

Mündlich aus Draas.

Es geht die Sage, Draas sei in alten Zeiten nicht der östlichste Punkt des Sachsenlandes gewesen, sondern dasselbe

habe auch die jetzt zum Seklerlande gehörigen Dörfer Szent-Márton und Dörs umfaßt, aus welchen ursprünglich sächsischen Ortschaften die in Folge der großen Pest zusammengeschmolzenen Bewohner dem Andrang der benachbarten feindlichen Sekler hätten weichen müssen, worauf sie in dem an Einwohnerzahl ebenfalls sehr herabgekommenen Draas sich gesammelt und eine neue Heimat gefunden hätten.

281.

Von dem alten Heltau.

Männlich.

Die Helt (Heltau) ist älter als die Stadt (Hermanstadt) und war früher selbst eine Stadt. Das erkennt man daran, daß dort früher die Schuster, Hutmacher und die andern Handwerker hausten. Aber in der Pest starben alle Bewohner bis auf sieben aus, und das Land dort herum wurde wüste. Da schickte der Kaiser andere Deutsche herein und kamen auch die Hermanstädter, und verkauften ihnen die Heltner ihr Stadtprivilegium.

282.

Wie Mediasch Stadtrechte erhielt.

Blätter für G. G. u. P. 1837. 100. Nach dem Tagebuch des Mediascher Bürgers Joh. Hutter, und durch diesen aus einer Handschrift des Mediascher Notarius Joh. Bratz entnommen

Die Herren von Birthelmen bemühten sich zur Zeit König Geisa's sehr, daß sie wegen ihrer Weinberge den Vorzug vor den Medwischern erhalten möchten und zur Erbauung einer Stadt die gebührenden und benöthigten Privilegien erhielten. Aber es war ihnen das kleine Männlein, von Mediasch der Legat, viel zu weit bevorgegangen, welcher seines Handwerks ein Leinweber gewesen und auf dem Zekesch in dem Eckhaus bei St. Nikolauskirchen und sein Bruder im andern Gemäuer,

welches jetziger Zeit das alte Bellenhaus genennt wird, gewohnt haben. Diese haben die Freiheit eine Stadt zu bauen vom Kaiser Conrado und dem ungrischen König Geisa erlangt, ehe als noch die Birthelmer Herren ankommen waren. Als sie sich aber auf den Heimweg begeben und bis in die Stadt Preßburg einkehren, trafen sie sich miteinander an, und als der Leinweber Alles aufs genaueste von den Birthelmern ausgeforscht hatte, spricht er gegen die Birthelmer: „Hört ihr Herren, wir haben jetzt unsere Waare verkauft, womit wir gehandelt haben; aber Eins ist euch hoch von Nöthen, denn der König hält die Landherrn zusammen, daß er nach vier Tagen Hochzeit halte. Ziehet ihr nun in solch schlechter Kleidung daher, so habt ihr führwahr ein geringes Ansehn, sowohl vor dem König als auch seinen Edelherren. Darum so folget meinem Rath. Bleibt hier still und laßt euch neue Kleider machen; denn wofern ihr der Sach anders thut, so werdet ihr als grobe Tölpel geachtet werden." Dieses Wort ist den Birthelmern hernach schimpflich aufgerückt, ja zum Sprichwort geworden.*) Als nun dieser Mediascher Legat, das kleine Männlein, welchen Etliche den Hannes Klein Leinweber genannt, die Birthelmer mit solchen Worten überredet, nahm er seinen Abschied, als wenn er sich mit seinen Gesährten auf den Heimweg begebe, kehrt aber wieder zurück, sucht herfür, was nicht in seinem Kram gewesen, nachdem er der Birthelmer Herren ihren Sinn und Intent erforscht hatte, verfügt sich darauf zum Käiser und König, und also auch zur königlichen Hochzeit und bracht das zu Markt, was er zuvor hatte vergessen und ausgelassen, nennet den Kokelfluß als einen reichen Wasserfluß, zu Jahrmarktzeiten Menschen und Vieh dienlich und nöthig, beschreibet beinebenst die schönen Berge, lustigen Auen und Ackerland um und um, um die ganze Stadt, dazu auch die hübsche Waldung von Baubolz. Nach dieser Abred fügt er sich zur königlichen

*) „Hui Tölpel von Birthelm."

Hochzeit, allda sich umzuschauen und verehret die Hofdiener unterschiedlich, vernahm endlich bei dieser Gelegenheit, daß der König hatte lassen ausrufen: Wo Jemand Lust haben werde mit der jungen Königin zu tanzen, der solle für einen jeglichen Tanz den Spielleuten einen Dukaten geben. Solchem nach maßte sich dieses kleine Männlein solches Tanzes auch an, und als er einen Reihen getanzt, offerirt er den Spielleuten zwei Dukaten. Als die Spielleute solche Freigebigkeit erfuhren, wurde ihm die junge Königin noch einmal angeführt, welcher sie abermal mit Reverenz angenommen und nach vollbrachtem Tanz die Spielleute noch mit zwei Dukaten beehret. Da solches die edeln Hofjunker gesehen, wie er so mild in die Dukaten griff, redeten sie ihn mit solchen Worten an: „Ei guter Freund, ihr müßt viel übrige Dukaten haben; unser Keiner mag es euch nachtun.“ Aber er besänftiget ihnen ihre Rede und sprach: „Ich habe daheim ein Weinland bei Medjesch, woher ich bin ausgesandt, ganz goldene Berg, die tragen mir alle Tag Dukaten zu.

Dieses ist alsbald vor den Kaiser und König gekommen, und machte also ihm und Medwisch einen großen Namen, erlangte auch Medwisch seinen Namen, daß sie hinfort sollte eine königliche Stadt heißen und brachte deswegen schöne Privilegien mit, woher sie diese Ehre nachgehends allwege behalten. Woher aber der Name dieser Stadt sei kommen, kann so eigentlich nicht errathen werden. Etliche sagen, sie hätte den Namen a **Medio**, dieweil kreuzweise die Landstraßen sich gleichsam daselbst auf die vier Ecken des Landes abtheilen, und so gleichsam mitten in Siebenbürgen liege, und hieß dahero auch lateinisch **Media**, ungrisch **Modgyes**, sächsisch Medwisch.

283.

Kronstädter Stadtrecht.

Mündlich

Zwischen Kronstadt und Zeiden herrschte Streit darüber, welchem von beiden Orten das Stadtrecht gebühre.

Endlich beſchloß man unter einander, daß der Ort, wohin auf einen beſtimmten Tag die meiſten Käufer und Verkäufer zuſammenkämen, wo alſo der größte Markt ſein werde, das Stadtrecht erhalten ſolle. Da ſtrömten in Kronſtadt viel mehr Leute zuſammen, und ſeither hat es das Stadtrecht.

284.

Das Schloß von Waida-Hunyad.

Unterhaltungsblatt f. G. G. und P. 1837. 82.

Das Schloß von Waida-Hunyad erhebt ſich nahe am Flecken ſelbſt auf faſt unzugänglicher Höhe. Eine 48 Fuß hohe und noch längere Brücke führt zu ſeinem Eingange. Der Brunnen im Schloß iſt über dreißig Klaftern tief. Das Schloß ſelbſt ſoll nach einer Sage von den Hunnen gebaut worden ſein und ihnen auch ſeinen Namen verdanken.

Andre ſchreiben ſeine Gründung den Tempelherren zu und weiſen, dieſe Behauptung zu beſtätigen, auf einen nahen Hügel hin, welcher den Namen Sankt Peter führt und auf dem noch vor Kurzem die Ringmauern einer früher dort geſtandenen von den Templern erbauten Kirche in Trümmern ſichtbar geweſen ſeien. In der Schloßkapelle zeigt man die alte Kanzel, von der herab einſt Johann Kapiſtrano, der Freund des großen Johann Hunyadi, das Volk zum Kreuzzug gegen die Türken ſoll begeiſtert haben; wie derſelbige denn auch auf dem Altarblatt auf eines Türken Leichnam ſtehend die Fahne in der Rechten abgebildet zu ſehen iſt. Zum Schloße gehörten früher 60 Dörfer, welche einſt König Sigismund zuſammt dem Schloß ſeinem natürlichen Sohn Johann Hunyadi ſchenkte, der ſie auch beſaß und an ſeine Nachkommen vererbte, bis bei ihrem Ausſterben Alles wieder an den König zurückfiel.

285.

Ordensburg.

J. K. Schuller Umriſſe und krit. Studien zu einer Geſch. v. Eich. II, 24.

Auf dem Tartarenſtein (magyar. Tatárkö) im Bozauer Paß finden ſich die Trümmer einer Burg, deren Erbauung die Volksſage den Tempelherrn zuſchreibt.

286.

Die deutſchen Ritter in Szék.

Alex. Bethlen. Geſchichtl. Darſtellung des Ortens in Sieb. Wien 1831. 59.

In Szék ſind Spuren alter Bauwerke. Man erzählt, daß ſie von den deutſchen Rittern herſtammten, die hier gewohnt und durch ihre Unterthanen den nahen Teich ganze Nächte hindurch hätten peitſchen laſſen, damit ſie durch die Fröſche im Schlafe nicht geſtört würden.

287.

Pogányvár bei Szilágy-Somlyó.

Kővári a. a. O. 184.

Man ſpricht von einer Pogányvár (Heidenburg) bei Szilágy-Somlyó und erzählt, ſie ſei nie vollendet geweſen. Der Burgherr habe bei dem Bau das Volk ſo gequält, daß ſeine ſanfte Gemahlin es nicht ausſtehen können. Darum habe ſie was ihr Mann am Tage gebaut Nachts abbrechen laſſen und ihn glauben machen, die Engel brächen es ab. So ſei er endlich vom Weiterbau abgeſtanden.

288.

Várhegy.

Ebd. 208.

Mitten in der Ebene des Háromszék liegt das Dorf Várhegy und mitten im Dorf, wo jetzt der Hof des Grafen

Nemes liegt, ſtand die alte Burg auf einem Hügel. Das Volk behauptet, dieſer Hügel ſei von den Leuten zuſammengetragen worden.

289.

Gründung von Heldsdorf.

Mündlich. Eins. Quartalſchrift. VII., 241. Unterhaltungsblatt für S. S. u. P. 1837. 154.

Die Heldsdörfer erzählen, daß die ſchöne Gegend am Alt, welche man gewöhnlich in magyariſcher Sprache Erdöwidek (d. i. Waldland) nennt, und das Burzenland vor Zeiten ein großer See geweſen, umſchloſſen von hohen Bergufern und daß der Alt in denſelben hineingefloſſen ſei. Erſt bei der Einwanderung der Sachſen grub ein deutſcher Mann, Namens Held, mit großer Arbeit, man kann ſich's vorſtellen, den Durchbruch am hohen Geſcheid, leitete den See ab und legte das Land trocken. Darauf baute er Heldsdorf, das daher einen thätigen Mann mit einem Streithelden in ſeinem Wappen führt und die älteſte deutſche Gemeinde iſt im Burzenland.

Manche erzählen von andern deutſchen Helden — Einige nennen ſie gar anders (?) — die zu ihrer Beſiedlung vom Marienburger und Zeidner Bezirk das Gebiet ſollen erhalten haben, wo jetzt Heldsdorf ſteht; und dieſe ſollen den Ort gegründet und den noch ſtehenden Altar in ihrer Kirche auf den Gränzhaufen, der vorher das Marienburger und Zeidner Gebiet trennte, geſetzt haben.

Die dem heiligen Andreas geweihte Kirche in Heldsdorf endlich iſt nach einer von der frühern abweichenden Sage von den Weißpanieren erbaut worden, die auch den Thurm aufführten und den Heiland mit den vier Evangeliſten in ſilbernen Bildſäulen an dem ſchönen Altar anbrachten. Die letztern ſind im Jahre 1586 von den Moldnern und Walachen geraubt worden.

290.

Kronstadt.

Benkö Milkov. II., 219. 2.7. Sieb. Provinzialbl. I., 194.

Folgende Sage geht über die Benennung der Stadt Kronstadt: an dem Platze, wo heute das Kronstädter Rathhaus steht, hatte die Erde einst eine ungewöhnlich große Menge von Flachs wachsen lassen und wie er höher und höher wurde, verbanden sich seine Stengel von selbst zu einer Art Krone, ungefähr wie sie das Siegel von Kronstadt zeigt. Später ging jene Flachskrone, die man mit den Wurzeln ausgegraben hatte, nicht nur in das Wappen von Kronstadt über, sondern der König Sigismund ließ auch über der Stelle, wo sie gewachsen, das Rathhaus aufführen, welches aber im Jahre 1689 mitsammt der Krone verbrannte.

Andere erzählen diese Begebenheit auf verschiedene Weise. Die verbreitetste Sage ist diese: Da wo jetzt Kronstadt steht, fand man einst — Viele nennen das Jahr 1204 — eine goldene Krone auf einem Baumstumpf, welche lange Jahre hindurch auf dem Kronstädter Rathhause aufbewahrt worden ist.

Ein flüchtiger König hatte sie auf den Baumstumpf abgelegt und fliehend da zurückgelassen. Deswegen nannte man denn auch die an dieser Stelle erbaute neue Stadt Kronstadt, und deswegen zeigt das Wappen von Kronstadt eine Krone auf einem Baumstumpf. Der Stamm bedeutet die Stadt, die Wurzel das Land Burzen- oder Wurzelland, die Krone die Regierung, den ungrischen König. Ein Schriftsteller beschreibt sie im Jahre 1605 als golden und mit goldenem Federbusch geschmückt, und erzählt, daß der König von Mösien, Georgius der Despot, als er, vom türkischen Bascha Mizetes geschlagen, die Belagerung Kronstadts habe aufgeben müssen, die Krone auf den Baumstamm gelegt und daß sie allda von Kronstädter Bürgern sei gefunden worden. Diese legten zu allen Zeiten

solchen Werth auf das Kleinod, daß sie dasselbe nur selten und als Zeichen großen Zutrauens und hoher Freundschaft Kaisern und Königen zeigten.

291.

Woher die Bistritzer Sachsen gekommen sind.

G. D. Teutsch, Geschichte der Sieb. Sachsen für das sächs. Volk. 1852. 20. Marienburg Geogr. II., 384.

Die Bistritzer haben mit den übrigen Sachsen nicht eine Stammheimat. Nach einer alten Volkssage sind sie aus den deutschen Kolonien im nördlichen Ungarn, namentlich der Zips, nach Siebenbürgen gekommen und haben dabei den Weg durch den Meßescher Paß genommen.

292.

Das alte Kaisd.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach der Aussage eines alten Kisdorfers.

Kaisd hat einst einen bedeutend größern Umfang gehabt, und standen sieben Kirchen in diesem Orte: eine in der Zäckelgasse, die zweite in der Kirchengasse, die dritte auf dem Kloster, die vierte in dem Kreutzsam. Feldeinwärts vor dem letztern befindet sich im Wege ein hervorragender Stein, bis zu welchem die Häuserreihe des Marktes in alten Zeiten ging *).

293.

Das kleine Schaas.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Jenseits der Kirchbrücke von Schaas ist ein Platz, welchen die Bewohner der umliegenden Dörfer noch jetzt das kleine

*) Ein Kaisder Königsrichter soll seinem Verwandten in Kisdorf die Rohrau geschenkt haben und so ist dieses Feld zum Kisdorfer Hattert gekommen.

Schaas nennen, und wo aus dem alten Mauerwerk viele Klafter Steine gewonnen worden sind.

An dem Bau der alten Kirche dieses Dorfes sollen die Bewohner des ganzen Stuhls geholfen haben. Rings um diese alte Kirche, heißt es, wohnten die Mönche in Zellen, deren Spuren noch an den zerfallenen Ringmauern kenntlich sein sollen.

294.

Die Gründung von Schäßburg.

Aus derselben Quelle.

Schäßburg ist der Sage nach von einem alten Schaafer gegründet worden, welcher da, wo jetzt die Bergkirche steht, den alten Wald lichtete und aus dem gefällten Holz eine Burg oder Kirche aufführte. Zum Andenken soll derselbe in einen der angebauten Balken die Worte eingeschnitten haben; „Hier bin ich gewachsen und hier hat man mich angebaut."

295.

Die Gründung von Nimesch.

Mündlich.

Nimesch ist ein sächsisches Dorf zwischen Reichersdorf und Meschen. Dieser Grund war einst herrenlos. Da kamen deutsche Ansiedler und sahen sich die Gegend an, und weil sie ihnen gut zum Anbau schien, mochten sie gerne dableiben. Um aber mit den Nachbar'n in keinen Streit zu gerathen, gingen sie zuerst zu den Meschenern und fragten sie, ob sie die Gegend in Besitz nehmen dürften. „Nimm es" antworteten diese. Darauf gingen sie zu den Reichersdorfern und fragten sie ebenso und erhielten auch dieselbe Antwort. So bekamen sie den Grund und nannten die neue Ansiedlung Nimes.

296.

Die Burg bei Schönberg.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde, 1853 p. 56.

In einem jungen Eichenwalde, eine halbe Stunde westlich von Schönberg finden sich noch Spuren einer alten Erdverschanzung, ein Kreis von 58 Schritt Durchmesser. Die Gränze von Agnetheln und Schönberg läuft durch sie hindurch. Ueber diese „Burg“ geht bei alten Leuten die Sage, daß in alter, alter Zeit da droben drei reiche Schwestern Agneza, Rosalia und Maria gelebt hätten, die aber bald, sei es aus Uneinigkeit oder aus andern Ursachen, auseinander gegangen und in die nahen Thäler hinabgewandert seien. Agneta sei mit ihren Leuten nach Agnetheln, dem sie Ursprung und Namen gegeben, gezogen, ebenso Rosalia nach Roseln, Maria nach Mergeln. Auf diese Weise seien von jener Burg diese drei blühenden Orte gegründet worden.

297.

Die freien Neudörfer.

Mündlich.

Bei den Neudörfern — bei Birthälm — ging die Sage ganz allgemein, daß sie einst frei gewesen und auch wieder frei werden müßten, und diese Hoffnung war nie größer als unmittelbar vor 1848.

298.

Wohin die alten Rodnaer gekommen.

Mündlich.

Ueber das Schicksal der alten Bevölkerung von Rodna wird erzählt, daß sie in die Gebirge geflüchtet sei und Dörfer gegründet habe. Repa (sächs. Raependerf) im früheren Thorenburger Komitat wird als ein also entstandener Ort namhaft gemacht.

299.

Die Entſtehung von Neuſtadt im Burzenland.

(Bruchſtück.)

Marienburg Geogr. II., 353.

„Die, aber mit vielen ſchwerlich zur Sache gehörigen Zuſätzen verbrämte, Tradition läßt Neuſtadt von Roſenau aus entſtehn, durch eine reiche Frau, welche hier eine Art von Gut gehabt haben ſoll u. ſ. w., woraus es ſich denn erklärt, daß das Roſenauer Gebiet bis weit jenſeits dieſes Dorfes ſich erſtreckt."

300.

Zinken und Morgen.

Mündlich.

Der Hattert von Rode erſtreckt ſich gegen Süden in ein ſchönes und fruchtbares Thal. Dort ſtand einſt ein ſchönes ſächſiſches Dorf. Als aber vor vielen Jahren eine verheerende Peſt weit und breit Dörfer und Städte verwüſtete, da raffte ſie auch hier die Bevölkerung ſo ſtark hinweg, daß aus dem ganzen Dorfe nur zwei Kinder noch am Leben blieben: Zinken und Morgen. Lange nun ſtritten Rode und Maldorf, die beiden Nachbardörfer, um die Vormundſchaft über dieſe Kinder, bis endlich durch Vergleich Zinken an Rode und Morgen an Maldorf übergeben wurde. Damit fiel auch der untere Theil des Thales als Zinkens Erbe an Rode und hieß fortan Zinkenthal, während Morgens Erbe als Morgenthal an Maldorf kam. Beide Dörfer ſtehen bis jetzt im unbeſtrittenen Beſitz dieſer Gründe. In dem Zinkenthal ſoll die Maldorfer älteſte Glocke durch eine Sau entdeckt worden ſein, die darin ihre Jungen warf. —

301.

Die Kaiſder Burg.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

An dem Bau der Kaiſder Burg haben auch die Bewohner einiger umliegenden Dörfer wie Klosdorf, Deudorf, Kreutz, Arkeden und des jetzt untergegangenen zwiſchen Kaiſd und Deudorf gelegenen Alzen mitgeholfen und dafür die Gunſt genoſſen, daß ihnen zur Zeit der Kriegsdrangſale geſtattet war, ihre werthvollſten Güter in der Burg unterbringen zu dürfen. So verwahrten die Klosdorfer auch ihre Hatterthriefe daſelbſt; aber ungetreue Amtleute haben ſie darum betrogen, daß ſie jetzt keine mehr haben, und ihr Hattert ſehr verkleinert worden iſt. Ein Thurm der Burg heißt noch der Klosdorfer Thurm; den haben ſie erbaut und vertheidigt.

302.

Gränzabſchwören.

Mündlich.

Die Gränze faſt aller Hattertgebiete iſt durch irgend eine auffällige Eigenheit gezeichnet: durch Bergrücken, Waſſer- und Wegſcheiden, Waldungen, Gräben u. dgl. Der Großſchenker Hattert iſt ein vollſtändiger Keſſel, die Gränzen ſind überall theils bewaldete, theils nackte Berggrate; nur weſtlich gegen Tartlen erſtreckt ſich das Gebiet tiefer hinab und umfaßt daſelbſt noch Weingärten, Wald und Ackerland. Die richtige natürliche Gränze iſt gewiß der Rücken des Berges, deswegen hatten nun in alter Zeit die Tartler und Schenker Streit wegen dieſes Hatterſtückes. Urkundlich konnte nichts bewieſen werden, von keiner Partei. Da ſollte ein Schwur entſcheiden. Die Tartler ließen ihn zu. Der älteſte Mann von Großſchenk wurde geholt, die Gränze nach ſeinem Gewiſſen zu weiſen. Der aber war ein Pfiffikus. Er ging am beſtimmten Tage, füllte ſich

noch diesseits des Berges Erde in seine weiten Stiefel und verfügte sich sodann an die streitige Gränze. Hier schwur er feierlichst, er stehe auf Großschenker Erde. Der Streit war zu Ende; die Großschenker besitzen jenen Strich Erde heute noch. Nun aber — Gott läßt sich nicht spotten. Als der Falschschwörer nach Hause kehrte, stürzte er sammt seinem Pferde von einer kleinen unbedeutenden Brücke hinab und brachen beide den Hals. Die Brücke aber heißt seither die böse Brücke.

303.

Gränzbetrug.

Mündlich von einem Weidenbächer Fuhrmann.

Der Hattert von Neustadt im Burzenland ist, im Verhältniß zur Größe des Dorfes, außergewöhnlich klein und von dem Rosenauer Gebiet völlig umschlossen. Er war einst größer; aber es entstand ein Gränzstreit zwischen Neustadt und Rosenau, und die Rosenauer, als es zum Eiden kam, schwuren sie ein großes Stück vom Neustädter Hattert ab und betheuerten bei Gott und ihrer Seelen Seligkeit, daß sie auf Rosenauer Erde stünden. Sie hatten leicht schwören, denn sie hatten sich in Rosenau Erde in ihre Stiefel gethan und standen also wirklich auf Rosenauer Erde. Damals waren *sie* klüger, aber heute sind es die Neustädter, meinen die Leute aus den Nachbardörfern, wenn sie diese Geschichte erzählen.

304.

Gränzbestimmung durch Pfeilschuß.

Mündlich.

Es hat sich schon Mancher, der den Weg von Mediasch nach Marktschelken oder zur Stolzenburg ging und seine Augen auch für Aecker, Wiesen und Weinhalden offen hatte, gewundert, wenn er sah, wie der Hattert des jenseits der Kokel gelegenen Propstdorfs weit herüber in das Gebiet

der diesseits liegenden Ortschaften einwinkelt. Das soll also gekommen sein. Als zwischen den Propstdorfern und ihren Kokelnachbaren einst Streit darüber entstand, ob der Hattert der Propstdorfer und wie weit über die Kokel berübergehe, da verglich man sich dahin, die Entscheidung, wie das alte deutsche Gewohnheit war, einem Pfeilschuß zu überlassen. Wieweit die Propstdorfer von ihrem Gemeindethor aus einen Pfeil schießen könnten der Kokel zu, soweit sollte ihr Hattert gehn. Dabei blieb ihrer Manneskraft Viel überlassen. Nun sandten sie ihre jungen Knechte in den Wald, der damals auch dichter auf den nahen Kuppen stand als heute, eine Bogenstange zu holen. Diese richteten einen jungen Eichbaum zu einer solchen zu, schnitten einen mächtigen Pfeil aus gleichem Holz, spannten dann mit gemeinsamer Anstrengung den Riesenbogen, legten den Pfeil zurecht und schossen denselben dem Fluße zu. Da hätte man sehen sollen, wie die Nachbaren, welche in dichten Haufen ringsum standen, erstaunten, als sie den Pfeil immer weiter, über die Kokel hinüberfliegen und immer noch kein Ende erreichen saben. Endlich sank er, weit auf dem linken Ufer, zur Erde, und seitdem treibt die Propstdorfer Heerde herüber, ohne Gränzverletzung und ohne vom Frauendorfer oder Kopischer Amt Pfändung befürchten zu müssen, und seitdem brennen die Propstdorfer ihre Ziegeln auf dem linken Kokelufer neben der Reichsstraße.

305.

Gränzumreiten.

Mündlich

Auf dem Hattert von Reteschdorf, Henndorf und Neustadt zu, liegt ein sehr schöner der Hallerschen Familie gehöriger Wald und unter demselben ein großes fruchtbares Grundstück, ebenfalls Eigenthum jener Grundherrschaft. Dieses Grundstück war früher im Besitze der Henndorfer. Aber ein Vorfahr (der Ur-

großvater) der jetzt lebenden Hallern, sagt man, ging einst mit den Henndorfern einen Vergleich ein, dem zufolge der Haller so viel Grund an jenem Orte sein nennen sollte, als er in der Zeit, in welcher die Henndorfer Kommunität einen Eimer Wein tränke, umreiten könne; doch wurde ausdrücklich ausgemacht, daß das Pferd dabei nur im Schritt gehen dürfe. Und da hat er denn das oben bezeichnete Grundstück umritten, und seine Enkel besitzen es bis auf den heutigen Tag.

306.

Gränzschädigung.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Von der gegen Nyárszó zu gelegenen Waldung von Deritte, von der jetzt nur ein kleiner Theil noch zu dem letztgenannten Orte gehört, erzählt die Sage, daß sie ehemals ganz ein Eigenthum desselben gewesen und daß die Edelleute von Nyárszó nur durch eine List in den Besitz ihres jetzigen Antheils gekommen seien. Sie hätten nämlich einen Stier in diesem Walde angebunden und die Deritter beschuldigt, diesen Stier gestohlen und dort verborgen zu haben, und wären nur unter der Bedingung von ihrer Klage abgestanden, wenn ihnen die Deritter einen Theil der Waldung abträten, was denn auch geschehen sei.

307.

Hattertkürzung.

Mündlich.

Der Wald gegen die Sonnhelt hin gehörte früher den Irmeschern. Aber einmal war einem Irmescher ein Ochse auf Várallyaer Hattert ins Verbot gegangen, und die von der Burg trieben ihn ein und verlangten für die Auslösung so viel, daß es der arme Mann, dessen Eigenthum der Ochse war,

nicht erschwingen konnte. Da gaben jene ihn frei, nahmen dafür aber den Wald in Besitz, der doch zur Hälfte auf Irmescher, zur Hälfte auf Johannisdörfer Hattert liegt. Daß aber der letztere größer ist als der Irmescher, das kommt daher, daß in Johannisdorf gewöhnlich die Herrschaft gewohnt hat.

308.

Die Wolkendorfer Gebirgskuppe, genannt „bae den daeschen“ (bei den Tischen).

Mündlich.

In der alten Zeit besaßen die Wolkendorfer im Burzenland keine Viehweide auf dem Gebirge. Nun war vor 600 Jahren eine große Revolution, — da ist denn der Kaiser gekommen mit seinem Heere und hat mit den Kurutzen gekriegt. Durch den Krieg aber war alles aufgezehrt worden, und besonders mangelte es an Wein. Zu jener Zeit bauten die Wolkendorfer ihre Weingärten, die man auch jetzt erkennen kann, noch; allein sie hatten damals grade auch keinen Wein. Da waren aber drei Schwestern, die Pfarrerstöchter, und die älteste war unverheiratet. Diese hatte noch drei Faß Wein gehabt, ihn aber der Unruhen wegen in eichenen eisenbeschlagenen Fässern in ihren Weinberg begraben. — Nun hatte der Kaiser sich in die Gebirge zurückgezogen auf die Kuppe, welche man „bae den daeschen“ (bei den Tischen) nennt; aber er hat nicht einen Tropfen Wein gehabt für sich und für seine Mannschaften. Da hat er denn bekanntmachen lassen, daß wer ihm einen Vierziger Wein hinaufschaffe reichlich mit Geld, ja mit noch mehr als Geld belohnt werden solle. Mancher hätte sich nun Viel verdienen können, allein er hatte keinen Wein.

Da gedachten die Wolkendorfer jener drei Fässer, die im Weinberg vergraben lagen, und als sie die Pfarrerstochter darum angingen, sagte sie, sie wolle kein Geld, sondern Etwas,

wodurch ihre Ehre Dauer gewinne, nämlich eine Belohnung der Gemeinde. Das war gut! Aber wie den Wein hinaufschaffen. Die Stege sind so eng und schmal, daß kaum ein einzelner Mensch oder ein Pferd hin gehen kann. Wie hätte man nun ein volles Weinfaß fortbringen können! Allein es muß ja auch damals geschickte Menschen gegeben haben; denn die Wolkendorfer wußten sich zu helfen. Zuerst ging man hin, um den Wein auszugraben. Ein Faß war zermalmt, und nur zweie fand man ganz; aber der Wein hatte so gezehrt, daß in beiden Fässern nur grade vierzig Eimer waren; denn es waren dreizehn Jahre, seit man sie vergraben, vergangen. Nachdem man sich nun hin und her das Weitere berathschlagt, sprach endlich der Hann, er wisse wohl, wie man es machen solle. Und er ließ einen Böttcher kommen und befahl ihm, die Dauben und den Boden zu einem Vierzigeimerfaß zu richten und zu passen; dann ließ er eiserne Reife machen, und endlich gab er jedem Wirthen auf sein Pferd zwei Stück Dauben und nichts mehr, Andern wieder die eisernen Reife. So kam Alles auf die Kuppe, und hier wurde das Faß zusammengerichtet. Dann gab der Hann ihrer Vierzigen je einen Eimer Wein aufs Pferd, und so führten sie ihn aufs Gebirge und füllten richtig das Faß.

Der Kaiser war froh und ließ nun auf die Tische auftragen, und seine Mannschaften aßen und tranken gut. Dann schenkte er — denn also hatte er versprochen — in goldenen Buchstaben dieses Gebirge und viel Geld der Pfarrerstochter; diese aber vermachte es der Gemeinde, und so hat es die Gemeinde bis auf diesen Tag, obschon die Zerneschter schon viele Jahre darum theidigen. Allein die Wolkendorfer Gemeinde hat es in goldenen Buchstaben erhalten vom Kaiser als ihr gutes Eigenthum.

309.

Königsbrücke.

Mündlich.

Jenseits des Törzburger Passes, etwa zwei Stunden vom Mauthaus „am Kreuz“ (wal. la cruce), dort wo das Kalksteingebirge in himmelhohen Felsen jäh in das Thal der Dumboviza hinabfällt, liegen die Trümmer einer der Sage nach von den Türken erbauten Burg. Ein langer Holzweg, zum Theil förmliche Brücke, führt auf der Seite den steilen Berg hinunter, Königsbrücke genannt, sowie auch die ganze Gegend bei den Burzenländern unter diesem Namen bekannt ist. Die Weidenbächer kennen sie am besten; denn ihnen ist von alten Zeiten her der Platz verpfändet, und sie halten dort jährlich im Spätfrühling, nach bestellter Aussaat, einen Monat lang ihre Heerden und ihr Gestütt, und Niemand darf während dieser Zeit sein Vieh von dort abholen. Das unentbehrliche Zugvieh und die Milchkühe müssen unterdessen beim Hause und im Stall gehalten werden. Woher der Ort Königsbrücke heißt? Nun, ein König hat jenen Weg bauen lassen.

310.

Altes Geweih.

Mündlich.

In dem großen Hörsaal des Schäßburger Gymnasiums befanden sich zwei Hängeleuchter, welche durch Hirschgeweihe gebildet werden, die mit eisernen Reifen zu einem Kreise geschlossen sind. Das eine dieser Geweihe hat einem Vierzehnender angehört, und der Hirsch, der es getragen, soll in der Wildniß des Schulberges erlegt worden sein, als man die älteste Schule dahin baute.

311.

Wo Neen begraben liegt.

Mündlich.

Es iſt nicht zu ſagen, was Neen in den alten unruhigen Zeiten alles ausgeſtanden hat; aber einmal beſonders iſt es den armen Einwohnern hart ergangen. Ein mächtiger wilder Feind, der Biſtritz und Teckendorf zerſtört hatte, rückte heran und hatte die furchtbare Drohung vorangeſchickt, er werde keine lebendige Seele verſchonen. Da war einmal ein angſtvolles Durcheinanderrennen, ein verzweifelndes Jammern und Heulen! Nachdem der Rath der Aelteſten mit dem Pfarrer lange darüber berathſchlagt, wie man das Verderben vielleicht noch abwenden könne, beſchloß man endlich auf den Rath des Pfarrers: es ſolle die geſammte Bevölkerung, Alt und Jung, Mann und Weib, Knaben und Mädchen, in feſtlichen Kleidern und ſingend dem Feind entgegengehn; vielleicht könne man dadurch ſein wildes Gemüth erweichen und Gnade erlangen. Es war an einem Sonnabend Vormittags, als der feierlich ernſte Zug von dem Marktplatze aus ſich durch die Käſelgaſſe hinaus bewegte. Voraus gingen die Schulkinder, und zwar zuerſt die Mädchen und Frauen; an dieſe ſchloſſen ſich die Jünglinge, die Männer und Greiſe an; zuletzt kamen die Aelteſten und der Pfarrer in ihrer Amtskleidung. Stumm und lautlos bewegte ſich der Zug zum Thore hinaus, am Ziegenwald vorbei. Als man aber die Höhe des Lotzberges erreicht hatte und in weiter Ferne den Feind auf der Sintuler Straße drohend heranrücken ſah, da ſtimmte auf einen Wink des Pfarrers die ganze Gemeinde einen erhebenden Geſang an und wandelte ſingend langſam den Berg hinunter dem Feinde entgegen.

Aber dieſer war durch den feierlichen Zug nicht im mindeſten gerührt, ſondern ſchnaubte Tod und Verderben. Einige tauſend Schritte jenſeits der Lotzbrücke, da wo jetzt auf der

linken Seite der Zinnaer Straße das Kreuz steht, waren die ungebetenen feindlichen Schaaren in Reihen aufgestellt und harrten blutlechzend und mit gezückten Schwertern der Kommenden. Kaum waren diese angelangt, so wurden sie plötzlich umringt und auf ein gegebenes Zeichen, ehe noch die Aeltesten und der Pfarrer ein Wort sprechen konnten, alle grausam niedergemetzelt. Ein Blutstrom floß durch das Feld. Eine große Grube wurde an derselben Stelle gemacht und also die ganze Gemeine in ein großes Grab gelegt. Nach vielen Jahren errichtete man ein Kreuz daselbst, das bis auf den heutigen Tag steht. Die Grasfläche zunächst dem Kreuz wird nie gemäht und abgeweidet, indem man durch dieses Verfahren dem Ort eine gewisse Heiligkeit bewahren will.

Andere erzählen, daß dies Alles auf der Höhe zwischen Reen und Zeplang stattgefunden und daß der Markt dort begraben liege; was aber schwerlich wahr ist, weil dort kein Gedenkzeichen sich findet. Da nun keine einzige Seele von den Einwohnern Reens übrig geblieben, als einige junge Leute, die damals in der Fremde waren, so kamen nun von mehreren Orten aus dem Ober*)- und Niederlande**) neue Bewohner hieher, welche mit den jungen Reenern, die aus der Fremde heimkehrten, die Stammväter der jetzigen sächsischen Bevölkerung wurden. Die Familien: Binker (wird Binder geschrieben, Botscher (Alzner), Wermescher, Zeiker (Kreinzel), Schäßburger, Medwischer, Repser (Lurz) Schinker, Homeridner, Schweischerer, Katzendorfer, Seidriger, Kroner, Broser ꝛc., die mit Ausnahme der Schäßburger, Medwischer und Schweischerer, welche, die Schäßburger vor 80 Jahren, ausgestorben, noch alle blühen, sind in der Zeit nach Reen gekommen.

*) Die Siebürger Gegend.

**) Das eigentliche Sachsenland; das alte Land, wie es die Vaterländer heißen.

312.

Die Gründung von Fogarasch.

Kürary a. a. O. 100. nach Benkö Mitt. II., 300.

Der Woiwode Ladislaus Opor soll Fogarasch im Jahre 1310 erbaut haben. Die Arbeiter bekamen der Sage nach jeden Abend eine hölzerne Marke (fa garas), die am Sonnabend dann mit klingender Münze eingelöst ward. Davon der Name.

313.

Untergangenes Deutschthum.

Mündlich.

In dem Dorfe Szász-Lona bei Klausenburg sprechen die Leute jetzt nichts mehr als ungrisch und walachisch, doch sagen sie Alle, sie seien ehedem Sachsen gewesen und hätten nur in der Kurutzenzeit die fremde Sprache angenommen. Damals, behaupten sie, sei auch ihr Hattert viel größer gewesen. Die meisten Leute im Dorf heißen Henbrich, viele Tod, Hindrik, Jager, Hubert u. s. w. Die Glieder der Familie Wargo sollen durchwegs deutschen Stammes sein, und sie sind alle von besonderer Größe, drei von ihnen klafterhoch, die Andern wenig kleiner. Ebendaselbst steht ein alter schon halbdürrer Birnbaum, der noch von den alten Sachsen gepflanzt worden ist.

314.

Von den Sachsen in Szász-Csávás.

Mündlich.

Die Csáváser erzählen: Die alten Csáváser waren Sachsen und wanderten in unruhigen Zeiten aus und siedelten sich in Pretai an. Sie führten auch die große Glocke von Csávás dahin mit, und ist so den jetzigen Csávásern nur die kleine geblieben.

315.

Egrestö.

Nördlich.

An der Mündung des Felldorfer Baches in die kleine Kokel liegt ein ungrisches Dorf Egrestö, sächsisch Ägreschleng, wovon erzählt wird, die Felldorfer hätten früher daselbst gewohnt. Dann aber hätten sie den Ort verlassen und weiter hinauf im Thal ein neues Dorf gebaut, auch die älteste Glocke damals mitgenommen.

316.

Die Weßling.

Nördlich.

Die Weßling oder Wüstung, jetzt ein Dorf ungefähr fünf Stunden südlich von Schäßburg, war früher ein Prädium des mittlern Schäßburger Stuhls und die Bewohner von Schaas, Schäßburg, Trapold, Henndorf, Denndorf und Neithausen hielten ihre Heerden im Sommer daselbst. Und wenn die Schaaser ihre Heerden daheim haben wollten, so stieg früh am Morgen zu einer verabredeten Stunde ein Amtmann auf die Schaaser Kuppe und rief dem Hirten auf der Weßlinger Kuppe heimzutreiben zu.

317.

Der Hutberg.

Nördlich.

Ein Berg von Trapold gegen Peschendorf zu heißt der Hutberg und man will noch Spuren des Gebäudes daselbst sehen, von dem aus der Wächter nach den nahenden Feinden spähte, der das Dorf zu hüten hatte.

318.

Balintitt.

Blätter f. G. G. u. T. 1836. 248.

Als der ungarische König Ludwig I. in Neapel kriegte, befand sich in seinem Heere unter andern siebenbürgischen Männern auch Valentin Nagy, der unter dem Woiwoden Stefan einen Reitertrupp anführte. Als die Ungarn in einem Treffen hart bedrängt wurden und fast zu weichen begannen, sprengte Nagy in der größten Noth plötzlich mit seinen Reitern heran. Sein Erscheinen ermuthigte alle so sehr, daß sie mit dem Rufe „Valentin ist da" (magy. Bálint itt!) von Neuem auf die Feinde eindrangen und die Schlacht wiederherstellten.

319.

Fattendorf.

Mündlich. Oberlieutenant W. Wenrich.

Zwischen Mettersdorf und Treppen lag einst ein Dorf Fattendorf genannt. Nun traf es sich, daß durch eine große Seuche alle Einwohner, welche Walachen waren, starben und nur zwei Mädchen übrig blieben. Diese beiden nahmen nun Mettersdorf und Treppen zu sich, und dafür erhielten sie den Hattert von Fattendorf mit dem Rechte, daß sie keinen Zehnten davon geben, auch nicht dem Pfarrer, sondern nur jährlich je einen Kreuzer vom Joch an den Fiscus zahlen sollten. Nach einer andern Erzählung sollen die Treppener und Mettersdörfer Fattendorf mit drei andern Prädien gekauft und den Werth die Treppener in Geld bezahlt haben und zwar so, daß man dasselbige in Trögen maß und strich und nicht zählte.

320.

Das alte Propstdorf.

Mündlich.

Eine Berggegend bei Propstdorf, im Großschenker Bezirke, heißt „af der aulder Kirch" (auf der alten Kirche). Die

Sage gehe, das Dorf sei einst da gestanden; wo es aber jetzt sei, sei damals der Friedhof gewesen. Wirklich findet man auch jetzt noch zuweilen Ueberbleibsel verfaulter Särge und Menschengebeine daselbst, und der vorbeifließende Bach spült Silbernadeln u. dgl., was man den Todten mitgab, heraus. Auf die Grundmauern der alten Kirche soll man beim Pflügen schon mehrmals gestoßen haben.

321.

Feldkauf.

[illegible]

Das „Weichsel", ein Feld, bei Schachschorn, sollen die Schachendorfer in der Zeit der großen Pest sammt den angrenzenden Hölden von den benachbarten Einwohnern um einen Scheffel voll Dukaten gekauft haben.

322.

Divina.

Mündlich von einem Bauer.

Zwischen Klosdorf und Kaisd heißt ein schönes Feld Brunnenfeld oder Af'm Brunne heißen, und in seiner Mitte quillt ein guter Brunnen. Dieser Brunnen war früher gemauert und stand mitten in einem jetzt verschwundenen Dorfe, welches den Namen Divina führte. In der großen Pest sind alle Bewohner dieses Dorfes gestorben bis auf eine alte Jungfer; die siedelte nach Kaisd über, und da sie starb, bemächtigten sich die Kaisder des ganzen Hatterts. Die Klosdorfer fingen den Proceß an und würden ihn gewonnen haben, hätten die Kaisder den Richter nicht gegen die Klosdorfer aufgebracht, indem sie ihm vorstellten, die Klosdorfer wollten den Hattert bis Dinaldi *), was denn allerdings zuviel gewesen wäre. So verloren diese. Später versuchten sie den Proceß noch einmal und zwar vor

*) Alter Name von Trappoldsdorf.

der Herrschaft in der Stadt, und diesmal schienen sie glücklicher zu sein, denn die Kaiſder Deputirten ließen sich durch eine Hand voll Dukaten zu einem Vergleich bewegen, so daß das Feld getheilt wurde und nun ein kleines Stück an Klosdorf kam.

323.

Was sich beim Bau der großen Kirche in Kronstadt zugetragen.

Mündlich und Kővári a. a. O. 228.

Von einem Pfeiler der Kronstädter großen Kirche guckt ein Kind in Stein gehauen in die Tiefe. Man sagt, es sei zum traurigen Andenken an einen Knaben dort angebracht, welchen sein Meister dorthin geschickt habe, ihm die Meßschnur herabzulassen, und welchen er aus Brotneid von da herabgerissen habe.

324.

Der unterbrochene Kirchenbau.

Mündlich.

Das Chor der Mühlbächer Kirche ist in einem schönen gothischen Style gebaut, während Schiff und Thurm bedeutend dagegen abstechen. Folgendes soll der Grund dieser Erscheinung sein. Als die Mühlbächer in der kleinen noch jetzt neben der Kirche stehenden Kapelle nicht mehr Raum fanden und einen großen prachtvollen Dom zu erbauen beschlossen, schrieben sie weit und breit aus nach einem Meister, der das Werk unternähme. Es fand sich ein solcher, der die Arbeit begann und das Chor auch vollendete. Der Bau desselben hatte aber so lange gewährt, daß der Meister darüber starb. Nun schrieben die Mühlbächer abermals nach einem Meister aus, der das angefangene Werk fortsetze. Allein so Viele auch kamen, so war doch Keiner im Stande, das Gewölbe so hoch zu treiben, wie es im Chor stieg, und es überhaupt in irgend einer Hinsicht dem ersten Meister gleich zu thun. So ist denn

das niedrige plumpe Schiff neben dem erhabenen und einfach herrlichen Chor entſtanden.

325.

Von der Mühlbächer Kirche.

Wunderlich.

Das Mühlbächer Chor, weithin den übrigen Theil des Gebäudes überragend, wird faſt allgemein für das ſchönſte in Siebenbürgen gehalten; wäre die ganze Kirche mit ihm gleichmäßig aufgebaut, ſo dürfte nicht einmal die Kronſtädter damit wetteifern. Die Sage geht, daß die Kronſtädter und die Mühlbächer Kirche zu gleicher Zeit erbaut und ihre Ausführung von einem und demſelben Meiſter übernommen worden. Er ſelbſt leitete aber den Bau in Kronſtadt und überließ die Ueberwachung des Mühlbächer Bauwerkes einem geſchickten Lehrling. Als das Chor fertig war, kam der Meiſter nach Mühlbach, um zu ſehen, wie die Arbeit von Statten gehe. Da ihn nun der Lehrling überall herumführte und er ſah, daß deſſen Werk ſchöner ausgefallen ſei als ſein eigenes in Kronſtadt, wurde er von Neid erfüllt und ſtürzte ſeinen Lehrling vom höchſten Gerüſte unverſehens herab, daß er unten zerſchellte. Kein Meiſter fand ſich, der das Gebäude in der angefangenen Großartigkeit hätte fortſetzen können, und daher rührt ſeine Ungleichmäßigkeit.

326.

Johannes Hunyadi's Abkunft.

Caspar Heltay Chronika a Magyarok dol. aitöl etc. Kolosv. 1575. p. 180. Lat. bei Fejér Genus, incunabula et virtus Johannis de Hunyad etc. Budae 1844. p. 2. Sieb. Quartalſchrift 1. 29. Marienburg kleine ſieb. Geſchichte 72. Paget, Reiſen 185. Unterhaltungsbl. f. G. G u. P. 1837. 145. (nach Joh. Hutter).

Der Italiener Anton Bonfinius hat, dem König Mathias zu gefallen, das Geſchlecht der Hunyader auf die Römer zurück-

geleitet; aber wenn man den von ihren Söhnen mitgetheilten Erzählungen von Leuten folgt, die in Dienſten Johann Hunyads geſtanden, ſo verhält es ſich damit ganz anders. Als im Jahre 1392, da Sigismund regierte in Ungarn, Moldau und Walachei, der Woiwode des letzten Landes geſtorben war, entſtand ein großes Zerwürfniß unter ſeinen Söhnen Dan und Mirče über die Nachfolge. Dan wurde vom türkiſchen Kaiſer mit Truppen unterſtützt, dem Mirče wieder half Sigismund. Dieſer führte in eigener Perſon ein Heer der Walachei zu und kam durch Siebenbürgen und hatte ſein Lager auch einmal aufgeſchlagen an der Stelle, welche damals Sargetia oder Strigins hieß. Dort erzählten ihm ſeine Hofleute von der großen Schönheit einer Bojarentochter; er ließ ſie vor ſich bringen, und als er ſie ſah, kam ihm ein Gelüſte nach ihr an und er begehrte ihrer. Sie aber ſprach: „Hoher Herr, ich bin eine edle Jungfrau, aus dem Geſchlechte Morſinai, und du mußt zuerſt ſagen, was, wenn ich von dir ſchwanger geworden, mit mir und meinem Sproßen ſein wird.“ Der König erwiederte: „Wenn dem alſo geſchehen ſollte, ſo glaube mir, daß ich für dich und dein Kind Sorge tragen und euch ein ſchönes Erbe ſchenken und dein Geſchenk erhöhen will. Hier Wort und Hand darauf!“

Nach einigen Tagen zog der König in die Walachei ſchlug die Türken und Walachen, ſetzte den Mirče ins Woiwodat und kehrte darauf nach Siebenbürgen zurück. An demſelben Fluß wie früher ſchlug er ſein Lager auf und ließ das Mädchen Morſinai durch ſeine Diener vor ſich bringen. Da zeigte es ſich, daß ſie ſchwanger war im vierten Monat, und da ſie den König um ſeine Gnade bat, that ſie es nicht vergebens, denn er gab ihr ſchöne Geſchenke und ließ bei ihr einen Ring und ein Blatt Papier als Zeichen. Darauf zog er nach Ofen mit ſeinem Heere.

Damals hielt ſich im Hunyader Komitat ein Bojar aus der Walachei auf, Woyk Buthry, der wegen der Unruhen aus

ſeiner Heimat bisher geflüchtet war. Derſelbige nun nahm, angelockt durch die große Mitgift und die Schönheit der Morſinai, dieſe zu ſeinem Weibe und führte ſie, als ihn Mircse bald darauf mit dem Verſprechen völliger Entſchädigung für ſeine Verluſte nach Hauſe rief, mit ſich in die Walachei. Hier gebar ſie — Einige nennen ſie Eliſabeth — einen ſchönen Knaben, den ſie, wie ihr Sigismund geboten, mit Sorgfalt auferzog und Jankulus d. i. Johannes nannte. Bald nach dieſer Zeit zog Sigismund abermals mit Heeresmacht wider die Türken und kam auch in die Walachei, wo ihm die Morſinai den Knaben zeigte ſammt Ring und Schrift. Der König wurde ganz froh und befahl der Mutter, den Knaben ſeinerzeit nach Ofen zu bringen, wo der König von Ungarn wohnte, daß er ihn reichlich beſchenke. Sigismund kehrte nach einer Zeit nach Ungarn zurück.

Unterdeſſen ſtarb der Gemahl der Morſinai, und ſie kam wieder nach Siebenbürgen und lebte bei ihren Brüdern. Einſt bat ſie einen derſelben, Kaſpar, mit ihr und dem kleinen Jankula nach Ofen zu gehen. Dieſer ſchlug ihr zuerſt ihre Bitte ab, weil er nicht wußte, was der König ſeiner Schweſter verſprochen hatte. Als er aber Alles erfahren, wie es ſich verhielt, willigte er ein um ſeiner Schweſter willen. Einige Tage darauf, da die Morſinai mit Kleiderwaſchen beſchäftigt war und der Knabe weinte, gab ſie ihm den Ring. Plötzlich flog ein Rabe herbei, entriß dem Knaben das Zeichen und erhob ſich auf einen Baum. Der Knabe weinte heftig; da ſah die Mutter den Ring in des Raben Schnabel und erſtarrte. Schnell lief ſie darauf zu ihrem Bruder Kaſpar und beſchwor ihn, den Raben zu verfolgen und ihm den Ring abzunehmen, daß die Zukunft des Knaben nicht verloren gehe, denn ohne den Ring werde es unſicher oder gar unnütz ſein zum Könige zu gehen. Sogleich ſchoß der Bruder auf den Raben, traf ihn aber in

ſeiner Haft nicht gut; aber zum andermal zielte er beſſer, durchbohrte den Vogel und erlangte den Ring.

Später führte der Bruder die Schweſter nach Ofen. Und als der König ſich eines Tages nach dem Eſſen auf dem Markte befand, trat ſie vor ihn, hielt ihm den Kleinen ſammt Schrift und Ring entgegen und bat ihn flehend, ſeines Verſprechens zu gedenken und ſeinem Sohn und dem Hauſe Merſinai gnädig zu ſein. Der König erröthete Anfangs; dann aber gab er den Ring der Mutter zurück, lobte ſie, daß ſie den Knaben nach Ofen gebracht und hieß ſie guten Muthes ſein. Ohne Verzug ließ er den Ban Franziſkus vor ſich kommen und befahl ihm, Herberge und alles Nothwendige für ſie zu beſorgen und zu verhüten, daß ſie dem König aus dem Gedächtniß kämen, da er ſie völlig befriedigt nach Siebenbürgen entlaſſen wollte.

Franziſkus führte die Mutter ſammt Söhnlein und Bruder nach Peſt, einem ſehr nahe an Ofen gelegenen Ort, hinüber, gab ihnen eine Herberge in dem Hauſe eines Bürgers und ließ ſie dort täglich aufs Beſte bewirthen. Oft lieh der König den Jankulus nach Ofen hinüberbringen, ſpielte mit ihm und ließ ihn nie ohne ſchöne Ringe, Ketten und goldene Gulden zurückkehren. Nachdem ſo ein Monat verſtrichen, redete der Ban Franziſkus einmal zum König, als er ihn ſehr wohl gelaunt ſah, pries die Schönheit des Knaben und daß er zu Großem geboren ſei, und bat den König, denſelben beſſer als mit ſchnödem Gold zu beſchenken. Da verlieh ihm der König den Marktflecken Hunpad mit den benachbarten Dörfern (ſechzig ſollen es geweſen ſein) und Präbien, und gab ihm Briefe mit ſeinem geheimen Siegel an den Woiwoden von Siebenbürgen, worin dieſem geboten wurde, ihn in den Beſitz jener Güter einzuführen, und gab dem Jankula und allen Merſinaiſchen Nachkommen den Raben ins Wappen mit dem goldenen Ring im Schnabel; die Mutter beſchenkte er überdies mit vielen Goldgulden und einem ſechsſpännigen Wagen. Drauf entließ

er sie mit reichem Reisegeld fröhlich nach Siebenbürgen. Dort angelangt, nahmen sie ihr neues Eigenthum in Besitz und die schöne Morsinai wohnte in Hunyad mit ihrem Sohn, woher dieser den Namen Johann Hunyadi erhielt. Die Mutter starb nahe bei Hunyad und wurde — falls wir recht berichtet sind — im Dorfe Telek begraben; denn weder ist Johannes in Pest erzogen worden, noch seine Mutter dort gestorben.

327.

Entscheidung eines Hattertstreites.

Satellit. 1841. 137.

Kronstadt war König Sigismund's liebster Aufenthalt in Siebenbürgen. Daher hat er auch im Jahr 1427 neun Monate mit seiner Gemalin Barbara Hof gehalten allda und auch die Stadt mit befestigten Thoren, mit Wall und Graben verwahren lassen. Damals hatten die Kronstädter einen Hattertstreit mit den Neustädtern wegen der sogenannten Pojane (eine Gebirgsstrecke mit reichen Wiesen und Waldungen oberhalb Kronstadt's). Da kam König Sigismund mit Barbara und seinem ganzen Hofstaat, schickte Kommissäre hinaus auf das streitige Gebiet, ließ sie sich dasselbe ansehen und stellte dann den Kronstädtern eine Urkunde aus, wie man es der Gegend recht anmerke, daß sie der Kronstädter und nicht ihrer Gegner Eigenthum sei. Darum ließen die Kronstädter den König auch mit Scepter und Krone über das alte Klosterthor malen.

328.

Der Grewenberg.

Mündlich.

Unmittelbar hinter dem evangelischen Pfarrhof in Henndorf steigt ein beträchtlicher Berg an, dessen obere Fläche Grewenberg heißt. Als einmal in Folge der großen Pest die säch-

ſiſche Bevölkerung von Henndorf beträchtlich abgenommen hatte, baute ſich ein angeſehener Bürger oder Gref (Richter) des Dorfes auf jene Höhe ein Haus und tyranniſirte von da aus den Ort. Die Henndorfer aber waren klug genug, einen Vergleich mit dem mächtigen Dränger einzugehen, in Folge deſſen ſie demſelben einen Theil ihres Hatterts, das ganze heutige Gebiet von Reteſchdorf, unter der Bedingung abtraten, daß er ſein Haus auf dem Grewenberg aufgebe und die Henndorfer in Ruhe laſſe. Alſo gaben ſie ihr Eigenthum hin und retteten ihr Freiheit.

329.

Helenenbrunnen.

Mündlich.

So oder Felinebrunnen heißt ein Feldbrunnen bei Trapold (ſächſ. Ort zwei Stunden von Schäßburg). Jene Edelfrau von Wolkendorf, welche ihre Beſitzungen an die Schäßburger Bergkirche vergabte, war dem Trunke ſehr ergeben und brachte Alles, was ſie beſaß, durch. Als ſie nichts mehr ihr Eigen nennen konnte, wanderte ſie zu Fuß weg von Wolkendorf und ging Trapold zu. Das Gehen wurde ihr ſchwer und ſie ſetzte ſich ermüdet an den benannten Brunnen und löſchte ihren Durſt mit ſeinem klaren Waſſer. Und ſo gut ſchmeckte es ihr, daß ſie laut ausrief: „Ki nä hät ich nët änyden dëses wässer dränke kënnen, eai wërd ich më geat nöch hun!“

330.

Fleißige Arbeiter.

Mündlich.

Die meiſten Bildſäulen auf den Strebepfeilern der Schäßburger Bergkirche ſind ohne Hände. Als man an dem Bau der Kirche arbeitete, waren einige Leute ſo fleißig, daß ſie ſich die

Hände abarbeiteten. Zur Erkenntlichkeit wurde ihnen die Ehre zu Theil, in Stein gehauen an jene Plätze abgebildet zu werden.

331.

Aufopfernde Liebe.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 185.

An dem Dorfe Sommerburg, drei Stunden von Reps, erhebt sich ein ziemlich hoher Bergkegel, auf dessen Spitze die Burg steht. Oft ist sie der Schauplatz blutiger Thaten gewesen und die Sicherung des Eigenthums ist ihr nicht immer so leicht geworden wie heute. Im Jahr 1421 waren die Türken ins Land gefallen und die Bauern flüchteten schaarenweise in ihre ummauerten Kirchhöfe oder, wo sie deren hatten, in ihre Burgen. So thaten auch die Sommerburger, und wie sie zu keiner Zeit dem magyarischen Nachbar, wenn er in feindlicher Absicht kam, ihre Thore verschlossen — oft zu gar geringem eigenem Nutzen —, so ließen sie auch dazumal einen Grafen von Szent-Marton, Lebzi Janosch mit seiner jungen Frau in die Mauern ihrer Veste. Als die Türken vor der Burg erschienen, wollten die Tapfern drinnen sich nicht ergeben, sondern fochten und der magyarische Schutzgenosse mit ihnen, bis die Mauern von den übermächtigen Feinden erstiegen waren und das Blut kniehoch stand in den Höfen. Die meisten Vertheidiger kamen um, einige wurden als Gefangene fortgeschleppt, die wenigsten entkamen. Unter den letzten befand sich die magyarische Edelfrau, unter den Gefangenen ihr Gemahl. Fernhin nach Asien wurde er geschleppt und dachte seine Heimat nimmer wiederzusehn. Aber seine Gattin trug eine so große Liebe zu ihm, daß sie Haus und Hof und Alles, was sie daheim hatte, verkaufte und sich auf den Weg machte zu ihrem Gatten. So kam sie eines Tages, nach langer und mühvoller Wanderung, vor das Schloß, in welchem derselbe gefangen war und bat mit Weinen

und Flehen den Herrn desselben um dessen Freilassung. Aber dieser war grausam genug, sie nur in dem Falle zu versprechen, wenn die schöne Magyarin drei schwere Arbeiten vollführt habe: erstens sollte sie den Bruder des Herrn, der von wilden Nachbarvölkern gefangen worden, befreien; zweitens in einem Kahn einen Wasserfall hinunterfahren und drittens ihren Gemahl persönlich aus seinem Gefängniß herausführen, was keine kleine Sache war, weil in einem Gemach vor der einzigen Thüre desselben Löwen und allerlei andere reißende Thiere eingesperrt waren.

Aber das Magyarenweib vertraute auf Gott und fürchtete sich nicht und that Alles, wie es ihr geboten war, und als sie den geliebten Gatten aus seinem Kerker geholt, ließ ihn der Herr frei, und sie machten sich auf und kamen mit einander nach Hause. Hier gedachte nun die treue Gattin ein glückliches Leben zu führen an der Seite des geretteten Gatten. Allein Gott hatte es anders gemittelt. Auf der beschwerlichen Wanderung war ihre Haut braun und rauh geworden und hatte ihre Schönheit mehr ab- als zugenommen. Nun hatte sie eine Schwester, die war weiß und schön, und lebte bei ihr, und der Graf sah sie oft und gerne und gewann sie endlich so lieb, daß er fast den Verstand verlor und auf den Tod krank wurde. Das sah seine Gattin und that, als sie die Quelle seiner Krankheit entdeckt hatte, was wohl nur ein liebendes Weib zu thun im Stande ist. Sie ging — wie sie zum Grafen sagte, zum Besuch einer Freundin — in ein Kloster, und von dort erhielt ihr Gemahl plötzlich die Nachricht, sie sei gestorben und habe ihm in ihrer Todesstunde die Sorge für ihre Schwester aufs Herz gebunden.

Aber sie war nicht gestorben, sondern lebte noch eine Zeit lang im Kloster, glücklich im Bewußtsein ihrer edeln That.

332.

Pfaffenloch bei Kerz.

Mündlich.

In der wilden Tatarenzeit hat man oft auf allerhand Mittel gedacht, um im Augenblick der oft gar plötzlich hereinbrechenden Gefahr Leib und Leben in Sicherheit zu bringen. Die Pfaffen von Kerz, einem 6 Stunden östlich von Hermanstadt gelegenen und der Stadt gehörigen Dorfe, besaßen eine sehr schöne Kirche, die mit der großen Kronstädter Hauptkirche einen Baumeister gehabt haben soll *). In dieser Kirche ist der Eingang zu einem langen unterirdischen Gange, der den Flüchtling unbemerkt zum Alt führt, wo der leichte Kahn ihn an das jenseitige Ufer in Sicherheit bringen konnte. Auf diesem geheimen Wege entflohen in wilder Tatarenzeit einst zwei Pfaffen und hielten sich darauf in großer Verborgenheit in einer am rechten Altufer befindlichen Höhle auf, welche das Volk Pfaffenloch nennt, und wo sie lange ein einsiedlerisches Leben führten **).

333.

Borszék.

Borszek, Sieb's. berühmtester Kurort nebst einem kurzen Anhang über Belber von A. Kurz. Kronstadt 1844. 51.

Schon 1439 sollen Jäger die Mineralquellen in dem Borszekthale entdeckt haben. Auch wird aus viel späterer Zeit

*) Marienburg Geogr. II. 255., wo auch eine steinerne Gnadensäule erwähnt wird, die bis vor Kurzem dort gestanden.

**) In der Mittheilung von Kästner in den Blättern f. G. G. u. G. 186 /,. 153. ist der Flüchtige der Abt selbst; oben angelangt, schießt er seine Büchse los, um den zurückgebliebenen oder unstät irrenden Brüdern ein Sammelzeichen zu geben. Diese erscheinen zwar wirklich, aber bald darauf, durch den Schuß gelockt, auch die Tartaren, worauf die Flüchtlinge insgesammt niedergemacht werden

erzählt, daß ein blutſpeiender Hirte dort ſeine Geneſung gefunden und auf die Heilkraft des Waſſers aufmerkſam gemacht habe.

334.

Johann Hunyadi bei dem Fürſten von Bosnien.

Nach Chalkokondylas im Chron. Fuchsio — Lup. Olt. ed. Trausch. I, 31. Note.

Jangus d. i. Johann war von niedriger Abſtammung. Seine Heimat war Choniatä, ein Flecken in Ardelium. Von dort kam er zum Fürſten der Triballer (Bosnier), bei welchem er um Lohn diente und ſich bei jeder Gelegenheit durch unermüdliche Tapferkeit auszeichnete. Als er ſich mit dem Fürſten einmal auf der Jagd befand und dieſer einen Wolf ſah, rief er dem Jangus zu, denſelben zu erjagen. Sogleich machte ſich dieſer an die Verfolgung des Wildes, das von dem Nachſetzenden in die Enge getrieben, endlich in einen Fluß ſprang und denſelben zu durchſchwimmen begann. Aber Jangus ließ nicht ab, ſetzte auf ſeinem Pferd über das Waſſer und verfolgte die Spur des Wolfes ſo lange, bis er den Wolf erreichte, worauf er ihn erlegte und ihm das Fell abzog. Abermals ſchwamm er nun über den Fluß und brachte dem Fürſten das Fell mit den Worten: „O Herr, geſchehen iſt was du geboten; ich habe den Wolf getödtet. Nimm ſein Fell und verfüge darüber nach Belieben!“ Ueber all dieſes war der Fürſt ſehr erfreut und brach in die Worte aus: „Es kann nicht fehlen, daß dieſer Mann einmal zu großer Macht gelange.“ Auch belohnte er ihn reichlich mit Geld und Schätzen, und Jangus kehrte erſt nach langem Aufenthalt bei dem Fürſten zu den Pannoniern zurück.

Andere erzählen, daß Jangus, ehe er zum Fürſten von Bosnien gekommen, dem Alyſ. Benazius um Lohn gedient

habe und deſſen Pferdehüter geweſen ſei. Doch ſcheint die Sache nicht glaublich, weil er ſonſt türkiſch gelernt hätte.

335.

Der Rabenbrunnen.

Mündlich aus Petersdorf.

König Matthias hielt ſich im Sommer häufig in Mühlbach auf, wo er im jetzigen Seiwertiſchen Hauſe wohnte. Von hier aus pflegte er gerne Ausflüge nach dem nahen Petersdorf zu machen, wobei er gewöhnlich im Kloſter des heiligen Petrus einkehrte. Dieſes Kloſter ſtand auf einem Hügel außerhalb des Dorfes, da wo noch jetzt die Trümmer der alten Kirche mit ihren Ringmauern und dem Begräbnißplatz des Dorfes ſich befinden. Einſt war der König wieder in jenem Kloſter, wollte ſich die Hände waſchen, zog deshalb ſeinen goldenen Ring vom Finger und legte ihn auf das offene Fenſter. Während ſich nun der König an dem Handtuch hinter der Thüre die Hand trocknet, kommt ein Rabe durch den Glanz des Goldes herbeigelockt an das Fenſter, ergreift den Ring und fliegt damit in den Wald. Hier auf hohem Bergrücken zwiſchen Fels und Geſtein entſpringt eine reiche kalte Quelle. An ihr ließ der Rabe ſeinen Durſt zu ſtillen ſich nieder, verlor dabei aber den Ring aus dem Schnabel, ſo daß derſelbe ins Waſſer fiel. Lange Zeit ließ der König den Ring vergebens ſuchen, bis eines Tages ein Waldſchütz zu jenem Brunnen kam und wie er trinken wollte durch das klare Waſſer das Kleinod vom Grunde auf ſchimmern ſah. Sogleich holte er es heraus und brachte es dem König, der ihn mit gewohnter Milde beſchenkte. Der Brunnen heißt Rabenbrunnen bis auf den heutigen Tag.

336.

Kendoſi.

Mündlich.

Ein Walache ſoll ſich um König Matthias viele Verdienſte und dadurch die Zuſicherung des Adels erworben haben. Aber da der König auch vieles andere zu thun hatte, ſo ließ der Adelsbrief lange auf ſich warten, ſo daß der Ungeduldige, als er einſt wieder Lob und Verſprechen erntete, mahnend fragte: Kend o ſi? (Wann wird es geſchehen?) Da gab der König der neugeadelten Familie dieſen Namen, und ſo ſoll es auch in dem Adelsdiplom ſtehen: Kendoſi nicht Kendeſſy oder gar Kenderſy.

337.

Die Sachſen berühmte Schützen.

Chron. Fuchs. Lup. Oth. ed. Trausch. II., 291.

Albert Huet, der berühmte Hermanſtädter Königsrichter führt in ſeiner Rede, die er am 10. Juni 1591 vor dem Fürſten Sigmund Bathori und ſeinen Räthen zur Vertheidigung ſeiner Nation in Weißenburg hielt, an, daß nach der Erzählung des konſtantinopolitaniſchen Geſchichtſchreibers Chalkochondylas die Sachſen berühmte Schützen geweſen, alſo daß als einſt Bajazethes, ein vorzüglicher Paſcha des Sultan Amurathes, Hermanſtadt belagerte, ein ſächſiſcher Stückmeiſter ſelbigen Bajazethes ſo an die Stirne getroffen, daß er niedergeſunken und ſeinen Geiſt ſogleich aufgegeben, worauf ſein Heer, durch den Tod des Führers in Schrecken geſetzt, die Belagerung aufgehoben habe.

338.

Der Schwerttanz.

Mündlich. Poetiſch bearbeitet im Sieb. Boten. Juli 1852.

Die Kürſchner von Hermanſtadt ſollen einſt (bei Talmeſch) eine Heldenthat gegen die Türken verrichtet und einen

Comes herausgehauen haben. Dafür erhielten ſie die Ehre, bei feierlichen Gelegenheiten, beſonders bei der Einführung eines neuen Comes, den Schwerttanz aufzuführen.

339.

Der Untergang von Hamleſch.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Vaterlandskunde 1840. 25.

Wo im Repſer Bezirk das Dorf Deutſch-Tekes liegt, begrenzt von den Dörfern Kobring und Seiburg und dem Altfluß, ſtand am Fuße des Buchhorn in alten Zeiten ein Städtchen, Hamleſch oder auch nur das Städtchen vor dem dunkeln Wald genannt. Lukas Hermann hieß einſt der Stadtrichter. Derſelbe hatte einen Knecht Bukur Waida, der war gebürtig aus dem nahen Orte Königsburg (Kiralyhalom) und hatte daſelbſt einen Bruder. Dieſer kehrte ſich wenig an Mein und Dein und weidete ſeine Schaafherde öfters auf verbotenem Gebiet, zumal auf dem fetten Hattert von Hamleſch. Und wenn ihn die Feldhüter ertappten und pfänden wollten, ſo drohte er mit ſeinem Bruder, der im Dienſte des Stadtrichters ſtehe. Darüber ward ein Hüter einſt ſo erzürnt, daß er den Grenzfrevler tödtete. Als dieſe That geſchehen war, verließ Bukur ſeinen Herrn und ging auf Rache ſinnend zuerſt in die Moldau, dann noch weiter, dahin wo die wilden Tataren zu Hauſe ſind. Hier gelang es ihm, in eines Häuptlings Dienſte zu treten, mit dem er nach der wilden Sitte jenes Volkes viele Raubzüge mitmachte. Auf allen bewies er ſich ſo tapfer und uneigennützig, daß er ſich das Vertrauen des Hauptmanns in hohem Maße erwarb und dieſer ihm einſt erlaubte, ſich etwas recht Großes auszubitten und ihm die Gewährung, wenn ſie nur möglich ſei, im Voraus zuſagte.

Da gedachte Bukur ſeines von dem Hamleſcher erſchlagenen Bruders und freute ſich, daß der Tag der Rache ge-

kommen. Und er bat den Hauptmann, daß er seine Schaar für kurze Zeit unter Bukurs Anführung einen Streifzug nach Siebenbürgen unternehmen lasse, und theilte ihm auf dessen Aufforderung mit was er im Schilde habe. Der Hauptmann ließ ihn gewähren, und Bukur eilte mit einer Tartarenhorde nach Siebenbürgen.

An einem zweiten Pfingsttag, als die Bürger mit Weib und Kind zur Kirche, die auf einer Anhöhe gebaut und mit Mauern umgeben war, gingen, stand ein fremder Handelsmann in der Nähe derselben und bot seltene Waaren zum Verkaufe aus. Es war Bukur. Seine Horde lauerte kaum tausend Schritte entfernt in einem Graben, den die Walachen noch heute poreau taburi (Lagergraben) nennen, auf das Zeichen zum Ueberfall. Da schallte plötzlich das wilde Kampfgeheul der Tartaren in die Worte des Predigers, und Kirche und Kirchhof wurden der Schauplatz des fürchterlichsten Blutbades, das die Sonne je gesehen. Die unglücklichen Ueberfallenen mußten sich wehrlos hinschlachten lassen. Und sie wurden hingeschlachtet; keiner der Anwesenden blieb am Leben. Nicht einmal die Häuser der Stadt blieben verschont, Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht, also daß man heute kaum noch die Stelle weiß, wo das Städtchen gestanden. So rächte der Walache seinen Bruder.

340.

Tartareneinfälle.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Wie die Tartaren ins Nösnerland bei Rodna einbrachen, wurde auch eine aus Jaad gebürtige Magd mit einem gefangenen Manne zusammen auf ein Pferd gebunden und mitgeschleppt. Aber es gelang diesem, sie beide zu befreien und sich in einen Sumpf zu retten. Doch wären sie durch ein kleines

Hündchen fast verrathen worden, wäre der Mann nicht aus dem Wasser hinausgestiegen und hätte dasselbe getödtet. Darauf verweilten sie so lange daselbst bis die Gefahr vorüber war. Bei demselben Einfall hatten die Jaader ein Verhau so gemacht, daß sie die Bäume nicht ganz abhieben sondern nur so weit, bis sie am Fallen waren. Als dann die Tartaren kamen, stürzten sie die Bäume auf dieselben, so daß diese theils erschlagen theils von allen Seiten eingeschlossen wurden.

Auch ein Wallendörfer wurde von den Tartaren gefangen fortgeführt und befreite sich und flüchtete seiner Heimat zu. Aber die Tartaren waren ihm mit ihren Spürhündchen auf dem Fuße, und er mußte sich in einen Sumpf verbergen bis sie vorbei waren. Zu Hause angelangt war er so verändert, daß ihn anfangs nicht einmal seine Mutter erkannte.

Als die Tartaren in die Gegend von Treppen kamen, lief alles in das benachbarte Bistritz. Nur ein einziger Bewohner dieses Dorfes blieb zurück, verbarg sich hinter eine Dornhecke am Johannesberg und sah zu, wie zuerst das Dorf, darauf die Kirche und endlich der Thurm oben bei den Glocken angezündet wurde. Als darauf die Tartaren fortzogen, kam er schnell hervor, zog sich die Stiefel aus, schöpfte damit Wasser und löschte die Flamme am Thurm, welcher der Gemeinde auf diese Weise erhalten wurde.

341.

König Mathias auf dem Királyhágo.

Ad. Schmidl. Handbuch für Reisende im Kaiserthum Oesterreich. 532

Der Királyhágo (Königssteig) ist ein gewaltiger Berg an der Grenze zwischen Siebenbürgen und Ungarn, über welchen die Hauptstraße von Klausenburg nach Großwardein führt. Man zeigt auf seiner Höhe einen einzeln stehenden Fels und erzählt, der König Mathias habe ihn umritten.

342.

Géczivár.

Kövary a. a. O. 172

Zwiſchen **Asszonyfalva** und **Magyar Leta** lag die Géczivár. Heute gehört der erſtere Ort ſammt den beiden Dörfern **Füle** der Stadt Klauſenburg. Die Sage weiß wie ſie dazu gekommen. Géczi fand Gefallen an einer Klauſenburger Bürgersfrau und entführte ſie in ſeine Burg. Ihr Mann liebte ſie zwar ſehr; aber dem berüchtigten Géczi gegenüber wagte er nichts. Endlich ermannte er ſich doch und ging zu ihm. Wie Géczi ihn erblickt, tritt er ihm entgegen und fragt, was er wolle. Der kluge Schuſter erwiedert: „Eine Frau mit zwei Ohren.“*) Géczi gefiel dieſer Ausweg (denn jener meinte damit nichts anderes, als er ſolle ihm, wenn er ſeine Frau behalten wolle, die drei Dörfer als Erſatz ſchenken) und gab ihm dieſe Orte als Erſatz; dadurch wurde der Bürger ein reicher Mann; und zuletzt wählte ihn die Stadt in den Rath und bewog ihn, ein Teſtament zu machen, worin er jene drei Dörfer an die Stadt ſchenkte. Und ſo beſitzt dieſe ſie noch.

343

Mathias in Kronſtadt.

Satellit 1841. 137.

In der Purzengaſſe zu Kronſtadt ſteht ein Haus, an deſſen Vorderſeite in einer Vertiefung eine halbe Krone angebracht iſt. Hier ſoll König Mathias unerkannt abgeſtiegen ſein und geſpeiſt haben. Was? Sechs Eier, erzählt man, und er habe einen Zettel unter dem Tiſchteppich zurückgelaſſen mit den lateiniſchen Worten: **Hic fuit Mathias rex, comedit ova sex.**“

*) [illegible]ony heißt magy. Frau, fül das Ohr; daher das obige Wortſpiel.

344.

Die Kronſtädter zeigen dem König Mathias ihre goldene Krone.

Unterhaltungsblatt f. G. G. und P. 1837 155. (nach J. Hutter.)

Im Jahr 1460 zog der König von Kronſtadt in die Walachei, ſchlug die Türken mit dem walachiſchen Drakul Wayda, worüber ſich die Kronſtädter bei des Königs Wiederkunft ſo ſehr freuten, daß ſie ihm ihr größtes Kleinod, die gewachſene ganz goldene Krone zeigten. Darüber bezeigte der König große Freude und ſprach: „Ich habe vermeint, es ſei mit dieſer Krone nur ein Gedicht.“ Die Kronen Herren erzählten dem König ſolches noch weitläufig, wie dieſe Krone allda gefunden ſei, wo jetzt die Stadt gebauet ſtehet. Daher hätte ſie den Namen bekommen; derowegen führte ſie die Stadt im Wappen. Die Stadt verehrte darauf dem König mit ſchönen goldenen Geſchirren, an welchen er einen ſolchen Gefallen hatte, daß er den Zünften die ſchönſten Privilegien ertheilte, deren ſie ſich bis vor Kurzem noch mit vielem Nutzen bedienten. Die Kronſtädter hielten dieſe Krone für ein beſonderes Heiligthum, obngeachtet ſie wenigen Menſchen iſt gezeigt worden.

Weil ſie am Tage Johannis Baptiſtä ſoll gefunden worden ſein, ſo wurde zu deſſen Gedächtniß der Jugend jährlich auf dieſen Tag eine Freude erlaubt, auf dieſe Art, daß ſie einen hohen Baum aufgeſetzt und eine ſchöne Krone von Kirſchen, Roſen, Roſmarin und Nägelblumen darauf geſetzt, auch ſonſten ſchöne Kränze an den Balken nebſt vielen Honigkuchen und anderem ſchönen Obſt daran gehängt, darauf dem, der die Krone erſtiegen und gewonnen, ein ſchönes Glas Wein und ander Geſchenk übergeben. Solang demnach die Krone emporgeſtanden, haben die Mägde, welche die Muſikanten beſtellet, mit den Junggeſellen, ſo ſie zu dieſer Freude geladen, immer um den aufgerichteten hohen Baum getanzet.

Dieſer Brauch iſt aus Kronſtadt auch in andere Städte gebracht worden und bis auf die Zeiten des Bethlen Gabor geblieben. Wer in Mediaſch die Krone gewann, hieß Johannes an dieſem Tage, und wäre es auch nicht ſein Name geweſen, und wer ihn anders nannte zahlte zwei Denare als Strafe.

345.

Wie König Mathias die Gerechtigkeit handhabt.

Unterhaltungsbl. für G., G. u. P. 1837., 147. (nach Joh. Hutter.)

Während ſeiner Regierung hat ſich König Mathias oft verkleidet, wie er denn einesmals in der Stadt Klauſenburg von des Richters Diener zum Richter iſt gebracht worden, daß er allda hat müſſen Holz hauen und legen. Wie der Richter aber nicht hat wollen auszahlen, ja auch nicht gar wohl zu eſſen gegeben, ſo iſt König Mathias wegwollen gehen, ward aber vom Diener geſchlagen und vom Richter geſcholten, alſo daß er die Arbeit mußte helfen zu Ende führen, ſchreibt indeſſen auf etliche Hölzer ſeinen Namen und gehet nach vollbrachter Arbeit an ſeinen Ort. Nach etlichen Tagen kömmt er wieder gen Klauſenburg in ſeinem königlichen Einzug und kehret bei dem Richter zur Herberg ein. Wie er unter Anderem den Richter fragt, wie es in der Stadt zuginge, ob der Richter auch der Armen Recht hielte und ſie beſchützte, und ob er auch den Arbeitern ihren verdienten Lohn gebe, antwortete der Richter mit Ja. Da hielt der König mit Fragen ein wenig ein und wollte wiſſen, warum in der königlichen Küche allzeit grünes Holz verbrennt würde. Der Richter antwortete, es ſei alſo der Brauch. Da ſprach der König, er ſolle ihm von ſeinem dürren Holz eine Klafter ſchenken, denn die Köche klagten über das grüne Holz. Der Richter dachte nicht, wo der König hinaus wollte und ſagte es ihm gerne zu. Da ſprach der König: „Du ſagſt, du gebeſt den Armen gern den ver-

dienten Lohn, warum hast du denn mir nicht wollen auszahlen, als ich dieses Holz habe helfen zusammentragen und auch legen, sondern ließest mich noch dazu schlagen. Da dieses der Richter hörte, hub er an zu läugnen und sprach: „Ich kenne solchen Menschen nicht, vielweniger denn, daß er mir sollte geholfen haben Holz zusammen tragen.“ Aber der Richter mußte das Lagerholz zuwerfen lassen. Da wurde des Königs beschriebenes und bezeichnetes Holz zu mehrerem Glauben gefunden, und wie das der Richter sieht, so hebt er an zu bitten; aber vergeblich. Der König läßt den Richter an sein eigen Thor aufhängen, und den Diener der ihn geschlagen, ließ er spießen, allen Andern zur Warnung und zum Exempel, wie Jedermann mit den Arbeitern sollte umgehen; denn wollte man ihnen nicht zahlen, so sollte man sie ja nicht dazu schlagen. Das war ein schreckliches Exempel statuirt und zwar in seiner Geburtsstadt.

Dergleichen hat sich auch jenseits Klausenburg im Gebirge begeben mit einem Mauthner, welcher bei dem König berüchtigt war, als ob er viele Vorbeireisende ermorde. Dieses zu erforschen verkleidete der König sich als ein Reisender und nach gestelltem Hinterhalt, auch gegebenem Befehl, wenn er rufe, sollten ihm seine Leute zu Hilfe kommen, stellet er sich, als ob er vor der Mauth vorbeigehen wolle. Der Dreißiger fällt ihn gleich an und als er etwas Geld bei ihm vermerkt, führt er ihn in seine Stube, wo sein Weib ein Stück eingesalzen Hirschfleisch gekocht hatte und den Mann zu essen nöthigte. Dieser befahl, dem Fremden davon abgesondert auch zu geben. Als nun der Mauthner und sein Weib gegessen hatten, fragt er den nicht erkannten König, welcher sich ganz erschrocken stellte, ob er auch gegessen hätte. Und da er es mit Ja beantwortet hatte, verschloß der Mauthner die Thür, fiel seinen Reisenden an, welcher sich etlichemal von ihm herumtummeln ließ, da jener mit ihm rang. Der König empfand

aber gar bald des Mauthners Ernſt, da ſolcher ihm im Ringen ſtets nach der Kehle griff, darum ſchrie er wie ein brüllender Löwe, wie er denn einen ſolchen Hals zu kreiſchen gehabt, daß es geſchallt wie eine Trompete: „O Mathes König, wo biſt du? Komm mir zu Hilf!“ Sogleich ſind ſeine Diener da, brechen die Thüre auf und machen dem Mordſpiel ein Ende, wobei der mörderiſche Mauthner an ſein eigen Thor in einen Hacken gehängt ward.

346.

Der Reichthum der Gruben von Offenbánya.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Vaterlandskunde, 1838 p. 356.
Vergleiche Marienburgs Geographie II, 84.

Offenbánya, ein Dorf mitten im wald- und erzreichen ſiebenbürgiſchen Erzgebirge, war früher ein deutſcher Ort und hat zahlreiche deutſche Namen gehabt z. B. Offenburg, Quimburg, Quumburg, Quemburg, Schwendburg, Ominburg, Umberg: aber heute nennen es auch die Sachſen Offenbánya. Was jetzt dort an Gold und Silber gewonnen wird, iſt indeß gar ein Spiel gegen das, was die Gruben zur Zeit des Königs Mathias lieferten. Da hatte der Obergoldeinlöſer zwölf Platten aus purem Gold machen laſſen, und wenn er Sonntags und Feiertags zur Kirche ging, ließ er ſich die Platten vorlegen, eine nm die andere, alſo daß ſein Fuß nimmer anders denn auf Gold trat. Und ſechszig Bergleute arbeiteten Tag für Tag auf die reichen Adern; die Zahl der Schmelzhütten läßt ſich gar nicht beſtimmen. In Valye Harmonyasze und Valye Chori allein ſtanden ſechsunddreißig. Aber die ganze Herrlichkeit nahm ein Ende, als einmal an der Stelle, die heute Gyilkos d. i. Mördergrube heißt, ein Bergwerk einſtürzte und alle Bergleute, ſechszig an der Zahl, erſchlug.

347.

Vom Gäßübel.*)

Mündlich

Vom Gäßübel bei Mühlbach erzählt die Sage Folgendes. Derselbe gehörte ursprünglich der reichen und mächtigen sächsischen Grafenfamilie der Henninge, deren Hauptsitz Petersdorf war und nach denen noch heute ein Dorf den Namen Henningsdorf führt. Durch Erbschaft war der Gäßübel an eine ungrische Dame gekommen und ging von dieser an die Stadt über. Vor der Stadt war nämlich ein Lager versammelt, weil man einen Einfall der Türken befürchtete. Die Dame liebte einen Offizier aus dem Lager und kam deshalb nach Mühlbach. Hier von der Reise ermüdet angelangt, wurde sie vom Königsrichter sehr gastfreundlich aufgenommen und gleich bei ihrer Ankunft mit einem ausgesuchten Frühstück bewirthet. Aus Dankbarkeit für diese Erquickung schenkte sie der Stadt den Gäßübel.

Andere erzählen, der Geliebte jener Edeldame sei im Lager gestorben und begraben worden, die Dame habe sich von der Nähe seines Grabes nicht mehr trennen können, in Mühlbach sich wohnhaft niedergelassen und über dem Grabe eine kleine Kapelle als Denkmal errichten lassen. Bei ihrem Tode verordnete sie, daß ihre Gebeine ebenfalls in jener Kapelle beigesetzt würden und vermachte der Stadt den Gäßübel unter der Bedingung, das Heiligthum fortwährend in gutem Stand zu erhalten. Wirklich war eine solche Kapelle noch vor etwa dreißig Jahren auf dem Gäßübel zu sehen.

348.

Von Paul Kinischi's Jugend.

Kőrösy a. a. O. 153 nach Heltais Chronik.

Bei Csucsa zeigt man am Körösch eine Mühle, aus welcher Paul Kinischi unter die Soldaten gegangen sein soll

*) Andere sprechen Gäßhüwel.

Er war nämlich ein Müllerknecht und so ſtark, daß er Mühlſteine aufhob und aus dem emporgehobenen Faß trank. Zuerſt diente er unter Magyar Balász, welcher ihm um ſeiner Tapferkeit willen ſeine Tochter zur Ehe gab.

340.

Wallfahrtsort.

Mündlich.

Vor der Reformation ſoll Galt ein Gnadenbild beſeſſen haben, zu welchem gewallfahrtet worden.

350.

Klöſter in Biſtritz.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

In der Kloſtergaſſe in Biſtritz ſollen ein Mönchs- und ein Nonnenkloſter geſtanden ſein, beide untereinander durch unterirdiſche Gänge verbunden. Von den Mönchen daſelbſt ſoll ein mißhandeltes Frauenzimmer umgebracht und dadurch die Reformation herbeigeführt worden ſein.

351.

Kirchbau.

Von demſelben.

Die nichtunirte Kirche in Magyar Gyerö Monoſtor konnte erſt dann gebaut werden, als ein im nahen Walde verfertigtes Kreuz von zwei walachiſchen Frauen bei Nacht an die Stelle der jetzigen Kirche getragen und dort aufgerichtet worden. Dieſes Kreuz iſt auch jetzt noch an der äußern Bretterwand des Chors zu ſehen und darauf der Name der einen Frau: Minna, zu leſen.

352.

Alter der Kazendorfer Kirche.

Mündlich.

In dem zum Repser Bezirk gehörigen Dorf Kazendorf steht rechts vom Eingang in die Angergasse ein Hof mit steinernem Thorbogen, in dessen Schlußquadern die Jahrzahl 1518 eingemeißelt ist. In dem Hause, das damals dem ehrlichen Bürger Johann Ewe gehörte, sollen die Steinmetze gewohnt haben, welche an dem Kirchbau beschäftigt waren. Zu ihrem Gedächtniß gruben sie jene Zahl in den Stein. So alt ist also auch die Kirche. Die Schwärze der Mauern aber rührt vom Brand von 1706 her.

353.

Das Altarblatt in Schweischer.

Mündlich. St. f. G. D. u. A. 1851. 31.

Das Altarblatt in der Kirche von Schweischer ist eines der schönsten im Vaterland. Es ist ein Flügelbild und stellt Züge aus dem Leben des von den Katholiken verehrten heiligen Martinus dar, die um eine Kreuzigung als Mittelbild geordnet sind. Auf einem Bild hält der Bischof ein Buch, in dem die Jahrzahl 1522 zu lesen ist. Dieses Altarblatt soll von einem in stürmischer Türkenzeit in der Kirche verborgenen fremden Maler gearbeitet worden sein.

354.

Verhöczi.

Kővary a. a. O. 210. 215.

In Szökefalva, einem Dorf am linken Ufer der Kleinen Kokel ist ein alterthümliches Gebäude, von welchem man glaubt, daß Verhöczi darin geboren sei. Jetzt ist es dem Einsturz nahe. In dem Vérvez Schloß soll derselbe Verhöczi an seinem Gesetzbuch gearbeitet haben.

355.

Was sich in Hermanstadt bei der Verbrennung der lutherischen Schriften zugetragen.

M. Georg. Haner Hist. Ecclesiae. Transilv. Francof. et Lipa. 1694. Lib. IV.

Die evangelische Lehre Doktor Martin Luthers hatte im Jahre 1523 auch in Hermanstadt bereits so stark Wurzel gefaßt, daß der Erzbischof von Gran, unter dem die Hermanstädter Kirche damals stand, sich einen königlichen Befehl an den Rath dieser Stadt auswirkte, daß man daselbst unter Andern des von dem Papst sammt seinen Anhängern in den Bann gethanen Dokter Luthers Schriften in den Häusern aufsuchen und öffentlich verbrennen solle. Damit dieses geschehe, sandte der Erzbischof einen Kommissär nach Hermannstadt. Der dasige Rath ließ ihn gewähren, und er fand auch nicht wenige Lutherische Schriften, die er den Bürgern wegnehmen und auf dem Markte verbrennen ließ. Da, erzählen nun Einige, habe es sich zugetragen, daß, als diese Bücher im Angesicht vieler Bürger allda verbrennet worden, ein Psalter, der mitten in der Flamme gewesen, von dem Winde erfaßt und über den Kopf des erzbischöflichen Kommissärs, der zu derselben Zeit an der Spitze einer feierlichen Prozession um die große Kirche daherkam, geführt worden und habe seinen Schädel so stark verbrannt, daß er ohnmächtig zu wanken begonnen und zur Erde gefallen sei. Das Buch aber wurde durch den Wind auf demselben Wege wieder zurück ins Feuer geschleudert und verbrannte zur Asche. Der Kommissär wurde in seine Herberge getragen und starb den dritten Tag darauf.

356.

Die Reformation in Schaas.

Mündlich.

Zur Zeit als die Lehre Luthers Eingang fand im Sachsenlande, hatten die Schaaser einen ihrer Bürger, Namens

Streff, um Ablaß nach Rom geschickt. Mehrmals bereits hatte er in gleicher Absicht diese lange Reise vollendet, und wenn er mit der Absolution für das Dorf nach Hause kam, waren ihm allemal alle Kirchenglieder von Schaas unter Musik und Glockenklang und heiligen Gesängen entgegengegangen. Darum wunderte er sich nicht wenig, daß ihn diesmal, obwohl er seine Ankunft vorher verkündigt hatte, Niemand einholte und die Straße leer blieb und die Glocken schwiegen. Sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als er die früher so geachteten Kirchenheiligen in einem Winkel neben der Kirche liegend fand. Auf sein Befragen bedeutete man ihm, daß in seiner Abwesenheit sich auch die Schaafer der neuen Lehre zugewandt hätten. Er aber nahm die Heiligen von dem unheiligen Orte, gab ihnen eine Stelle in seinem eigenen Hause und blieb katholisch bis an sein Ende.

357.

Honterusbrunnen.

Mündlich

In einem sehr freundlichen Waldthälchen östlich von Kronstadt feiert die sächsische Bevölkerung dieses Ortes alljährlich ein Jugendfest, das Honterusfest. Der Honterusbrunnen ist der Mittelpunkt desselben. Von dieser Quelle erzählt man, daß, als der große Reformator des Burzenlandes gelebt, die Pfaffen jenen Brunnen vergiftet hätten, um sich des gefürchteten Gegners zu entledigen. Aber Gott wacht über den Seinen, und so wurde auch diese böse Absicht entdeckt und vereitelt. Von dieser Zeit her heißt der Brunnen „Honterusbrunnen.

358.

Das Schloß von Szamos Ujvár.

Károly a. a. O. 125.

Das Schloß von Szamos Ujvár ist 1540 von Martinuzzi erbaut worden und zwar, wie die Sage erzählt, aus

den Ruinen der einige Stunden davon entfernten Bálványos-vár.

359.

Wie Weißkirch an die Hallern gekommen.

Mündlich. Blätter f. G. G. u. V. 1851. 2.

Weißkirch bei Schäßburg war früher ein sächsischer Ort und mit Ausnahme des Grundes, auf dem die alte in deutschem Stil erbaute reformirte Kirche steht und der bis auf den heutigen Tag Freiboden ist, Besitzthum der Schäßburger. Einst aber entstand zwischen diesen und einer reichen Familie, deren Namen die Sage verloren hat, Streit über den einträglichen Besitz und währte derselbe lange Jahre hindurch ohne entschieden zu werden. Es waren aber damals die Hallern ein mächtiges sächsisches Geschlecht und so geachtet im Vaterlande, daß ihnen sogar die erste Stelle in der Nation, die Grafenwürde von Hermanstadt, nicht verschlossen war. Diese Familie nun erbot sich den Streit für die Schäßburger zu führen. Die aber machten es wie ihre Vorfahren, die um der Bequemlichkeit und des lieben Kreuzers willen die Tagfahrten der Gemeinde und des Gaues nicht mehr besuchten wie vordem und sich vertreten ließen von einzelnen Reichen und nur im Stillen zuweilen, wie das denn auch heute noch also geschieht, murrten gegen das, was diese zu Recht erkannten und beschlossen, so lange, bis das Recht in den Händen dieser Wenigen lag und diese allein es kannten und zu weisen im Stande waren und daher auch weisen wollten als Erbrichter zu großem Schaden der Gemeinfreiheit. Nicht um ein Härchen besser und anders machten es damals die Schäßburger: sie gaben das Recht der eigenen Vertretung aus ihrer Hand und mußten es endlich erleben, daß der Besitz von Weißkirch zwar ihren Gegnern abgesprochen wurde, aber nicht ihnen sondern den befreundeten Hallern zufiel. Noch heute sagen die Leute daher von Ei-

tem, der auf ähnliche Weise Hab und Gut erwirbt: „er dient darum, wie der Haller um Weißkirch.“

360.

„Metz nekem is!“
(Schneid auch mir ab.)

Mündlich.

Die Szekler waren zu allen Zeiten zu Empörung und Dreinschlagen etwas schnell bereit. So hatten sie sich um geringer Ursache willen auch aufgelehnt gegen den Fürsten Johann Sigismund Zapolya, waren aber nach kurzem Kampfe bei Neumarkt aufs Haupt geschlagen worden. Ihre Anführer und viel gemeines Volk erwarteten 1562 von dem nach Schäßburg berufenen Landtag Recht und Urtheil. Das wurde ihnen denn in folgender Weise: ihr Hauptmann Georg Nagy wurde unter schrecklichen Martern hingerichtet, den Andern ließ man freie Wahl, ob sie das Leben oder die Nase verlieren wollten. Alle ohne Ausnahme gaben die letztere Preis und drängten sich mit dem Ruf „metz nekem is“ zur selbstgewählten verstümmelnden Exekution. Zwei Viertel oder gar ein Kübel Nasen wurden gesammelt und in das Thürmchen auf der Steinlei verwahrt.

Eine zweite Sage versetzt diese Begebenheit in die Kruzenzeit und erzählt, die Kruzen seien gefangen und in die „große Kirche“ (Bergkirche) eingesperrt worden, und man habe den Spruch gemacht, daß man so Vielen die Nasen abschneiden wolle, bis ein Viertel voll sei, die Uebrigen aber sollten insgesammt das Leben verlieren. Da hätten sie sich mit obigem Rufe haufenweise zur südlichen Halle hingedrängt, wo die Exekution vorgenommen worden.

361.

Der Kronſtädter Lederer Johann Weiß(?) wird Fürſt der Moldau.

Chronicon Fuchs. Lup. Olt. ed. Trausch. I., 71. Blätter f. G., G. und V. 1833. 194.

Im Jahr 1588 nahm der türkiſche Kaiſer dem Woiwoden. Petrus die moldauiſche Fürſtenwürde und ſetzte in ſeine Stelle einen gewiſſen Jankule auf den Thron. Dieſer Jankule ſoll der Sohn eines Kronſtädter Lederers Georg Weiß oder nach Andern des Myſen Thyſen Hannes (Johann Mathias Mies oder Johann Jeremias Theiß) geweſen ſein. Er erlernte in Kronſtadt das väterliche Handwerk. Als er aber herangewachſen war und ſeine Mutter Katharina über gewiſſe Zeichen befragte, die er an ſeinem Leibe gewahrte, belehrte dieſe ihn, daß er der Sohn eines Woiwoden ſei. Und weil ſeine Mutter ihm immer und immer wiederholte, was ſie zuerſt geſprochen, glaubte er endlich ſelbſt daran, ließ ſich ſogar von dem Vater enterben und ging nach Konſtantinopel. Hier wies er jene Zeichen vor, machte ſich bei etlichen Vornehmen des Hofes beliebt und gelangte durch ihre Fürſprache auf den Fürſtenſtuhl der Moldau. Nach einer andern Erzählung heiratete er zuerſt eine reiche Frau von der griechiſchen Inſel Cypern und beſtach darauf mit ihrem Gelde die beſagten Höflinge. Aber die Bojaren des Landes ſahen ihn als einen Fremdling an und nicht als ihres Gleichen, haßten ihn, ſtifteten Empörungen, und er hatte ein ſehr ſorgenvolles Leben. Als er ſich aber durch ſein ſchlechtes und thörichtes Benehmen gar den polniſchen König Steſan Bathori zum Feind machte, da bewirkte dieſer bei dem türkiſchen Hofe die Abſetzung Jankula's. Er floh mit ſeinen Schätzen und wollte durch Rußland nach Deutſchland ziehn; wurde aber auf dem Wege von Polen gefangen und auf des Königs Befehl im Jahre 1588

zu Lemberg hingerichtet. — Wieder nach Andern soll der König Stefan mit Heeresmacht wider ihn gezogen sein und Jankule bei dieser Gelegenheit sein Ende gefunden haben. Seine Schätze kamen in des polnischen Königs Gewalt, welcher sie trotz der vom türkischen Kaiser erhobenen Ansprüche auch behielt, aber der Gattin und den Kindern des Unglücklichen gewisse Einkünfte anwies.

362.

Abstammung der Woiwoden zu Dobring.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1841. 200.

Dobring ist ein zum Neumärkter Bezirk gehöriges Dorf am Fuß der Grenzgebirge gegen die kleine Walachei. Vor nicht langer Zeit ist daselbst die Familie Woiwod ausgestorben. Ueber die Entstehung dieses Namens erzählt die Sage Folgendes:

Vor vielen Jahren stand ein walachischer Knabe Michael im Dienst eines sächsischen Bürgers von Dobring. Als derselbe einst, mit den übrigen beim Pflügen beschäftigten Arbeitern in heißer Mittagsstunde rastend, unter einem einzeln stehenden Birnbaum schlief, sahen die Bauern plötzlich einen Adler grade über dem Knaben in Anfangs weiten, dann immer enger werdenden Kreisen herumfliegen. Als sich die Erscheinung am nächsten und dem darauf folgenden Tage wiederholte und zur selben Zeit furchtbare Gewitter sich über dem Orte zusammenzogen, ging den Bauern die Sache zu Gedanken: das Amt trat zusammen und beschloß, da die wunderbare Begebenheit offenbar darauf hindeute, daß der Knabe einst großes Unglück über das Dorf bringen werde, denselben zu tödten. Aber dieser Beschluß wurde durch Marie, die Tochter des Dienstherrn, die sich des Knaben erbarmte, verrathen, und Michael floh über das nahe Gebirge. In der Walachei nahm ihn ein ansehnlicher Bojar als Hirtenknaben in seine

Dienste, später sogar als Gespielen seines Sohnes in sein Haus. Mit dem jungen Bojaren machte Michael eine Reise nach Konstantinopel, erwarb sich das Zutrauen des türkischen Kaisers, der damals die Woiwoden der Walachei unumschränkt einsetzte und ward endlich von diesem zur höchsten Stelle im Fürstenthum, zum Woiwoden, erhoben. Als solcher gewann er im Bunde mit dem deutschen Kaiser Rudolf II diesem 1599 die Schlacht bei Schellenberg gegen den Fürsten Andreas Bathori. Seine wilden walachischen Völker verheerten weit und breit die Gegend zwischen Hermannstadt und Weißenburg. Michael selbst kam eines Tages mit seinem ganzen Heere vor Dobring, das frühere blutige Vorhaben des Dorfes in seinem wüthigen nie vergessenden Herzen. Die Aeltesten der Gemeinde kamen zwar in sein Lager ihn um Schonung des Ortes zu flehen; aber er verlangte die Auslieferung all derer, die einst seinen Tod beschlossen. Die wackern Dobringer aber wollten lieber alle zu Grunde gehen, als jene dem sichern wahrscheinlich martervollen Tode preisgeben.

Da lebte noch Marie, die den Michael einst gerettet und unterdessen eine stattliche Frau geworden war. Diese beschloß in das Lager hinauszugehn und den von ihr Geretteten und durch sie eigentlich so hoch Gestiegenen um Erbarmen für Dobring zu bitten. In banger Ungeduld harrte das Dorf des Erfolges und athmete bereits auf, als die Plünderung verboten wurde und ein Theil der Truppen mit der Frau des Woiwoden aus dem Lager aufbrach. Aber alles schien vergebens, als Marie plötzlich händeringend aus Michaels Zelt hervorstürzte; schon wollten die Horden anfangen mit dem Plündern. Aber Marie wurde in Michaels Zelt zurückgetragen und kehrte bald darauf in das Dorf zurück. Dasselbe blieb diesmal und auch bei den folgenden Raubzügen der Michael'schen Walachen verschont. Aber der Wütherich hatte diese Schonung nur um die Preisgebung des Weibes gewähren

wollen. Darum trauerte Marie und wollte nicht zu ihrem Gatten zurückkehren, auch den Dank der Gemeinde nicht annehmen. Jammernd erzählte sie das Geschehene und bat, zu Gott für sie zu beten um Vergebung ihrer Sünde. Erst als dieses am nächstfolgenden Sonntag geschehen war, kehrte sie zu ihrem Eheherrn zurück. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben, der später von seinen Kameraden den Namen „Woiwod" erhielt, und wie das oft gegangen, es blieb der Spitzname als Familienname empor.

363.

Das Repser Freitum.

Mündlich.

Dasselbe ist ein schöner und ausgedehnter Wald- und Wiesengrund östlich von Reps, angrenzend an den Alt, und gehörte ursprünglich allen zum Repser Stuhl zählenden Ortschaften und wurde auch von allen gemeinschaftlich benützt. Sein alter Name ist Thurzon. Heute aber haben nur Reps, Schweischer, Deutsch Weißkirch, Hämeruden, Katzendorf und Draas Antheil daran. Das ist also gekommen. In bösen Zeiten mußte der Stuhl das Freitum an einen Grundherrn von Unter Rikes (Alsó Rákos) verpfänden, und von diesem war es mit der Zeit als sein Eigenthum an sich gerissen worden. Dadurch entstand ein schwerer Prozeß. Zwölf der betheiligten Orte scheuten die Kosten desselben, überließen ihn den sechs übrigen und traten, im Falle des glücklichen Ausganges, ihren Antheil an dem streitigen Gebiet gegen eine zur Anerkennung ihres ursprünglichen Mitrechtes jährlich an sie zu zahlende Summe an jene ab. Diese gewannen den verzweifelten Rechtsstreit und benützen den einträglichen Platz denn auch heute noch ausschließlich.

364.

Die Weidenbächerin.

Nach einer poet. Behandlung im Kronſtädter Dialekt aus den Blättern für S., S. und B. 1841. 143.

Vor mehr als dritthalbhundert Jahren fielen die Türken wieder einmal ins Burzenland und trieben Vieh und Menſchen als Beute fort. Darunter befand ſich auch eine artige hochſchwangere Weidenbächerin, die von einem reichen Türken nebſt andern Sklaven gekauft wurde. Die Frau erfreute ſich ſeiner Gnade und menſchlicher ſogar liebreicher Behandlung, während ihre Mitgefangenen ein hartes Loos traf. Als die Frau in die Wochen gekommen war mit Zwillingen, zwei Knaben, betrachtete der Türke dieſelben wie ſeine eigenen Kinder, wartete ſie und ſpielte mit ihnen. So verſtrichen vier Jahre. Allein die Frau ſehnte ſich zurück in ihre Heimat. Eines Tages ging ſie zu den gefangenen Landsleuten, und dieſe flehten ſie um Gotteswillen um Erlöſung und verſprachen hoch und theuer, auf der Flucht für ſie ſorgen zu wollen. Da verhieß ſie ihr Möglichſtes, und als der Türke einſt auf drei Tage verreiſt war, löſte ſie die Ketten ihrer Genoſſen, nahm einen Sack mit Koſtbarkeiten und ſchlug den Weg zur Heimat ein, nachdem ſie zuvor ſchmerzlichen Abſchied von ihren Kindern genommen, die ſie nicht mitnehmen konnte. Theurer als dieſe waren ihr alſo Freiheit und Vaterland. Aber ſie waren nur eine kurze Strecke noch gegangen, als Einer ſie ihres Sackes beraubte. Die Andern verließen der Reihe nach das ſchwache Weib, und bald war ſie allein. Kummervoll ging ſie des Weges und wagte nur bei Nacht die Wanderung; bei Tage verbarg ſie ſich, weil ſie ſich von dem Türken verfolgt glaubte. Und ſie irrte auch nicht: als ſie einſt unter einer Brücke verſteckt war, kam er dahergeritten von einem trefflichen Spürhund begleitet. Als dieſer bald hierauf zu bellen

anfing, durchsuchte der Türke die Gegend nach der Verfolgten; aber er fand sie nicht und ritt fluchend von dannen.

Unter unsäglichen Mühseligkeiten, oft von Hunger und Durst gefoltert, kam sie endlich in ihre Heimat Weidenbach und betrat die Schwelle ihres Hauses. In demselben fand sie eine unbekannte Frau, grüßte dieselbe in walachischer Sprache und setzte sich auf den Heerd. In ihrer türkischen Kleidung erschien sie der jetzigen Hausfrau — denn der Mann hatte sich wieder verheiratet — etwas sonderbar; diese bot ihr dies und jenes an, um sie fortzuschaffen; allein alles vergebens. Als endlich selbst Schelten nichts fruchtete, rief sie den Mann herbei, der auf der Tenne beschäftigt war. Kaum sah dieser die Fremde, als er sie umarmte und weinend in seine Arme schloß. Nie hatte er sie wiederzusehn vermeint. Darum hatte er sich denn nach langer Trauer eine andere Wirthin beigesellt, die aber jetzt der Erstberechtigten in Folge eines Spruches der Geistlichkeit den Platz räumen mußte. Und Mann und Frau lebten nachher vergnügt und zufrieden noch manches Jahr miteinander.

365.

Michelsdorf.

Mündlich.

Ein Thal, das von Jakobsdorf (im Agnethler Bezirk) sich Neithausen zu hinzieht, heißt Michelsdorf und die Leute erzählen, daß dort vor Zeiten ein Dorf gleichen Namens gestanden. Aber in den bösen Pestzeiten hätten sich die Einwohner, die der Seuche nicht unterlagen, von da weggezogen und Jakobsdorf gegründet an einem gesunderen Orte.

366.

Beilegung des Grenzstreites zwischen Draas und Katzendorf.

Mündlich.

Zur Zeit, als die große Pest in unserem Vaterlande wüthete, wurde Draas von derselben entvölkert, daß nur fünfzig Personen männlichen Geschlechtes übrig blieben. Diese hatten nun mit ihren Familien auf dem nicht unansehnlichen Hattert allerdings hinlänglich Raum und beachteten es wenig, wenn die von der Pest verschont gebliebenen Katzendörfer einen Theil desselben benützten. Dieser Theil, am linken Ufer des kleinen Homorodflußes gelegen, war damals ein mit Schilf bewachsener Platz, der den Draasern, weil er kein Mähgras hervorbrachte, nicht sonderlich werth schien. Doch die Katzendörfer wandelten denselben allmälig in eine sehr ergiebige Wiese um. Und da sie eine lange Reihe von Jahren hindurch in dem Besitz und der Benützung derselben von Niemanden gestört wurden, betrachteten sie selbe als ihr volles Eigenthum. Als sich aber die Einwohnerzahl von Draas, besonders durch Zusammenzug mehrer durch die Pest hart mitgenommener sächsischer Ortschaften, wieder ansehnlich vermehrt, machte der Ort seine Rechtsansprüche auf den im Besitz der Nachbargemeinde befindlichen Hatterttheil geltend und es entstand ein ärgerlicher Streit zwischen den beiden Dörfern. Verbrieft und urkundlich konnte keine Partei ihr Recht nachweisen. Endlich ließ die entscheidende Untersuchungskommission, wahrscheinlich bestochen, die Katzendörfer zum Eide zu und stellte die Frage also: Könnt ihr schwören, daß ihr auf Katzendörfer Erde stehet?" Und ein Katzendörfer, der sich in seine Stiefel Erde vom Katzendörfer Kirchfriedhof gethan, schwur: „Ja! ich kann schwören." So wurde jenes Grenzgebiet für Eigenthum der Katzendörfer erklärt. Aber der Mann hatte falsch geschworen und

die strafende Gerechtigkeit Gottes offenbarte sich an ihm, denn als er bei der Rückkehr in sein Dorf vor seinem Gassenthürlein hielt, wurde sein Pferd plötzlich scheu, stürzte zum niedrigen Pförtchen hinein und brach den Reiter so zurück, daß er todt zur Erde fiel.

367.

Das Thürmchen auf der Steinlei.

Mündlich.

Westlich von Schäßburg, nahe der Stelle, an welcher der erste Hügel in ziemlich langer Strecke jäh, fast überhängend gegen die unten fließende Kokel abfällt, steht ein Thürmchen ganz vereinzelt. Fast Alle noch, die des Weges kamen, haben nach seiner Bedeutung gefragt, aber die meisten eine verkehrte, Viele auch gar keine Antwort erhalten. Einige, die klug sein wollen, meinen, das Thürmlein bedeute die Stadtgerichtsbarkeit; Andere, die es auch zu verstehen glauben, sagen, es nehme die Stelle eines früher dort gestandenen katholischen Heiligen ein; die Schaafer, welche durch ihre Späße einen ausgebreiteten Ruf haben, behaupten, es sei erbaut worden zum Gedächtniß des einst dort stattgefundenen Zusammentreffens eines Bischofs mit dem Komes. Das heißt aber Alles nichts, das Volk erzählt es anders, und auch die Gelehrten, welche die unleserlich gewordene Schrift an dem Thürmchen nicht zu deuten im Stande sind, können's diesmal nicht besser erklären. Das Volk erzählt:

Die Türken kamen einmal mit vielem Volk vor die Stadt und gedachten sie zu erobern. Allein die Bürger waren auf ihrer Hut, die Mauern besetzt; in den zahlreichen Thürmen standen die Zünfte mit brennender Lunte an den wohlgerichteten Hackenbüchsen und Schweinsfüßen.*) Kaum erschienen

*) Eine Art kurzer Wallbüchsen.

die ersten Feinde und unter ihnen der Bascha auf gewaltigem Elephanten auf der Steinlei, als es vom Goldschmiedthurm blitzte; pfeifend flog der wohlgezielte Schuß daher und traf den Bascha, daß er von seinem hohen Sitze zur Erde sank. In demselben Augenblick machten die Bürger einen Ausfall, verjagten die Feinde und brachten den todten Bascha und den Elephanten in ihre Gewalt. Und sie begruben den Bascha, auf seinem Elephanten sitzend, in die Erde, wo er gefallen war, und bauten das Thürmchen über ihn, das heute noch dasteht. Aber auch der Goldschmiedthurm, obwohl er jetzt zerfallen ist, hatte damals seine Ehre, und der Wächter darin wohnte in einem Gemache, dessen Decke reich mit reinem Golde verziert war.

368.

Die Zerstörung Wolkendorfs.

Nach einer poet. Bearbeitung im sächsischen Hausfreund von 1851. 56.

Als die Tatern im Jahr 1611 in das Burzenland eingefallen waren, kamen sie am 23. September auch vor Wolkendorf. Die Einwohner hatten ihre beste Habe und endlich auch sich selbst sammt Weib und Kind in den befestigten Kirchhof geflüchtet. Aber sie waren zu schwach, um ihn gegen die mächtigen Feinde zu halten; die Tatern erstürmten die Veste und wütheten furchtbar mit Mord und Plünderung. Einige Männer hatten sich in einen festen Thurm geworfen und vertheidigten denselben mit der letzten Kraft, indem sie gewaltige Steine herunterwarfen, und dies mit solchem Erfolg, daß Hans Schabel unter Andern einen vornehmen Tatern, welcher soeben sein Eheweib von ihrem todten Kinde wegriß, zu Boden schmetterte. Hiedurch wurde der Feind noch viel wüthiger, häufte Holz und Stroh um den Thurm und zündete es an, so daß dreihundert tapfere Leute in demselben ihr Grab fanden. Nur

Fünfen gelang es, sich zu retten; und von dem ganzen Dorf blieb nur ein einziges Haus, und dieses halbverbrannt, stehen.

369.

Der Studentenhügel.

J. Dück. Gesch. des Kronstädter Gymnasiums. 1845. 50. Mündlich.

Als am 16. Oktober 1612 der brave Stadtrichter von Kronstadt seine Leute zum Kampf hinausführte gegen den ruchlosen Tyrannen Gabriel Bathori, zogen alle Gymnasiasten von Kronstadt, die Wehr und Waffen zu führen kräftig genug waren, mit Ausnahme Weniger, die im Dienst der Kirche zurückbleiben mußten, mit ihm in die Ebene zwischen Brenndorf und Marienburg. Es waren vierzig hoffnungsvolle Jünglinge. Als die Schlacht durch die Feigheit und Verrätherei der Walachen verloren, auch die Sachsenschaar nach heißem Kampf gestoben, Weiß auf der Flucht getödtet war, lagen neununddreißig von ihnen auf der blutigen Wahlstatt. Ein Einziger, der verwundet unter den Leichen der Kameraden lag, entging den Blicken der blutdürstigen Sieger, blieb am Leben und bekleidete später die Predigerstelle in Marienburg. Die Leichen der gefallenen neununddreißig Studenten wurden in ein gemeinsames Grab gesenkt und der Hügel, der sich darüber erhebt, der Studentenhügel genannt, und das Volk erzählt noch mit wehmüthigem Stolz von den gefallenen Heldensöhnen.

370.

Martin Eisenburger.

Mündlich.

Zur Zeit als Rakotzi I Fürst in Siebenbürgen war, hatten die Schäßburger einen ausgezeichneten Bürgermeister, der hieß Martin Eisenburger und war seines Gewerbes, wie erzählt wird, ein Wagner. Er wohnte in der Beiergasse, und

wenn die Leute zu ihm ins Haus kamen und zufällig in die Werkstatt traten, fanden sie dort oft einen rüstigen Meister, wie er, das Schurzfell vorgebunden, mit Axt und Säge an den hölzernen Klötzen hantirte. Traf es sich aber, daß sie nicht mit dem Wagnermeister zu thun hatten, sondern nach dem Bürgermeister fragten, so schritt der erstere zur Thür hinaus in sein Wohnzimmer im obern Stock und beschied sie in kurzer Frist ebendahin. Unterdessen hatte er das Schurzfell abgelegt und das Mente angezogen, und wenn sie nun abermals anfragten, gab er sich ihnen als Bürgermeister zu erkennen. Und es war Keiner unter seinen Mitbürgern, der Amt und Gewerbe so gut und kräftig zu führen verstand als er.

371.

Die Schätze des Kalugers.

Schmeitzel, Sieb. Gesch. Manuskript zum Jahre 1638.

Der Fürst Georg Rakotzi I. hatte auf Empfehlung des walachischen Woiwoden Matthäus einen Kaluger zum Bischof der siebenbürgischen Walachen gemacht, dieser sich aber gegen seine jüngern weiblichen Kirchenkinder so unordentlich betragen, daß ihn der Fürst mit Ruthenstreichen und bei Nacht und Nebel aus Weißenburg hinauswerfen ließ. Unter den Papieren dieses Menschen fand man eine Schrift, in welcher große Schätze als an bestimmten Garten- und Wiesenplätzen verborgen bezeichnet wurden. Der Fürst ließ nachsuchen und soll dadurch sehr reich geworden sein. Die Schätze sollen von den Zeiten des Woiwoden Michael dort vergraben gewesen sein

273.

Ursprung der Forts.

Mündlich.

In Rogeschell bei Klausenburg lebt eine große Familie Namens Forts. Sie findet sich auch in Retzizel und einigen

andern Dörfern jener Gegend und nennt sich eine ursprünglich deutsche. Ihre Glieder sind fast alle nahe an sechs Fuß hoch. Die Leute, welche dort herum wohnen, erzählen Folgendes über den Ursprung ihres Namens. Zur Kurutzenzeit flüchtete Einer aus dieser Familie, die damals Lobons hieß, ins Gebirge und seit des wurde sie dort einheimisch. Zur Zeit Rakotzis focht ein Anderer aus demselben Hause gegen die Türken. Als die Schlacht verloren war, floh Rakotzi nur von Lobons begleitet ins Gebirge. Einige Türken verfolgten sie und waren ihnen sehr nahe. „Nun Lobons", sagte Rakotzi „wir sind verloren!" Lobons aber drehte sich im Sattel herum, streckte den nächsten Türken, der schon den Säbel schwang, durch einen Schuß nieder und entkam dann mit dem Fürsten durch eine Seitenschlucht. Für diese That gab Rakotzi ihm den Namen Forts von fortis, der Tapfere.

373.

Der gehörnte Pfarrer.

Mündlich.

Wenn die Tatern nach Siebenbürgen einbrachen, verwüsteten sie nicht nur weit und breit Alles, wohin sie kamen, sondern schleppten auch oft viel tausend Menschen in harte Knechtschaft mit sich fort. So führten sie denn einmal — vielleicht 1658 — auch den Pfarrer von Galt als Sklaven in die Türkei. Als später einmal Sachsen, die dasselbe Loos gehabt, aber jetzt freigelassen fröhlich der Heimat zuzogen, eine Straße ginges, hörten sie vom Felde herüber die Töne eines ihnen wohlbekannten, im Vaterlande oft vernommenen Kirchenliedes herüberklingen. Wie sie näher traten, war es der Pfarrer von Galt, der sich die schwere Knechtsarbeit mit frommem Gesang erleichterte. Aber in welchem Zustand fanden sie ihn! Nicht zufrieden mit dem Raube der Freiheit hatten seine unmenschlichen Peiniger ihm sogar das menschliche Ansehn ge-

nommen und ihm — wer beſchreibt die Schmerzen, die er dabei mag empfunden haben? — Hörner in den Kopf eingebrannt. Vergebens jedoch forderten ihn die Landsleute auf mit ihnen zu gehen: er wollte ſich dem Spott nicht bloßſtellen, den ſeine Mißgeſtalt von Seiten des leichtſinnigen Volkes ihm zugezogen hätte, und fürchtete den Schmerz, den die Abnahme der Hörner würde verurſacht haben. Darum ließ er ſie ziehen ins theure Vaterland und blieb ſelbſt in der Gefangenſchaft der Ungläubigen.

374.

Solyomkö (Falkenſtein.)

Köváry a. a. O. 147.

Auf ſteilem Felskegel erhebt ſich am Alt bei Bückszád die Burg Solyomkö, welche von ſehr geringem Umfang war. Hier pflegte man die Falken für den türkiſchen Sultan einzufangen.

375.

Der beſorgte Ehemann.

Mündlich. Blätter für Geiſt, Gemüth und Vaterlandskunde 1838. 58.

Die Repſer Bezirksortſchaft Galt iſt oft von Krieg und Verwüſtung heimgeſucht worden. Als die Tatern wieder einmal in die Gegend einbrachen und auch das Dorf ſo plötzlich überfielen, daß viele Einwohner nicht Zeit hatten, ſich in die Burg zu retten, führten die Feinde viele chriſtliche Leute in jammervolle Gefangenſchaft mit ſich. So ſchleppte denn ein Tartar eine Galterin fort, deren Ehemann ſich ſelbſt in Sicherheit gebracht hatte. Dieſer ſtand auf dem Friedhof und ſah wie ſein Weib jenſeits des Altes fortgeführt wurde. Da rief er, mehr um das Heil des Feindes als das ſeiner Ehehälfte beſorgt, dem Tatar warnend mit lauter Stimme nach: „Faer, Tater, faer! te wist nēt, wat te faerst!“

376.

Wie Michael Apafi ſich aus der türkiſchen Gefangenſchaft befreite und Fürſt von Siebenbürgen ward.

Blaſiusſche Chronik.*)

Der Fürſt Michael Apafi I. ſoll von Geburt ein Bethlen geweſen ſein und ſeinen ſpätern Namen davon haben, weil er ſeinem Vater als Kind ſehr ähnlich geweſen, daher die edeln Herrn, ſo ſeinen Vater beſuchet, öfters geſagt „az épen atyának fia“ (dieſer iſt grade ſeines Vaters Sohn) oder ſchlechthin „Apa fia,“ welcher Name ihm denn auch geblieben und auch auf ſeinen Sohn fortgeerbet. Dieſes wird auch dadurch bewahrheitet, daß die Bethleniſche Familie ſpäter der Apafiſchen Güter wegen an dem Wiener Hofe Prozeß geführt hat, und ſie ſollen ihnen auch ſammt Epeſchdorf im Jahr 1775 zugeſprochen worden ſein und würde ihnen wohl auch dieſer Ort angehören, hätte die Majeſtät denſelben nicht den Armeniſchen Kaufleuten käuflich überlaſſen, wornach die Bethleniſchen mit einem Aequivalent werden zufrieden ſein müſſen.

Michael Apafi war kurz bevor er zum Fürſten eingeſetzt worden, aus der tartariſchen Gefangenſchaft zu Hauſe angelangt. Sein tartariſcher Herr hatte ihm um ein Löſegeld die Freiheit angetragen, und da er überdies noch Luſt bekam Siebenbürgen zu ſehen, kamen ſie Beide nebſt einem kleinen Gefolge bis nach Schäßburg in die Beiergaſſe. Hier war Apafi wohlbekannt; doch ſuchte er eine ſolche Herberge, wo man ihn nicht verrieth, und ſagte zu ſeinem Herrn: „In dieſer Stadt hoffe ich ſoviel auf Borg zu bekommen, wieviel ich für

*) Andreas Blaſius, Buchbinder in Schäßburg, ſchrieb ſeine Chronik um das Jahr 1776.

meine Freiheit zu zahlen versprochen hab.“ Aus Erbarmen hat ihm der Tartar noch nachgelaſſen und ihn aufgemuntert, das Uebrige aufzutreiben. Apaſi, der früher gute Nachbarſchaft gepflogen mit den Schäßburgern, brachte das Gold bald zuſammen, erkaufte ſich die Freiheit und ging mit dem tartariſchen Herrn auf ſein Gut Epeſchdorf. Als der Fremde ſah daß ſein geweſener Gefangener ein Vermögen hatte, reute ihn der Handel faſt; doch es war vorbei und Apaſi frei. Dieſer Tartar ſoll auch den Apaſi ſpäter bei der Pforte zum Fürſten von Siebenbürgen empfohlen haben, wie alte Leute verſichern.

Andere aber erzählen, Ali Baſcha habe bei ſeinem Aufenthalt in Birthälm den evangeliſchen Biſchof zu einem ſiebenbürgiſchen Fürſten einſetzen wollen, welcher ſich jedoch entſchuldigt, er tauge nicht dazu, viel mehr noch ſein Gevatter in den Weiden, womit er den Apaſi in Epeſchdorf meinte, um deſſen Schloß zahlreiche Weidenbäume ſtanden. Indeß meint von dieſer Anſicht der Erzähler, daß ſie ſeinen Beifall nicht habe.

377.

Der Schorſchberg bei Halwelagen.

Mündlich.

Wenn man im Thal der großen Kokel hinabwandert, ſo öffnet ſich von der Attelshille unterhalb Schäßburgs dem Blick eine ſchöne Fernſicht bis weit hinab zu den Bergen bei Mediaſch. Rechts ziehen ſich unabſehbare Weinberge hin, links laufen waldgekrönte nach ſächſiſcher Art bis nahe zum Gipfel angebaute Höhen. Rechts von dem freundlichen Dörflein Halwelagen aber ſteht ein kahler Berg, höher als die nahestehenden alle. Weil die ſchwer zugängliche Höhe nun gar ſo einladend daſteht, ſo kam einmal auch den im nahen Epeſchdorf (heute Eliſabethſtadt) wohnenden Fürſten Apaſi, dem die Türken die Fürſtenkrone angetragen, als der ſächſiſche Pfarrer von

Bodendorf sie ausgeschlagen, ein Gelüste an, dorthin eine Fürstenburg aufzurichten, und er wandte sich an die Halwelagner mit der Bitte, ihm den Platz zu gedachtem Zweck zu überlassen. Diese aber bedachten, daß es nicht ohne Beispiel gewesen sei, daß aus des Fürsten Burg eine Zwingburg geworden, und schlugen das Begehren rund und standhaft ab.

Doch scheint einmal, aber in Zeiten, welche dem Gedächtniß der Menschen entschwunden sind, eine Burg auf dieser Höhe gestanden zu haben; denn es soll sich auf der südwestlichen Seite derselben eine Treppe befinden, die zu einem unterirdischen Gewölbe führt, dessen Eingang jedoch eine schwere Eisenthüre verschließt.

378.

Wöprich von Hasensprung.

Mündlich.

So heißt eine Bauernfamille in dem Dorf Halwelagen. Ihr Adelsbrief stammt vom Fürsten Mich[illegible]ll her und soll auf folgende Weise erworben sein. Der [illegible]t hielt gewöhnlich im nahen Eyeschdorf Hof und mo[illegible]ohl auch, wie das Fürsten gewöhnlich geht, seine Neider und Feinde haben. Nun kamen eines Abends in das Haus Wöprich's, eines Bürgers von Halwelagen, zwei ungrische Reiter, um, wie sie sagten, sich aus dem von der Straße bemerkten hellodernden Feuer eine Kohle auf die Pfeife zu nehmen. Ihre erste Sprache an den Hauswirthen war, ob er magyarisch verstehe. Als dieser es verneint, begannen sie die Ermordung des Fürsten zu besprechen, die sie im Schilde führten. Wöprich, der jedes Wort verstand, erstarrte Anfangs vor Entsetzen über die ruchlose That; dann aber faßte er einen raschen Entschluß, machte sich draußen etwas zu schaffen, bestieg sein bestes Pferd, jagte nach Eyeschdorf und zeigte die Sache im fürstlichen

Wachthaus an, so daß als die Böſewichter ſpäter an demſelben anlangten, ſie ſogleich feſtgenommen und in Bande und Eiſen geſchlagen wurden. Für ſolche That ward Wöprich an die fürſtliche Tafel gezogen und mit Dankſagungen überſchüttet. Die hohen Herren aber gedachten mit dem ſchlichten Bauersmann ihr Kurzweil zu haben, und da nach dem Eſſen eine große Jagd angeordnet war, luden ſie ihn theilzunehmen ein und gaben ihm einen tüchtigen Säbel als Jagdgewehr. Nun iſt, ſo lange die Welt ſteht, Niemand mit einem Säbel auf Haſen ausgeritten. Wöprich war indeß guten Muthes, beſtieg ſein Pferd und ritt mit hinaus. Plötzlich ſprang der Haſe in ſeiner Nähe auf; Wöprich hinter ihm her und traf ihn mit dem Säbel ſo geſchickt, daß er ihm nicht blos den Kopf vom Rumpf trennte, ſondern denſelben auch wie er fortflog mit der Säbelſpitze auffing. Ueber ſolcher Kunſtfertigkeit erſtarb der Spott im Munde der Höflinge, und die ſeiner kurz vorher geſpottet traten jetzt an ihn heran und lobten ihn über die Maßen. Der Fürſt aber, der Alles mitangeſehen hatte und ihm auch ſeine Lebensrettung noch verſchuldete, erhob Wöprich in den Adelsſtand und gab ihm das Prädikat „von Haſenſprung.“ Daher genießt denn dieſe Familie auf Adelsboden auch adlige Rechte; denn auf Sachſenboden gab es von Alters her keinen bevorrechteten Adelsſtand.

379.

Die Leſchkircherin.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Vaterlandskunde, 1839 p. 129.

Die Leſchkircher hatten kaum den Einfall der Tartaren ins Burzenland vernommen, als ſie alle ihre Habſchaften in die Burg ſchleppten. Nicht nur Früchte, Kleidungsſtücke und allerhand Geräthſchaften wurden hineingebracht; die Weiber mußten ihren Flachs, Hanf ꝛc. zuſammenpacken, das auf die Webeſtühle ſchon aufgeſpannte Garn abnehmen und Alles zu-

sammen in die Kammern der Burg packen. Die kleine Burg wurde ganz voll. Kaum blieb Raum, wo die Leute stehen konnten. Nun war Alles untergebracht und feierte von der Arbeit. Es vergingen 6 bis 7 Tage man hörte, daß die Tartaren sich näherten, allein es war auch am achten Tage noch Keiner zu sehen. Einem geschäftigen Weibe war dieses unthätige Leben unausstehlich. Sie lief vor das Burgthor, sah auf, sah ab, erblickte Niemand und rief endlich vor Verdruß aus: „Ihr verdammten Tatarn, daß ihr nicht einmal kommt!“ So drückte sie der Müssiggang stärker, als die Furcht vor dem wüthendsten Feinde.

380.

Türkische Mauth.

Mündlich.

Bei Schäßburg heißt ein Ort, gleich außerhalb der Beiergasse, am Hundsbach die türkische Mauth; nicht weit davon zieht sich die Türkenschanze quer über den Eichrücken. In der Mauth lagerten einst die Türken und schickten in die Stadt um die Brandschatzung. Eine große Schweinsmulde wurde auf dem Marktplatz niedergesetzt, und jeder Bürger brachte was er an goldenen und silbernen Kostbarkeiten hatte, dahin, um die Stadt zu retten. Ein Urgroßvater der heute durch ihr Alter berühmten Zikesin besaß drei weiße Knöpfe, welche der Baischa auch haben wollte, da er sie gesehen: um sie zu behalten, mußte der arme Bürger sie mit dreihundert Zwanzigern lösen.

381.

Der Landtagsbeschluß.

Blätter f. S. S. u. B. 1838. 129.

Nach dem Tode des Fürsten Michael Apaffi hielten die Stände einen Landtag in Fogarasch, wo natürlich auch die

Deputirten der Sachsen anwesend waren. Die Hermannstädter hatten ihren Bürgermeister hingeschickt, und der Magistrat war dadurch genöthigt, mit seinem abwesenden Oberhaupte häufig zu briefwechseln. Der Stadtreiter hatte die Schreiben hin und wieder zu besorgen. So kam dieser denn wieder einmal von Fogarasch mit Briefen des Bürgermeisters an den Magistrat und kehrte unterwegs in einem Dorfe ein, wo ihm sein Quartier bei einer ziemlich betagten Witwe angewiesen wurde, die eine junge Tochter hatte. Der Abend war lang, die Wirthin neugierig und wollte von ihrem Gaste allerhand erfahren. Aber Stadtreiterkehlen waren bekanntlich nicht sehr gesprächig, so lange sie trocken blieben, und die Wirthin machte keine Anstalten, die ihres Gastes zu netzen, obgleich sie ihm mit Reden grade arg zusetzte. Da fragte sie ihn denn auch, was denn die Herren in der langen Zeit auf dem Landtag für das arme Landvolk Gutes ausgemacht hätten. Der Stadtreiter antwortete darauf, das Neueste sei ein Gesetz, das grade auf sie absonderlich passe. Man habe nämlich festgesetzt, daß wenn in einem Hause eine Witwe und deren ledige Tochter beisammen wohnten, künftighin die Letztere nicht vor der Mutter heiraten dürfe. Die Tochter hatte sich bis dahin ziemlich stille verhalten; als sie aber die letzte Rede des Stadtreiters vernahm, sprang sie von ihrem Sitz und ereiferte sich in nicht sehr gewählten Worten gegen das ungerechte Gesetz. Die Mutter aber nahm nicht minder entschieden Partei für die Weisheit des Landtags, ging in den Keller und holte für den Ueberbringer der willkommnen Botschaft einen Krug des besten Weines, den sie im Vorrath hatte. Das Mädchen ging jedoch traurig zu Bette und wollte dem lustigen Gaste keinen Bescheid thun.

382.

Türkenhügel bei Ditro.

Bouhó Károly, sec. II, 152.

Das Volk erzählt, daß in einem Hügel, welcher auf dem Wege zwischen Szárhegy und Ditro liegt, die Türken (Tatár) lägen, welche in Abwesenheit der jungen Leute und Männer von den Csiker und Gyergyoer Greisen und Frauen erschlagen worden.

383.

Johann Schuller.

Mährisch.

Als Johann Schuller, der später Bürgermeister von Schäßburg wurde, zwölf Jahre alt war, wurde er von den Türken in die Gefangenschaft geführt. Weil er aber in Schäßburg in Lesen und Schreiben bereits Einiges gelernt hatte, auch der türkischen Sprache ziemlich mächtig war, hielten die Türken ihn gut und bedienten sich seiner häufig als Dolmetscher. Auf diese Weise kam er in die Nähe des Sultans und stand bald in großer Gnade bei ihm. Viele Jahre waren also verstrichen und der junge Mann hatte zugenommen an Gunst und Ansehn; da überkam ihn plötzlich ein schweres Heimweh und ein großes Verlangen, seine Eltern wiederzusehen. Traurig ging er umher, und der Gram zehrte an ihm, so daß selbst der Sultan, der ihn seines Frohsinns wegen liebgewonnen hatte, um ihn bekümmert wurde. Eines Tages forderte er ihn auf, sich Etwas auszubitten; wenn es nur möglich wäre, wollte er ihm es erfüllen. Da bat Schuller, ihn nach Hause zu entlassen. Vergebens stellte ihm der Sultan das Thörichte seines Wunsches vor und wie ihm an seinem Hofe die höchsten Ehrenstellen offen ständen, während er es in der Heimat doch höchstens zum Bürgermeister bringen könne. Allein was sind dem Ehrenämter und Ruhm, der sich nach der Heimat

ſehnt! Schuller beharrte auf ſeinem Verlangen und der Sultan, weil er ſchon einmal ſein Wort gegeben, ließ ihn endlich auch ziehen und gab ihm Briefe mit in ſein Vaterland, die ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffneten.

Später ſoll Johann Schuller zwanzig Jahre lang in türkiſcher Gefangenſchaft geweſen ſein, nach einer andern Sage als er die Landesſteuer nach Konſtantinopel geführt, nach Paläſtina gezogen ſein und von dort jene Roſen mitgebracht haben, die in dem Wappen über dem Thor ſeines Hauſes auf dem Marktplatz in Schäßburg heute noch zu ſehen ſind. Eine der drei Roſen ſoll in Wien abgegeben und dort lange in einer Raritätenſammlung aufbewahrt worden ſein; eine zweite ließ er in Hermanſtadt, eine dritte kam nach Schäßburg. Fürſt Apaſi adelte ihn und ertheilte ihm das Prädikat „von Roſenthal.“ Die Leute erzählen noch, wie ſie von ihren Vätern und Großvätern vernommen, was für ein ſtattlicher Mann der Bürgermeiſter Schuller von Anſehn geweſen ſei und wie er in ſeinem feinen ſchneeweißen Hemde auf der Steinbank unter dem Akazienbaum vor ſeinem Hauſe geſeſſen und Gericht gehalten habe.

384.

Steigender Aufwand

Mündlich.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts war Andreas Helwig von Mehburg ein angeſehener Mann in Reps, ſo daß er hier ſogar zum Bürgermeiſter und Königsrichter erwählt wurde. Seiner rothen Haare wegen nannte man ihn allgemein auch den rothen Königsrichter. Er hatte eine Tochter, die war Braut und ſollte getraut werden mit ihrem Verlobten. Ihre Freundinen hatten ſie aus allen Kräften feſtlich

aufgeputzt, sie gedockelt*) und viel kostbare Zitternadeln und Bänder in ihren Haarschmuck verwendet. Vor Allem freute sie die seidene Schürze, ein Geschenk des Bräutigams für den heutigen Ehrentag. Als sie nun also geschmückt, ehe der Kirchgang begann, vor dem Vater erschien, daß sie ihm danke für alle Müh und Plage, die er mit ihr gehabt von ihrer Geburt an bis auf den heutigen Tag und ihn um seine fernere Liebe und Gewogenheit bitte, sah derselbe sie lange mit stummem Wohlgefallen an, denn sie war schön und blühend und seine leibliche Tochter. Plötzlich verfinsterte sich sein Blick, und er brach, auf die seidene Schürze weisend, in bittere Vorwürfe aus über ihren Aufwand und wie sie als eine bloße Königsrichterstochter sich mit Dingen putze, die das Gesetz nur für Fürstentöchter erlaube. Aber der Bräutigam, der sich in seinem Geschenk beleidigt glaubte, nahm seine Braut am Arm und führte sie, ohne den väterlichen Segen abzuwarten, zur Kirche. So verderbt war damals schon das jüngere Geschlecht, und der Teufel der Ueberhebung und des Kleideraufwandes hielt bereits seine reichliche Ernte.

385.

Aktons Braut.

Mündlich.

Die Tochter des Schäßburger Stadtpfarrers Bartholomäus Melas war die Braut eines kaiserlichen Offiziers, Akton. Als derselbe einmal bei dem benachbarten Halwelagen im Lager stand, veranstaltete er zu Ehren seiner Braut daselbst einen Ball. Allein man tanzte bei dieser Gelegenheit so rasend, daß die Braut todt hinsank und die ganze Freude ein klägliches Ende nahm.

*) So heißt die alte Art des Aufputzes im Sachsenlande, wie er bei festlichen Gelegenheiten im Gebrauch war. Nadeln und Bänder wurden dabei besonders zahlreich verwandt. Vgl. J. K. Schuller „Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenb. 1856. p. 10.

386.

Die Krutzen vor Michelsberg.

Mündlich. Abgedruckt im Sächs. Hofrd. 1835. p. 88.

Unter der Burg von Michelsberg führt der Krutzenweg hin, ein schmaler Pfad an dem wilden Wasser hinunter. Von dort her berannten die Krutzen in alten Zeiten die Burg. Zuerst schossen sie mit Kanonen darauf, dann stürmten sie; aber wenn sie fast an der Mauer waren, so rollten die in der Burg mächtige Steine hinunter und zerschmetterten die Angreifer. Es waren die Krutzen aber eigentlich arme Leute und nicht ganz schuld daran, daß sie Räuber werden mußten. Denn als man die Stadt (Hermannstadt) baute, mußte man die Steine dazu gar weither aus der Gegend von Gurarau herholen und konnte nur sehr langsam vorwärts kommen. So beschloß man einen Kanal zu graben von Gurarau bis zur Stadt, um die Steine auf Schiffen fortzuschaffen. Zu dieser Arbeit nun wurden viele Leute aus dem ganzen Lande dahin befohlen und kamen auch und hatten sich mit Essen versehen, doch nur mit soviel, als etwa für zehn Tage hinreichte. Als aber diese Zeit um war, wollte man sie nicht nach Hause lassen; zu essen hatten sie nichts mehr; hungrig konnten sie doch auch nicht arbeiten. So machten sich ihrer 5—600 zusammen und zogen plündern in die Umgegend.

387.

Der geſoppte Krutze.

Mündlich.

Die Sicherheit der Person war in der Krutzenzeit oft nicht größer als die des Eigenthums, und häufig konnten die Feldarbeiten nicht einmal in der Nähe der Städte ohne Gefahr verrichtet werden. Auch einer Frau von Schäßburg wäre

es beinahe übel gegangen, die in jenen Jahren in der Wench*) einmal ihren Weingarten bearbeitete. Ein Kruze, der im Thal daherritt, nahm, durch das weiße Kopftuch — damals die allgemein übliche Tracht der Schäßburgerinnen — aufmerksam gemacht, ihrer wahr, ritt an die Hecke des Weingartens heran, stieg hier vom Pferde und ging, nachdem er dasselbe an einen Baum gebunden, in der Grenzfurche hinauf, um der Frau etwas anzuhaben. Diese hatte Alles mit angesehen, was geschehen war; aber sie war ein „tatriges" Weib und verlor den Muth nicht, sondern band ihr weißes Tuch an einen Weinpfahl, daß sie noch immer sich oben zu befinden schien, und eilte darauf in einer andern Furche hinunter. Zum Glück war das Rebenlaub bereits so dicht, daß sie nicht bemerkt werden konnte, sonst wäre ihre List wohl nimmer gelungen. Unten fand sie das Pferd des Kruzen, machte es frei, bestieg es, und trabte wohlgemuth der Stadt zu. Der Kruze behielt das weiße Tuch und das Nachsehn.

388.

Zikes.

Mündlich.

Als die Kruzen sich einst im Szeklerland sammelten, war es den Schäßburgern sehr daran gelegen, Kundschaft von ihnen zu erhalten. Zu diesem Zwecke machte sich ein Bürger, Namens Zikes, auf und ritt dorthin. Allein er wurde erkannt und verfolgt. Sein Pferd war zwar schneller als die Rosse der Feinde; aber zwei von diesen folgten ihm doch und waren ihm sehr nahe. Bereits war er an der Stadt angelangt und schien gerettet, als er das Weißkircher Thor verschlossen fand. Und ehe es noch aufgethan werden konnte, ereilten ihn die Feinde und hieben ihn vor den Augen seiner ohnmächtigen Mitbürger nieder.

*) Ein Feld, Aecker, Wiesen und Weinberge, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt.

389.

Wie der Binkert an die Reener gekommen.

Mündlich.

So heißt ein den Reenern zugehöriges Feld, Szent Iván zu, zu Wiesen und Maisbau benützt; eine Lagerschanze zieht sich darüber. Der General Rabutin lag vor der Zerstörung des Görgényer Schlosses dort mit seinen Völkern und wurde von den Reenern mit großer Opferwilligkeit verpflegt. Dafür schenkte er ihnen, dankbarer als viele Andre gewesen, das Gebiet des zwischen Szent Iván und Abaläja gelegenen und wegen verübter Untreue zerstörten magyarischen Dorfes Bentelke. Aber seine Person muß nicht sehr freundlich gewesen sein; denn die Reener erzählen, daß der General einen so grassen (finstern) Blick gehabt, daß wenn er in Hermanstadt ausgeritten, die Kinder voll Furcht vor ihm davongelaufen seien.

390.

Der treue Nachtwächter von Waldhütten.

Mündlich.

Ein Ort in der Nähe des Friedhofes von Waldhütten wird Kapelle*) genannt. Als die Krutzen im Lande hausten, waren sie in einer Nacht bis zu diesem Punkt gekommen und hatten im Sinn, das Dorf zu überfallen und auszurauben. Aber der Nachtwächter war auf der Hut und gewahrte die Nahenden und fing so entsetzlich in sein Horn zu blasen an, daß die Feinde, ihre Absicht verrathen oder entdeckt wähnend, sich erschreckt davonmachten.

*) Ein anderer Ort bei Waldhütten, wo früher ein (katholisches) Kirchlein soll gestanden haben, heißt „Kirchelchen," ein Wiesen- und Ackerfeld bei Denndorf „f der Kappäll."

391.

Der „junge Mann“ in Holzmengen.

Mündlich.

Die Bevölkerung des sächsischen Dorfes Holzmengen war während der Krutzenkriege so herabgeschmolzen, daß manches Haus beinahe leer stand. Daher wurde auch lange Zeit hindurch keine Hochzeit im Dorfe gefeiert. Als es zum erstenmal wieder der Fall war, da nannte man den Hausbesitzer, der sich verehlichte, ausschließlich den „jungen Mann,“ und davon heißt noch heute wer immer jenes Haus bewohnt oder sein eigen nennt junger Mann.

392.

Das Studentengrab.

Kovary a. a. O. 231.

Außerhalb der Mirisloer Gasse in Groß-Enyed liegen die Trümmer einer Kapelle. Püspöki Peter hat sie zum Andenken an jene 28 Studenten erbauen lassen, welche hier bei der Vertheidigung der Stadt gegen Tige 1704 gefallen sind. Das Volk erzählt, Gesindel*) sei auf Enyed gedrungen und das Volk mit 30 Studenten mit Knitteln ihm entgegengezogen. So blutig sei das Handgemenge gewesen, daß von den dreißigen beim Abzug der Feinde nur zwei übrig gewesen. Diese beiden tapferen Jungen steckten ihre Waffen, zwei tüchtige Weidenknüttel, bei ihrer Rückkehr am Rand der Straße in die Erde und sie grünten und wurden zu jenen breitästigen Weiden, die das Volk noch heute an dem Wege zwischen Enyed und Tövis zeigt.

---

*) Labanczok. So nannte das Volk spottend die deutschen Infanteristen in den damaligen Revolutionskriegen in Ungarn.

393.

Krutzengrab bei Kaisd.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Außerhalb des Kreutzsams in der Rohrau bei Kaisd ist ein kleiner Hügel, welcher jetzt Gansbügel heißt. Dort sollen die Gebeine der von den Kaisdern im Verein mit den Nachbargemeinden geschlagenen und getödteten Krutzen liegen. Aus der Schlacht entflohene Krutzen haben ihre Brüder bei der Nacht dort beerdigt. Kaisder Bürger haben noch vor nicht langer Zeit im Szeklerlande einen alten Mann gesprochen, der mit in jener Schlacht und bei dem traurigen Begräbniß gewesen sein wollte.

394.

Georg Soterius und sein Zögling.

Transilvania, Zeitschrift für Landeskunde, red. von J. Benigni und L. Neugeboren. II., 205.

Georg Soterius, der im Jahr 1728 als evangelischer Pfarrer von Deutsch Kreuz starb und als siebenbürgischer Gelehrter nicht unrühmlich bekannt ist, hat einen Theil seiner Studienzeit als Hauslehrer in dem Hause des evangelischen Pfarrers von Nyenhusen in Liewland zugebracht, wo er zwei Knaben und ein Mädchen zu unterrichten hatte. Dieses Mädchen soll jene Katharina gewesen sein, welche später die Gemalin des russischen Kaisers Peter I. und endlich nach dem Tode desselben Selbstherrscherin des großen Russenreichs wurde. Die Sachsenheim'sche Familie, die 1791 in den ungrischen Adelsstand erhobenen Nachkommen des Soterius, bewahrt noch einige Messerschalen aus weißem Bein, welche das arme Mädchen ihrem Lehrer und Hausgenossen zum Andenken gegeben. Eine männliche und eine weibliche Gestalt sind einander umarmend auf jeder derselben abgebildet.

395.

Karl XII. in Reps.

Blätter f. G. G. u V. 1838. 85. Mündlich.

Der Durchmarsch des Schwedenkönigs Karl XII. im J. 1714 hat die Repser über 250 ungrische Gulden gekostet, wie aus alten Rechnungen zu ersehen ist. Aber der König gab ihnen auch die Ehre, daß er in Reps das heilige Abendmal genoß und bei dem damaligen evang. Pfarrer des Orts Herrn Paulus Figuli zu Gast erschien. Als man abgegessen und der König sich entfernt hatte, fand man unter seinem Teller einen Zettel, worauf von des Königs Hand geschrieben stand: „Beten sie für den unglücklichen König von Schweden!"

396.

Eresztevény.

Marienburg Geogr. II., 183.

Nicht weit von dem Burzenländischen Dorf Honigberg liegt ein zum Haromßeck gehöriger Ort, Eresztevény. Die Honigberger nennen denselben „lött den aulde gaun" (Laßt den Alten gehn) und erzählen, daß bei Gelegenheit tartarischer Streifzüge einst die ganze männliche Bevölkerung von den Feinden zusammengetrieben und mit Ausnahme der Greise niedergehauen worden sei. Wenn die Reihe an einen Alten gekommen, habe es geheißen: „Laßt den Alten geh'n!" (magyar. ereszt ell a vényt.) Dasselbe erzählen auch die Bewohner des Ortes ſelbſt.

397.

„Er ist ein rechter Tartar."

Satellit 1851. 237.

Von Bánffy Hunyad wird erzählt, daß die männliche Bevölkerung einst von den Tatern ganz ausgerottet worden,

und dieſe ſich mit den hinterbliebenen Weibern vermählt und in dem Orte angeſiedelt hätten. Noch heute heißt es von tüchtigen muthigen Leuten daſelbſt: „Er iſt ein rechter Tartar!“

398.

Die verſchütteten Bergleute.

Nach der Erzählung des Hutmanns mitgetheilt im Satellit, 1846. 309.

Es geht eine Sage unter dem Volk von Gyalár (ein Dorf bei Hunyad mit großartigen Eiſengruben,) daß vor Zeiten 72 Menſchen ſammt Pferden in einer Grube allda verſchüttet worden und nie wieder zum Vorſchein gekommen ſeien. Die Sage bezeichnet auch den Tag des Unglücks, und noch jetzt wird an demſelben gefeiert, und kein Walach würde es wagen, dann in eine Grube zu ſteigen. Im Jahre 1841 wurde die Grube, welche als der Schauplatz jenes Unglücks genannt ward, eröffnet; ein Stück Fels ſtürzte unter den Händen der Arbeiter plötzlich in einen tiefen Abgrund, und man ſah, daß hier ein großer Raum ſchon früher ausgebeutet worden war. Als man den Grund erreichte, fand man Skelette von Thier- und Menſchenknochen, Geräthſchaften und Münzen, die deutlich auf die Römerzeit hin zeigten.

399.

Der Kaiſder Wächterruf.

Transsilvania Bibl. zum Sieb. Boten 1840. 326.

Auf einem Vorſprung des weſtlich von Kaiſd liegenden Berges liegt die Kaiſder Burg, von mächtigen Nußbäumen umkränzt und in ihren Mauern und Thürmen ziemlich wohl erhalten. In dem Thorthurm hängt eine kleine Glocke mit gothiſcher Inſchrift und Jahrzahl (wahrſcheinlich 1506). Jeden Morgen läutet ſie der Wächter und wenn ſie Abends ausgeklungen, rief er früher mit lauter Stimme in die

ruhige Nacht hinaus, daß es weithin ſcholl: „Nicht dieſen Weg! Ich ſehe dich wohl, du Räuber!“

400.

Ewiges Wachtfeuer.

Mündlich.

Bei der Kirche von Mettersdorf ſteht ein alter Thurm, deſſen untere Halle ganz von Rauch und Ruß geſchwärzt iſt. Dort brennt das ewige Feuer. Eigens dazu beſtellte Wächter unterhalten es mit den von den Bürgern des Orts der Reihe nach zugeführten Holzblöcken und Klötzen. Man ſagt, das Dorf ſei früher in den Türkenzeiten einmal durch die Unachtſamkeit der Wächter vom Feind überfallen worden und daher habe man den Wächtern ſpäter geboten, jenes Feuer zu unterhalten, damit ſich Jedermann im Dorf und auf dem Lande an dem Schein und Rauch desſelben von ihrer Wachſamkeit überzeugen könne.

401.

Ueble Straßen.

Mündlich.

Die Straßen in Siebenbürgen ſind in den alten Zeiten, die man ſo gerne die guten nennt, nicht beſſer geweſen als heute. Vor hundert Jahren war die Wegſtrecke zwiſchen Schäßburg und der Steinlei ſo grundlos kothig, daß ſie zu Fuße faſt gar nicht zugänglich war, und auch zu Wagen hielt es ſchwer durchzukommen, da an manchen Stellen der zähe Koth über dem Boden des Fuhrwerkes zuſammenſchlug. Eine eigentliche gebaute Straße gab es nicht; hundert Geleiſe durchſchnitten den Boden und zogen ſich in mannichfachen Windungen zwiſchen den Gärten dahin. Da geſchah es, daß einmal ein Trupp Soldaten in die Stadt kommen ſollte. Als aber der Führer auf der Steinlei angelangt die furchtbare

Sumpfstrecke vor sich sah, ließ er seine Leute Halt machen und den Stadthaunen, der über die Straßen gesetzt war, vor sich laden. Dieser glaubte, der Herr Kommandant wünsche einen feierlichen Empfang, zog seinen Sonntagsstaat an, setzte sich in seinen Wagen und fuhr hinaus. Ob und wie vielmal er bis zur Steinlei stecken geblieben wird nicht gemeldet. Als er an dem Hügel, wo die Truppe hielt, angelangt war, stieg er natürlich ab, um seine Worte anzubringen. Aber dem Kommandanten war es nicht um Worte zu thun gewesen, sondern um etwas ganz Anderes. Er ersuchte nämlich den Herrn Stadthaunen mit Hinweisung auf den schönen Weg, seinen Leuten voranzugehen und sie dadurch von der Möglichkeit des Durchkommens thatsächlich zu überzeugen. Gut oder übel mußte der weise Herr voranspazieren und die Lehre bekam ihm so wohl, daß man kurze Zeit später rüstig an der Herstellung der Straße arbeitete.

402.

Hennersloch.

Mündlich.

Hohndorf zu haben die Halwelagener einen sehr schönen Grund, Hennersloch genannt. In dieses Thal soll sich einst ein gewisser Henner zurückgezogen und daselbst ein einsiedlerisches Leben geführt haben.

403.

Das Mädchen von Schellenberg.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1838. 57.

Schellenberg ist ein Dorf bei Hermannstadt und zeichnet sich vor vielen Städten des Landes dadurch aus, daß ein Blitzableiter an seine Kirche angebracht ist. Vor vielen Jahren hat sich hier eine ergötzliche Begebenheit zugetragen. Ein junger Bursche, der seine Mutter verloren hatte, lebte mit

seinem bereits betagten Vater zusammen in einem Hause. Der Vater wünschte vor seinem Tode den Sohn gerne versorgt zu sehen, wußte auch daß ein christliches Haus nicht in Ordnung bestehen könne ohne eine christliche Hausfrau, und drang daher in den Sohn, sich zu verehelichen. Der hatte auch bereits sein Auge geworfen auf eine schmucke Jungfrau am andern Ende des Dorfes; dieselbige war ihm von Herzen gut und die Sache schien ihre volle Richtigkeit zu haben. Aber Mädchen wollen gebeten sein und sich nicht beim ersten Anlauf erobert wissen. Als daher unser Bursche um die Hand unserer Schellenbergerin förmlich beim Vater und Mutter angehalten hatte, und das Mädchen mit der Mutter allein war, machte es allerhand Einwendungen und versicherte, daß es den Burschen noch gar nicht so gut kenne und so sehr liebe, um ihm gleich ohne Weiters ihre Zusage zu geben. Vergebens gab ihr die Mutter, die den Werber gerne zum Schwiegersohn haben mochte, zu bedenken, daß der Bursche tüchtig sei und ein Erbe habe, und daß es noch andere unverheiratete Mägde im Dorfe gebe und der Freier bei dem Drängen seines Vaters vielleicht bei einer Andern anzuklopfen genöthigt sein werde; das Mädchen holte immer neue Einwendungen hervor, bis die Mutter endlich überdrüßig ausrief: „Nun, zwingen werde ich dich nicht!“ Aber das Mädchen hatte es ganz anders erwartet und rief, entsetzt über diese Rede, die im Grunde gar nicht nach ihrem Sinne war, ohne sich zu bedenken: „Ach Mutter, zwingt mich doch!“ Im nächsten Augenblick hatte der Bursche des Mädchens Einwilligung, und sie werden denn auch wahrscheinlich Mann und Frau geworden sein.

404.

Der Stein am Raupenberg.

Satellit. 1841. 137. Mündlich.

Am Raupenberg bei Kronstadt, nur durch die sogenannte „graft“ von der Stadtmauer getrennt, lag viele Jahre ein

Stein, der führte die Aufschrift: „Wüßtest du was unter mir hier stehet, hättest du mich längstens umgedrehet.“ Mancher versuchte, von Neugier getrieben, auch wohl reiche Schätze hoffend, den Stein zu bewegen; aber noch Jeder hatte unverrichteter Sache ablassen müssen. Da machten sich einmal drei Bursche an die schwere Arbeit und standen nicht ab, bis es ihrer gemeinsamen Anstrengung gelungen, den Stein umzukehren. Was fanden sie? Weder Schatz noch sonst etwas, das sie erfreut hätte. Auf der unten gelegenen Seite lasen sie die Worte: „Habet Dank, daß ihr mich umgedreht.“

405.

Das Falkennest.

Mündlich. Als Grundlage einer Novelle „Ilana und Wassit“ benützt von M. Fuß in den Blättern f. G., G. u. V. 1839. 61.

An der unzugänglichsten Stelle des Gemsensteines (wal. piatra Kaprilor) oder, wie ihn die Sachsen nennen, des Falkensteins, eines steilen zum Zoodthal gehörigen Felsens hing ein Falkennest. Ein walachischer Jüngling versuchte seinem Mädchen zu Lieb dasselbe einst zu ersteigen, verunglückte aber bei dem Wagniß.

406.

Die Apostelkammer in der Kirche zu Mühlbach.

Mündlich.

In der Mühlbacher Kirche sieht man an einer Stelle eine schwere eiserne Thüre, wodurch man über steinerne Stufen in eine Kammer gelangt, wo noch vor kurzer Zeit zwölf Bildnisse, die Apostel vorstellend, in goldenen Rahmen zu sehen waren. Als die Apostel, so erzählt man, von den Juden und aller Welt verfolgt wurden, nahmen sie ihre Zuflucht nach Mühlbach und wurden hier geschützt. In jene Kammer versteckt und eingeschlossen, schrieben sie ihre frommen Schriften.

Zum Andenken daran wurden später ihre Bildnisse an diesem Orte aufgehängt und erinnerten bis in die letzten Tage herab an jene längst vergangene Zeit.

407.

Das Kreuz bei Schweischer.

Mündlich

Bei Schweischer heißt ein Wald „auf dem Kreuzchen" (sächs. „aff'm Kroizken"). Dort soll einst ein schönes Kreuz gestanden haben. Die Aeltesten des Dorfes sagen übereinstimmend, ihre Eltern und noch mehr ihre Ureltern hätten ihnen die Stelle gezeigt, wo sie das Kreuz hätten stehen gesehen; auch seien Leute unter dasselbe zu beten gegangen.

Sonst erzählt man auch, ein kostbares, goldenes oder übergoldetes Kreuz sei aus der Kirche von Schweischer als Sicherung für geborgtes Geld nach Hermannstadt verpfändet worden; ob aber vom Altar oder woher sonst, weiß Niemand anzugeben.

408.

Csik und Gyergyo.

Stephanus Lakatos in seiner Siculia bei Benkö Milkov. II, 135. Timon Additam. ep. II, bei Benkö Milk. II 151.

Als ein Theil der Szekler die Gegend am obern Alt besetzte, kamen sie über das Gebirge Mitaes und blieben am Alt stehen. Da sie sich hier Nahrung suchten, fingen sie eine Menge Wetterfische, die man magyarisch csik nennt, und benannten die Gegend darnach.

Von der Gyergyo, der Hochfläche am obern Mieresch, erzählt man, sie habe den Namen von dem Ausruf: „Jer. jó" („Komm; hier ist's gut"), womit eine alte Frau die einwandernden Szekler zur Ansiedlung eingeladen habe.

409.

Lügenbrücken.

Mündlich.

Dergleichen gibt es noch viele im Vaterlande. Auf der in Kronſtadt verſammeln ſich die Arbeiter und warten, wer ihnen vielleicht Beſchäftigung und Brot biete für den Tag. Einſt ſaß jeden lieben Tag, den unſer Herrgott gab, ein Bettler auf derſelben und erwarb ſich dadurch eine Gabe von den Vorübergehenden, daß er ihnen auf ihr Begehren oder auch unaufgefordert recht handgreifliche Lügen ſagte. Davon bekam der Platz ſeinen Namen.

410.

Das unglückliche Thurmgeländer.

Mündlich.

Der Biſtritzer Thurm ſoll über dritthalbhundert Fuß hoch ſein. An demſelben läuft in beträchtlicher Höhe ein ſteinernes Geländer herum, das ſchon Manchen unglücklich hat werden laſſen. So legte ſich einmal der Nachtwächter auf die Brüſtung desſelben, um die Stunde nicht zu überhören oder zu verſchlafen; die Angſt vor der Möglichkeit des Hinunterſtürzens ſollte ihn wach erhalten. Aber einſt ſchlief er doch ein und fiel hinab, um nicht wieder aufzuſtehen.

Und ſollte man es denken, ein Schneider wettete einandermal, daß er auf dem gefährlichen Platze ein Paar Hoſen nähen wolle. Und wirklich ſetzte er ſich auf das Geländer, ließ die Füße hinüberbaumeln und begann die Arbeit. Aber der Menſch ſoll ſich nicht zu Großes zutrauen. Noch wenige Stiche nur hatte unſer Schneider zu machen, da wollte ihm der Zwirnknäuel entfallen; er haſchte darnach, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte hinunter und zerplatzte in ſo kleine Stücke, daß man ihn im Leintuch nach Hauſe tragen mußte.

411.

Mörderreue.

Mündlich.

In dem zum Elisabethstädter Bezirk gehörigen Dorf Großalisch lebten einst zwei Brüder. Der Eine fand einen Brunnen auf dem Felde, in dem ein Silberschatz verborgen lag, und holte öfters von demselben. Als sich aber sein Hauswesen ungewöhnlich rasch erhob, erregte er den Verdacht der Leute und am meisten seines Bruders. Dieser belauschte ihn einmal, entdeckte die Quelle seines Wohlstandes, ließ sich vom Bösen verführen und erschlug den Bruder in einem Hohlweg, als dieser mit Silber beladen heimwärtsging. Als er nun aber mit dem auf so schreckliche Art erworbenen Gut weiter ging, erfaßte ihn im nächsten düstern Hohlweg, durch den der Pfad führte, bittere Reue und er weinte heftig. Mit Mühe nur ging er in seinen schweren Gedanken bis zu einer nahen Quelle; dort setzte er sich nieder und seine Zähren flossen in dieselbe. — Von dieser Begebenheit führen Silberbrunnen, Mord- und Weinenshohlweg und Thränenquelle ihre Namen (sächs. sälwerbrännen, mirdhill, winighill, thraenequell.)

412.

Der Hängegrund bei Propstdorf.

Mündlich.

Ein Thal bei dem Dorfe Propstdorf — bei Agnetheln — heißt hègrainyd (Hängegrund). Einige Knaben hüteten daselbst einmal die Pferde und hatten sich zum Zeitvertreib unter einen Baum versammelt, der noch heute steht. Da schlug einer vor, Aufhängens zu spielen. „Ich selbst will der erste sein, den man hängt; wenn ich aber pfeife oder zappele, so nehmt mich herunter, daß es auch an einen andern komme.“ Der Vorschlag wurde angenommen; man knüpfte einige Peit-

ſchen zuſammen und knüpfte den Knaben daran auf. Plötzlich läuft ein Haſe vorüber; die Knaben laufen ihm nach, vergeſſen des Gehängten und finden ihn, wie ſie zurückkommen, erwürgt. Davon hat der Grund jenen Namen.

413.

Der überliſtete Betrüger.

Mündlich.

Die Mühlbächer waren gar oft feindlichen Einfällen ausgeſetzt und erfreuten ſich daher nicht eben großer Sicherheit ihres beweglichen Eigenthums. Daher vertrauten ſie häufig der Erde an, was Fleiß und Sparſamkeit ins Haus gebracht, Geld und Koſtbarkeiten zumal. So hatte wieder einmal ein Mühlbächer einen Schatz in ſeinen Weingarten vergraben, der Nachbar ihn aber bei der Arbeit belauſcht und das ſicher geglaubte Eigenthum entwandt. Einige Zeit darauf wollte Jener nach ſeinem Schatz ſehen; ging hinaus in den Weingarten, grub und fand — wer ſchildert ſein Entſetzen — das Neſt leer und den Vogel ausgeflogen. Sein Verdacht traf den Nachbar. Da erſann er ſich eine Liſt, wodurch er vielleicht wieder zu ſeinem Eigenthum kommen könne. Er ging zum Nachbar, entdeckte ihm als einem guten Freunde unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, daß er bereits vor längerer Zeit einen kleinen Schatz vergraben habe, zu dem er nun noch bedeutende Koſtbarkeiten, die er auch näher bezeichnete, fügen wolle, und daß er ihm dies mittheile, damit im Falle ſeines plötzlichen Todes doch Jemand um die Sache wiſſe und ſeine Erben davon in Kenntniß ſetzen könne. Der Nachbar fand ſich ſcheinbar geehrt durch dieſes Vertrauen, hatte aber nichts Nöthigeres zu thun, als den geſtohlenen Schatz ſchleunigſt wieder an den frühern Ort zu tragen, um in den Beſitz des größern zu gelangen. Wie nun beide Nachbarn hinausgingen in den Weingarten, und der Eine ſein frü-

beres Eigenthum wieder an Ort und Stelle fand, dankte er dem Nachbar von Herzen, nahm ſeinen Schatz und trug ihn wohlgemuth nach Hauſe. Dem Andern blieb das Nachſehen, und es wird ihm wohl auch an Spott und Schande nicht gefehlt haben.

414.

Frauendorf.

Mündlich.

Frauendorf iſt ein Dorf zwei Stunden von Mediaſch. Daſelbſt lebten einſt zwei Brüder, die von ihren Eltern nichts erbten, als eine Kuh. Ueber deren Theilung entſtand Streit zwiſchen Beiden; endlich verglichen ſie ſich dahin, daß die Kuh dem gehören ſolle, in deſſen Stall ſie von der Weide heimkehrend hineinginge. Da bauten Beide, der Eine einen ſchönen kunſtgerechten Stall, der Andere — den man auch Eulenſpiegel nennt — einen aus grünen Reiſern. Die Kuh ging natürlich in den letztern hinein und wurde ſo Eulenſpiegels Eigenthum. Dieſer aber wußte nicht, was damit anzufangen ſei; endlich ſchlachtete er ſie, lud die ganze Gemeinde zuſammen und gab ihr einen großen Schmauß. Zum Dank dafür ſpeiſte er dann im ganzen Dorf herum, und ſo lebte er ein Jahr lang. Darauf verließ er die Heimat und blieb lange aus, bis er einmal mit einer großen Schaafherde heimkehrte. Die Nachricht davon verbreitete ſich ſchnell im Ort, und alle Männer eilten hinaus ihm entgegen und fragten ihn, wie er zu den vielen Schaafen gekommen ſei. Er aber trieb dieſe an dem hohen Kokelufer hin, zeigte ins Waſſer, wo ſich die Schatten der Schaafe hinbewegten, und ſagte: „Von da unten.“ Da ſprangen alle Männer hinunter, um ſich Schaafe zu holen und ertranken, wodurch faſt alle Weiber Witwen und das Dorf ein Frauendorf wurde.

415.

„Er nimmts ihm noch vom Herzen ab, wie der Fotoſcher dem Martonoſcher.“

Kövárz a. a. O. 242.

Dieſe Redensart iſt alſo entſtanden. Ein armer Mann aus Martonoſch im Háromszék blieb einmal einem Fotoſcher — ein Dorf ebendaſelbſt — einen Poltra ſchuldig. Der Gläubiger mahnte mehrmals; da er aber ſein Geld nicht bekam, ſchwur er, er wolle es dem Martonoſcher noch von ſeinem Herzen abnehmen. Der Schuldner ſtarb und ward nach damaligem Gebrauche in die Kirche gelegt. Der Fotoſcher aber trank ſich einen tüchtigen Rauſch an und kam ſeinem Schwur gemäß ſeinen Poltra noch von ſeinem Herzen zu nehmen. Aber was ihn, wie er gehofft, ſtärken ſollte, machte ihn gerade ſchwach und er ſchlief zwiſchen den Kirchenbänken ein. Als er erwachte, war die Kirche voll Leute: die in jener Gegend damals berüchtigten rothhemdigen Räuber theilten ihre Beute.

Da geſchah es, daß ſie über einen rubinbeſetzten Säbel ſich nicht einigen konnten und ihn dem Hauptmann gaben, doch unter der Bedingung, wenn er den Muth habe, denſelben in dem Herzen des Todten umzukehren. Der Räuberhauptmann nahm es auf ſich, ergriff den Säbel und erkletterte das Gerüſte, worauf der Todte lag. Eben will er die unmenſchliche That vollbringen, als die Bahre umfällt und der Scheintodte ſich aufrichtet. Bei dieſem Anblick erfaßt Furcht die Räuber, ſie fliehen ohne auch nur ihr aufgezähltes Geld zuſammenzuleſen. Der Todtgeglaubte aber und ſein Gläubiger theilen das Geld bis zum letzten Pfennig; wie aber die Theilung zu Ende iſt, kommt dem herzloſen Fotoſcher ſein Poltra in den Sinn und er verlangt ihn. Es entſteht Zank. Da blickt der Kopf eines Räubers zum Fenſter herein; der Schuldner reißt ihm raſch die Mütze vom Kopf und wirft ſie

dem Gläubiger mit den Worten hin: „Nimm für deinen Poltra!“ Der Räuber aber, welchen der Hauptmann abgeschickt hatte zu sehen, ob sich von dem zurückgebliebenen Gelde nichts mehr retten ließe, kehrte erschreckt zurück und meldete dem Hauptmann, es seien soviel Menschen in der Kirche, daß aus ihrem Gelde jedem nicht einmal ein Poltra zugefallen, weshalb sie einen mit seiner eigenen Mütze zufriedengestellt hätten.

416.

Schorscher Kirchbau.

Mündlich aus Rohrbach.

Die Einwohner von Schorsch bei Fogarasch wollten einmal eine Kirche bauen. Sie bauten sie auch wirklich, hatten aber auf die Fenster vergessen. Als nun die Leute in die neue Kirche gingen, das Wort Gottes zu hören, war es vergebens; denn es war daselbst stockfinster und sie mußten herauskommen. Und die Gemeindevorsteher wußten auch nicht, wie das Licht in die Kirche zu bringen sei. Endlich nahmen sie einen Sack, und wie sie sahen, daß sich in denselben Licht befand, liefen sie geschwind damit in die Kirche, den Sack mit dem Licht daselbst auszuleeren. Als sie aber hineinkamen, war das Licht aus dem Sack verschwunden. Eben wollten sie denselben Versuch wiederholen, als einer in die Höhe sah und gewahr wurde, daß ein Specht an der Mauer pickte. Voller Freude schrie er den andern zu: „Kommt herbei; seht den Meister, der Fenster machen kann.“ Alles lief hinzu und rief: „Laßt uns ihn fangen.“ Man trug eine Leiter herbei, da flog der Specht von dannen; die Leute ihm nach bis in den Wald, wo er in ein Loch schlüpfte. Nun sollte die Leiter wieder herbeigeholt werden, was aber, da die Träger sie quer trugen und deshalb die Eichen auf ihre Breite abgehauen werden mußten, keine leichte Arbeit war.

Nachlese.

Deutsche mythische Sagen.

417.

Die Teufelsfurche.

Mündlich.

Bei Feldorf zieht ein sonderbarer Graben auf der Kante eines links vom Bach sich erhebenden Berges, Teufelsfurche genannt. Das Feld herwärts davon gehörte den Feldorfern, aber ein Zendrischer schwur es ihnen mit Erde in den Stiefeln ab. Der hat aber auch seinen Lohn bekommen; denn in der nächsten Nacht hörte man ein Brausen und sah, daß der Teufel den Betrüger vor den Pflug gespannt hatte und mit ihm die genannte Furche pflügte.

418.

Der betrogene Betrüger.

Mündlich aus Rüppach.

In einem Dorfe lebte ein junger, schöner Bursche; der liebte die Mädchen übermäßig; aber seine Liebe war nicht rein, er dachte nur darauf, die armen Dirnen zu verführen. Da dieß jedoch nicht immer gelang, so machte er einen Pact mit dem Teufel, der ihm die Gabe verlieh, so bezaubernd zu pfeifen, daß alle Mädchen ihm nachfolgen mußten. Dafür sollte aber jede zwölfte Seele dem Teufel angehören. Nach dieser Uebereinkunft ging der Bursche jeden Abend pfeifend durch die

Ernsten des Dorfes, und kein Mädchen, das ihn hörte, vermochte zu widerstehen, sondern sie ließen Spindel und Rocken aus den Händen fallen und stürzten hinaus dem schönen Pfeifer nach. Dann nahm er die Schönste am Arm und führte sie hinaus aus dem Dorfe und weiter tief in den Wald und hatte da seine Lust mit ihr; und wenn er sein unreines Verlangen gestillt, so hing er die arme Dirne an einen Baumast auf und kehrte zurück. Das ging so fort; alle Mädchen des Dorfes waren vernarrt in den bösen Buben, er verführte eine nach der andern, und keine, die mit ihm gegangen, kehrte jemals wieder. Elf Mädchen hatte er so ums Leben gebracht; Niemand wußte wohin sie gekommen waren, aber man hatte Verdacht auf ihn, er war der Schrecken der Väter, der Mütter und Brüder. Als er's nun eben wieder auf eines der schönsten Mädchen abgesehen hatte, sprach der Bruder, der ihr sehr ähnlich war: „Ich sehe, der Bube geht dir nach; aber du folge ihm nicht, sondern gib mir deine Kleider! so will ich sie anziehen, und wenn er dich lockt, so will ich mit ihm gehen und sehen, was geschieht." Der Bruder kleidete sich in die Gewänder der Schwester und harrte zur bestimmten Stunde auf das Zeichen. Als das Pfeifen auf der Straße erklang, konnte die Schwester nicht widerstehen und stürzte sogleich zur Thüre. Der Bruder aber, ein starker Jüngling, schleuderte sie weit zurück, sperrte sie ein, und ging an ihrer Statt hinaus zu dem bösen Pfeifer und mit ihm fort in den tiefen Wald. Da sah er im Mondschein elf Jungfrauen an den Bäumen hängen; der Verführer deutete darauf und sprach: „Mache dich bereit zum Tode, denn du mußt die zwölfte sein." „„Gerne,"" sprach der Verkleidete, „„ich liebe dich so sehr, daß ich willig für dich sterben will, nur laße es sogleich geschehen und schone meiner Ehre!"" „Diesen Wunsch will ich dir erfüllen," antwortete jener — denn er wollte dem Teufel so bald als möglich das Seine geben. Als er aber die Schlinge hervorzog,

packte sie der Andere schnell, warf ihm sie über den Hals, zog fest und knüpfte ihn an den nächsten Ast. Alsbald erhob sich ein Wind und im Wind eine Stimme, die rief: „Dein Glück, daß er hängt und nicht du! denn die zwölfte Seele ist mein.“

419.

Weiße Jungfrauen.

Mündlich

a) Ein alter Mann in Mühlbach schlief in einer Sommernacht auf dem Schopfen. Gegen Mitternacht erwachte er und sah eine schneeweiße Jungfrau vor sich, die stand unbeweglich, blickte ihn ruhig und mild an und streckte ihm zuletzt die eine Hand, worin sie ein weißes Tuch hielt, ein klein wenig entgegen. Er sah die Gestalt lange starr an, und so lange er's that, blieb sie ebenso beharrlich vor ihm stehen; als er aber endlich mit dem Augenlied zwinkte, war sie augenblicklich verschwunden. Er hatte sein Glück nicht verstanden; hätte er das Tuch ergriffen, so hätte ihn die Jungfrau zu unermeßlichen Schätzen geführt.

b) In dem Wirthshause, das rechter Hand vor dem obern Thore in Mühlbach liegt, ging die Wirthin einmal in der Nacht in den Stall. Da stand dort eine schneeweiße Jungfrau, blickte sie fest an und deutete mit dem Zeigefinger auf den Boden. Als das Weib hinsah, lagen da eine Menge funkelnder Goldstücke. Sie fing an deren aufzulesen und in die Schürze zu sammeln. Sobald sie aber in der Schürze waren, schienens lauter Kieselsteine. Aergerlich warf das Weib ihren Vorrath wieder weg. Da klirrte es aber wie Gold, und augenblicklich waren Goldstücke und weiße Jungfrau verschwunden.

c) In der Rosengasse in Mühlbach steht ein altes Haus, da wohnte vor etwa 70 oder 80 Jahren der Glockengießer Wolf, der die schöne große Glocke gegossen hat. Der sah einmal, als er in seinen Keller trat, eine Flamme aus dem Bo-

den schlagen, und weil er vermuthete, daß da Schätze sein müßten, befragte er einen weisen Mann darüber. Der sagte ihm, daß dort unten wirklich ein großer Schatz liege, der einer weißen Jungfrau und ihren beiden Töchtern gehöre. Die Jungfrauen sammt dem Schatz seien dahin verwünscht, und ein schwarzer Hahn liege auf dem Schatz, und wer das Räthsel zu lösen wisse, der erhalte den Schatz und erlöse die Jungfrauen. Der Glockengießer sann oft viel nach, schlachtete auch einmal einen schwarzen Hahn über der Stelle, wo er's blühen gesehen, und ließ dessen Blut in den Boden rinnen; aber damit war das Räthsel noch nicht gelöst, und der Schatz ist verborgen bis auf den heutigen Tag.

420.

Kirchhofgespenst.

Mündlich aus Mühlbach.

Ein Bäcker hatte eine tüchtige und muthige Magd; die schickte er, da ihn spät in der Nacht ein Gelüst nach Bier ankam, mit einem Kruge zur nächsten Schenke, nachdem er sie zuvor gefragt, ob sie sich nicht fürchte; denn ihr Weg führte über den Kirchhof. Anne Marie aber lachte solcher Frage, nahm flink den Krug und ging furchtlos und ohne daß ihr dabei etwas begegnet wäre, mitten durch die Gräber des Kirchhofes hin, kam in die Bierschenke und ließ ihren Krug füllen. Als sie aber auf dem Rückwege wieder über den Kirchhof kam, — siehe, da saß eine weiße Gestalt auf einem der Gräber und versperrte ihr den Weg. Nun liebten sich das Mädchen und Bäckerknecht. Als sie daher jene Gestalt sah, glaubte sie, es sei der Gesell, der sie erschrecken wolle, lachte und rief ihm zu: „Heda, geh mir aus dem Wege! ich fürchte mich doch nicht.“ Die Gestalt im weißen Hemde rührte sich nicht. Da gebt Anne Marie auf sie zu: „wart ich will dir dein Hemd ausziehen!“ und indem sies sagt, thut sies auch. „Siehst du?

— nun bist du fingernackt; schäm dich!“ so sagend, geht sie mit dem Hemde davon. Zu Hause sieht sie sogleich nach dem Gesellen; der aber schießt eben das Gebäck in den Ofen: er kann nicht auf dem Kirchhofe gewesen sein. In der nächsten Nacht nun um 11 Uhr rufts am Fenster: „Gib mir mein Hemde!“ Das Mädchen öffnet den Laden, wirft den Lacken hinaus und will schnell wieder schließen; bis sie's aber thut, ist auch das Hemde wieder zu ihr zurückgeflogen. So oft sie's versucht — sie kann's nicht los werden. Um 12 Uhr ruft die Stimme draußen: „Ich muß nun gehen; aber ich erwarte dich morgen Nacht an derselben Stelle, wo du mir mein Kleid nahmst; denn hast du mir's ausgezogen, so mußt du mir's auch wieder anziehen.“ Das Mädchen erzählt nun die Geschichte dem Liebhaber; dieser will sie begleiten. In der folgenden Nacht gehen sie beide mit dem Hemde auf den Kirchhof. Die Gestalt sitzt da, das Mädchen wirft ihr das Hemd hin. „Du mußt mir's auch anziehen.“ Sie wirft ihr's über den Kopf. „Auch über die Arme!“ Sie nimmt rasch einen Arm und steckt ihn in den Aermel. „Auch den andern!“ Kaum hat sie auch dieß gethan, so umfaßt der Todte sie, drückt sie an sich und ist im Nu mit ihr versunken.

421.

Die Wasserfrau und ihre zwei Söhne.

Mündlich.

Auf der Straße von Mehburg nach Reps war früher ein schöner Wald, in diesem Wald ein See; und in dem See wohnte eine Wasserfrau. Tausend Jahre war sie mit keinem Manne zusammen gekommen; da geschah es einmal, und siehe nach einem Jahre gebar sie zwei Söhne. Den ältern hieß sie Ifkan, den jüngern Isgau. Als beide groß waren, sagte die Mutter zu ihnen: „zweierlei ist euch bestimmt: einer wird als berühmter Kriegsheld ein großes Land unterwerfen, darüber

König werden, aber von seinen Unterthanen gehaßt und am Ende abgesetzt werden; der andere wird nicht so glänzende Thaten verrichten, aber dennoch am Ende König werden und glücklich sein. Wählet!“ Der Aeltere wählte das erstere, dem Jüngern blieb das zweite.

Da hatte Isfan sogleich ein mächtiges Heer; damit zog er hinaus aus Siebenbürgen, eroberte ein großes Land und ließ sich eine Hauptstadt bauen und regierte, da er nicht sterblich war, viele hundert Jahre. Zuletzt verführte er aber ein lasterhaftes Leben, peinigte das Volk. Da empörte es sich, setzte ihn ab und jagte ihn aus dem Lande. Nun grämte er sich sehr und wünschte sich den Tod; allein er konnte nicht sterben. Da zog er wie ein Wahnsinniger von einem Ort zum andern und wurde überall fortgejagt, endlich kam er auch zu seiner Mutter. Die erbarmte sich seiner, nahm eine Ruthe und berührte ihn damit ohne ein Wort zu sagen, — und siehe, da sank er hin und war todt.

Isgau, der jüngere Sohn, hatte sich immer in der Nähe des Sees bei seiner Mutter aufgehalten; und wenn Jemand in der Gegend Unglück hatte, dem stand er bei und half; so verschaffte er den Leuten ihr gestohlenes Vieh zurück, so besserte er die Wägen aus, die im Walde zerbrachen, so schützte er die Wandernden vor Räubern. Nach langer Zeit, als der König starb, wählte das Volk ihn zum König, denn einen würdigern konnte es nirgends finden. Isgau zog nun in die Königsburg und regierte weise und gerecht, und das Volk liebte ihn.

Als die Sachsen nach Siebenbürgen kamen, hielt es Isgau gut mit ihnen; allein siehe da, es brachte ihm doch den Tod. Es geschah nämlich, daß viele von ihnen sich an dem See niederließen und den ganzen Wald ringsherum niederschlugen. Nun trocknete der See durch die Sonne allmälig aus, und so verlosch auch das Leben Isgaus und seiner

Mutter, der Waſſerfrau, ſo langſam und ſchön, wie eine Lampe, wenn ihr das Oel ausgeht.

422.

Der alte Soldat.

Mündlich aus Kiesdorf

Ein Soldat, der lange treu gedient hatte, verlangte, alt und müde, endlich ſeinen Abſchied. Der Kaiſer bewilligte ihm denſelben auch; aber bevor er ihn entließ fragte er ihn, wovon er nun leben werde, und wollte ihm einen Gnadengehalt ausſetzen. Der Soldat aber weigerte ſich dieſen anzunehmen und meinte, das wenige, was er brauche, werde ihm Gott ſchon zukommen laſſen und mit dem Groſchen, den er habe, könne er ſchon nach Hauſe kommen. Und ſo machte er ſich auf den Weg. Da begegnete ihm ein alter Mann und ſprach zu ihm: „Gib heraus was du haſt; alles iſt mein!“ Spricht der Soldat: „Da wirſt du nicht reich werden, denn ſiehe, ich habe nur drei Kreuzer. Von dieſen will ich dir geben, wie viel du verlangſt.“ Da forderte der alte Mann einen Kreuzer. Den gab ihm der Soldat und ging weiter ſeines Weges. Bald aber tritt ihm wieder ein alter Mann entgegen und verlangt von ihm Alles, was er habe, und empfängt wieder einen Kreuzer. Und das geht ſo bis zum drittenmale. Wie nun der Alte auch den dritten und letzten Kreuzer empfangen hat, ſpricht er: „Siehe, ich bin Einer und derſelbe, der dich dreimal angeredet hat, und weil du mir von deinem Wenigen immer gegeben haſt, ſo wünſche dir nun ſelbſt etwas, und es ſoll dir gewährt werden; denn ich bin der Heiland und kann dir verſchaffen was du wünſcheſt.“ Nachdem der Soldat nun ein wenig nachgedacht, begehrte er vom Heiland nichts anderes als einen Sack, und wenn er ſpreche „Pack dich in den Sack“ ſo ſolle was er wolle in den Sack hinein gehen müſſen. „Ich ſehe“ ſprach der Heiland „daß du

ein kluger Mensch bist und begehrst nicht Schätze noch Reichthümer; den Sack sollst du haben," und reichte im Augenblick ihm einen hin.

Damit kam nun der Soldat nach Hause in die Hermannstadt. Dort war es aber seit langer Zeit im Bruckenthalischen Palaste nicht geheuer; ein Geist ging darin um, und wer es unternahm, in einigen Zimmern zu schlafen, war am Morgen sicherlich eine Leiche. Das hörte der alte Soldat und ging sogleich mit seinem Sacke zum alten Bruckenthal und bat ihn um Quartier für eine Nacht in jenen Zimmern. Vergebens warnte ihn der alte Herr, er werde es mit dem Leben büßen; der Soldat blieb fest und bat nur um zwei Lichter und eine Bibel. Die wurden ihm denn auch gegeben und ein gutes Abendessen mit Wein und Braten dazu. Er aber aß und trank nur wenig, weil er wach und nüchtern bleiben wollte, schlug die Bibel zwischen den zwei Lichtern auf und las fleißig darin. Endlich nahte die Mitternacht; es wird unruhig in den Zimmern; der Soldat liest immer eifriger in der heiligen Schrift. Da kracht's, und ein Menschenschenkel hängt an der Zimmerdecke. Der Soldat aber bleibt ruhig und spricht: „Wo ein Schenkel ist, da muß auch der andere sein." Da läßt sich auch dieser herunter. Der Soldat spricht: „Wo zwei Schenkel sind, da muß auch Brust und Arm sein." Auch diese kommen zum Vorschein. Und wie jener darauf sagt: „Zu einem ganzen Körper gehört auch ein Kopf," da fällt ein ganzer Mensch von der Zimmerdecke herunter, geht auf den Soldaten los und packt ihn würgend an der Kehle. Der aber ruft schnell: „Pack dich in den Sack," und drinnen im Sacke steckte das Gespenst und fing bald an zu bitten, er möge es herauslassen, es wolle ihm nichts thun. Der Soldat läßt ihm aber nur den Kopf heraus, der war ganz grau, und fragt, was es hier zu suchen habe. Das Gespenst bittet aber, es ganz herauszulassen, so wolle es alles sagen. Kaum aber

hatte der Soldat es befreit, so fiel es ihm wieder an die Kehle, so daß er kaum Zeit hatte, sein „Pack dich in den Sack“ zu rufen. Nun war es wieder drinen und mußte gestehen. Da erfuhr der Soldat, in der Wand seien große Schätze in Fässern eingemauert und diese habe es zu bewachen. Schriftlich mußte das Gespenst nun dem Soldaten einen Theil dieser Schätze abtreten, wobei er es Vorsichtshalber nur bis unter die Arme aus dem Sacke ließ. Endlich wieder befreit, fiel es dem Soldaten zum drittenmale an die Kehle. Der aber, nachdem er es wieder in den Sack gebannt, kannte jetzt auch keine Barmherzigkeit mehr, hieb ihm den Kopf ab und ließ alles bis zum Morgen im Sacke. Als man ihn am Morgen todt zu finden meinte, gewahrte man seinen Heldenmuth. Auf seinen Bericht wurde nun die Wand erbrochen und man fand den schweren Reichthum in vielen kleinen Fäßchen, von denen auch der alte Soldat seinen Theil erhielt, so daß er nun sorglos leben konnte bis an sein Ende. Davon schreiben sich die großen Reichthümer des Bruckenthalischen Hauses her, und wäre dieser Soldat nicht gewesen, so könnte vielleicht auch kein so ansehnliches Vermächtniß gemacht worden sein.

Magyarische mythische Sagen.

423.

Von Rakoczi's Streitroß.

W. Schott in der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. III, 316.

Von Rakoczi's Streitroß wird in Siebenbürgen erzählt, daß es, als sein Herr einst von Feinden verfolgt worden, diesem den Rath gegeben, es verkehrt zu beschlagen. Er that dieses, und die Feinde verloren seine Spur also, daß er entkam.

424.

Wann das „muß sein" aufgekommen ist.

Mündlich aus Klausenburg.

Als unser Herrgott beschlossen hatte, Adam und Eva, weil sie gegen sein Gebot gesündigt hatten, aus dem Paradies zu stoßen, so schickte er zuerst den magyarischen Engel (Gabriel, Gabor) zur Austreibung derselben in ihre Wohnung. Adam und Eva waren aber durch den Apfelbiß schon so klug geworden, daß sie sich zu helfen versuchten: sie setzten dem Engel allerhand Gutes vor, Speise und Trank, und der ließ es sich wohl schmecken. Nach dem Essen konnte der Engel es nicht über sein Herz bringen, seine guten Wirthe aus dem Paradies zu jagen; er kehrte unverrichteter Sache zu unserm Herrgott zurück und bat ihn, er solle einen andern schicken,

er könne es nicht thun. Da sandte Gott den walachischen Engel Florian; denn er dachte, der ist weniger gefühlvoll und wird kurzen Prozeß machen. Adam und Eva saßen gerade bei Tische, als der Diener des Herrn in Bundschuhen, die Pelzmütze unterm Arme, eintrat, demüthig grüßte und seinen Auftrag sagte. Wie Adam ihn sah, hatte er keine Furcht mehr, sondern fragte ganz trutzig: „Hast du etwas Schriftliches bei dir?“ Da erzitterte der Engel Florian, kehrte sogleich den Rücken und eilte in den Himmel zurück. Nun ward unser Herrgott zornig und schickte den deutschen Erzengel (Michael) hinunter. Da hatten Adam und Eva nicht geringe Angst; sie boten aber alles auf, um ihn für sich zu gewinnen, bereiteten ein köstliches Mahl, setzten ihm Schinken, Wurst und Sauerkraut, Bier und Wein und süßen Meth vor. Der deutsche Engel war sehr vergnügt und ließ sich alles so wohl schmecken, daß Adam und Eva leichter ums Herz wurde. Kaum war jener aber gesättigt, da erhob er sich, schwang drohend sein flammendes Schwert und rief: „Alloh, jetzt packt euch!“ Da flehten ihn Adam und Eva an, sprachen, wie könne er so grausam sein. Den Engel aber rührte das alles nicht; er zuckte die Achseln, sagte „muß sein“ und trieb sie ohne Weiters aus dem Paradiese hinaus.

425.

Seegeister.

Arn. Ipolyi, Magyar Mythologia, Pest 1854. 97.

In dem schwarzen See (Feketeló) stand der Palast des Feenkönigs (tündérkirály) auf goldenen und diamantenen Säulen; rings aber herrschte ewige Finsterniß, bis des Königs Geliebte, die im grünen See wohnte, ihn bewog, die Finsterniß zu zerstreuen. Zu dem Zwecke ließ der König auf dem Gipfel des Felsthurmes über dem See einen Karfunkelstein aufstellen, der wie Sonnenlicht glänzte, aber nur so lange

leuchten konnte, als die Fee dem Könige treu war. Wie diese aber in Liebe zu einem sterblichen Königssohn entbrannte, verlor jener sein Licht, und der König vom schwarzen See nahm seine Diamanten, Perlen und Gold, stieg in die Tiefe des Sees und schwur dem untreuen Weibe Rache, das nun seiner übernatürlichen Kraft beraubt im Wahnsinn umherirrt und in den brausenden Tannenwäldern des Gebirges auch jetzt noch sein Wehklagen hören läßt.

426.

Wassermenschen.

Jakob Jost, Sprachmeister von Amsterdam. Historische Beschreibung der kleinen Wunderwelt ꝛc. Lübeck 1652. bei Ipolyi a. a. O. 574.

Durch Siebenbürgen läuft viel Wasser und in dem Wasser am Lande sieht man Wassermenschen, halb Fisch und halb Fleisch, sitzend bis ins Mittel im Wasser, und sie schlagen mit den Händen zusammen auf dem Wasser, daß die Reisenden davor erschrecken. Und wenn sie Menschen sehen, tauchen sie sich geschwind unter, und man kann sich so geschwinde nicht umsehen, so sitzen sie wieder an dem Lande. Und bei Nacht reist man nicht gerne desselbigen Weges, aber die Ungern, welche im Lande bürtig sind, sagen, daß, wenn Jemand eine Fackel von Pech gemacht in der Hand hat, dieselbigen Menschen nicht aus dem Wasser kommen dürfen.

427.

Blutschwitzen.

Czerei 85. bei Ipolyi a. a. O. 364.

Nachdem Dionys Banffi unschuldig getödtet worden, wallte viele Jahre lang an der Oberfläche seines Grabes Blut hervor.

428.

Kriegeszeichen.

Cserei 441. 475. 308. bei Ipolyi a. a. O. 81. 82.

In den Zeiten Rakozi II ſtand über Hermanſtadt am hellen Tage eine männliche Geſtalt in der Luft, nackt und ein Schwert in der Hand. Die Stadt Klauſenburg umzogen Mädchengeſtalten mit entſetzlichem Wehruf. Auf den Feldern verſammelten ſich ſchaarenweiſe große alte Geier, jagten das Vieh und brachten es um; ſo auch die Menſchen, welche von ihnen ohne Scheu bis in die Dörfer verfolgt wurden.

Bei Weißenburg (Karlsburg) ließen ſich während des Landtages plötzlich wunderlich geſtaltete Vögel zu Tauſenden auf die Felder nieder, in der Größe den Staaren gleich und bunt gefiedert, aber nie weder früher noch ſpäter in Siebenbürgen geſehen. Und wo ſie einen Sperling bekamen, brachten ſie ihn um und verfolgten dieſe bis in die Mauerritzen, zerrten ſie heraus und zerriſſen ſie. Damals wußte man nicht, was das Wunder zu bedeuten habe; aber ſpäter erfuhr mans an ſich ſelbſt, denn viele heimatloſe räuberiſche Kuruzen kamen aus Ungarn und plünderten die ſiebenbürgiſchen Sperlinge aus.

429.

Himmelserſcheinungen.

Chron. F. L. O. I, 227. Cserei 123. bei Ipolyi a. a. O. 277. 278.

Das Himmelbrennen vom Jahre 1604 deutete die Ueberſchwemmungen an, der Komet von 1680 den achtzehn Jahre lang in Siebenbürgen und Ungarn geführten Türkenkrieg.

430.

Traum.

Nach Gabr. Bathoris Leichenrede im Uj magy. muzeum. 3, 94. Ipolyi a. a. O. 377.

Vor ſeinem Tode träumte dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Gabriel Bathori: zwei Geier ſetzten ſich auf ſeinen Kopf,

schlügen ihn mit den Flügeln und hackten ihm die Augen aus.

431.

Bator Opos, der Drachentödter.

Rakoczi's Memoiren 5, 280. bei Ipolyi a. a. O. 577.

Der Stammherr der Bathori, Bator Opos, tödtete den Geseder Moordrachen und nahm daher die drei Drachenzähne vom Drachen umgeben in sein Wappen. Unter den Seltenheiten der Geseder Burg erwähnt Rakoczi noch des Streithammers, mit dem jener den Drachen erschlagen.

432.

Schlangenstein.

Nach einer Bar. Wednyánszki'schen Handschrift Ipolyi a. a. O. 244.

In des Fürsten Gabriel Bethlens Testamente wird unter dem übrigen Schmucke ein Schlangenstein erwähnt.

433.

Wasser duldet nichts Unreines.

Mündlich.

Am 1. Mai 1857 verunglückte ein armer Holzflößer aus dem Szeklerlande bei der Schäßburger Mühlwehre. Am folgenden Tage überschwemmte der Fluß seine Ufer, und es hieß allgemein, daß das Wasser so lange steigen müsse, bis es den Leichnam des Ertrunkenen ausgestoßen habe. Kaum war letzteres geschehen, so sank der Fluß in seine Ufer zurück.

Walachische mythische Sagen.

434.

Wassertaufe.

Georg Krekwitz, Richtige Beschreibung deß gantzen Königreichs Hungarn ꝛc. Frankfurt und Nürnberg. 1685. 171.

Es ist ein gar altes Herkommen, daß wer nie mehr in Feketetо gewesen ist von den daselbst wohnenden Walachen gehänselt wird. Jeder Reisende muß ein Taufgeld zahlen, also daß sie von Einem ein Viertheil oder halben, auch wohl einen ganzen Thaler bekommen. Es hat auch Stephan Bathori, erstlich Fürst dieses Landes, hernach König in Polen, sich nicht geweigert, mit seinem eigenen Exempel solch ihr altes Herkommen zu bestätigen. Welcher sich aber von ihnen nicht gutwillig ablöset, der wird in den Kreischbach, so sie Jordan nennen, gesetzet.

Geschichtliche Sagen.

435.

Almus Tod.

Chronicon Budense 37. bei Ipolyi 524.

Herzog Almus ist in Siebenbürgen (Erdeel) umgebracht worden, denn er durfte Ungarn nicht betreten.

436.

Einwanderer ins Burzenland bleiben in Ungern zurück.

Siebenb. Quartalschrift, VI, 349.

Unter den deutschen Bewohnern des Dorfes Drerelheim im Borschoder Comitat in Ungarn ist die Sage, daß vor etlichen hundert Jahren Deutsche aus Deutschland nach Siebenbürgen zur Bevölkerung des Burzenlandes gegangen, ihre Voreltern aber, welche mit zu diesem Zuge gehört, wegen Krankheit allda zurückgeblieben und vorgenanntes Dorf erbauet hätten. Daher ist Mundart und Kleidung der Derelheimer denen der Kronstädter so naheverwandt.

437.

Die Gründung von Klosdorf.

Mündlich aus Kaisd.

Knechte, welche bei einem Edelhofe oder Kloster dienten siedelten sich später auf Kaisder Hattert an, und daher führen

ſie zum Zeichen ihrer Herkunft den Karſt im Wappen von Klosdorf.

438.

Wie der Türke die Steuer einhob.

Mündlich aus Reußen.

Mit einem vierſpännigen Wagen, auf welchem eine große Kuſe war, fuhr der Türke in die Dörfer. Wenn er nun mit der Peitſche knallte, ſo liefen die Bauern hinzu und warf jeder nach Vermögen einen Groſchen oder weniger in die Kuſe, denn es war damals wenig Geld unter den Leuten. Der Türke aber war zufrieden mit dem, was man ihm gab, und fuhr weiter.

439.

Von der Peſt in Reußen.

Mündlich.

Als das arme Dorf Reußen von einer großen Peſt heimgeſucht wurde, ſo ſchickte oder trug man die Kranken, um die Uebrigen vor Anſteckung zu bewahren, in einen naben Wald und überließ ſie dort ſich ſelber. Und ſie mußten auch diejenigen, welche ſtarben, begraben. Damit ſie aber nicht vor Hunger ſtürben, ſo trug man ihnen vom Dorfe aus an einen beſtimmten Ort das Eſſen hinaus und gab ihnen dann aus der Ferne ein Zeichen, daß ſie kämen und es abholten.

440.

Was ſich bei der Geburt des Sachs von Harteneck zutragen.

Mündlich aus Mühlbach.

Als Sachs von Harteneck geboren werden ſollte, rief ſein Vater einen Freund zu ſich, welcher der Sterne kundig war, und bat denſelben, zu unterſuchen, ob ſein Sohn in einer glücklichen Stunde zur Welt komme, denn ſchon fühlte die Mutter die Wehen der naben Geburt. Der Sternkundige be-

trachtete die Stellung der Gestirne und sagte bedenklich, daß dieselbe im Augenblicke höchst ungünstig sei, und wenn die Geburt des neuen Weltpilgers nicht um einige Minuten verzögert werden könne, bis ein gewisser Stern einen andern Standpunkt eingenommen habe, so müsse jener, nachdem er hohe Ehrenstellen erlangt, eines frühen, obgleich unverschuldeten Todes durch das Schwert sterben. Der Vater eilte in die Stube der Kindbetterin und bath die Hebamme, die Geburt wo möglich noch einige Augenblicke aufzuhalten. Aber es war nicht mehr möglich. Der spätere Graf der Sachsen erblickte unter den ungünstigsten Himmelszeichen das Licht der Welt. Seine Mutter betrauerte ihn von seiner Geburt an bis an seinen Tod. Sein Vater unterrichtete ihn sorgfältig in allen Dingen und lehrte ihn Weisheit und Rechtschaffenheit, um ihn vielleicht so dem gedachten Schicksal zu entreißen. Er wurde auch ein tüchtiger Mann, gelangte selbst an den Hof, erwarb durch seine hohen Geistesgaben großes Ansehen, erhielt den Adel und wurde das Haupt des sächsischen Volkes. Aber die Weissagung ging in Erfüllung: er starb, unschuldig verläumdet, durch Henkershand auf dem Blutgerüste. Wenige Augenblicke nach seinem Tode kam die Begnadigung.

441.

Das Sachsenlager.

Mündlich aus Udvarhely.

Bei dem Szarkakö links von Udvarhely heißt ein Ort Szászok tábora (Sachsenlager) und ein anderer Lász. Als die Szekler einmal von den Sachsen geschlagen und hart verfolgt wurden, zogen sie sich auf den Hügel zurück und ließen ihre Leute fort und fort um denselben herumgehen, auch viele Ochsen hineinführen in ihr Lager, so daß die Sachsen glaubten, es sei gar viel Volks drinnen und sagten „Laß sie“ und abzogen.

442.

Der Hund in Reußen.

Mündlich.

Als die Kruzen auf der Ebene von Marktschelken lagerten, hatten die benachbarten Dörfer viel Elend auszustehen, denn sie brachen oft plötzlich ein, raubten und plünderten und schlugen auch viele todt. Um gegen solche Ueberfälle einigermaßen sicher zu sein, stellten endlich die Dorfsleute Wachen aus; denn sie hatten bemerkt, daß wenn die Kruzen die Fähnlein auf der Ebene einzogen, ein Raubzug im Werke war. Dann flohen die Dorfsleute aus den Ortschaften in die Wälder und kehrten erst, wenn der Zug vorüber war, wieder zurück. Weil aber Reußen am meisten ausgesetzt und auch niedergebrannt war, so verließen es seine Bewohner und zogen sich auf die Dörfer des Großschenker und Leschkircher Bezirkes, denn sie fürchteten, wenn sie etwa wieder bauten, abermals angezündet zu werden. Erst nach sieben Jahren, als die Gefahr vorüber war, kehrten sie zurück und fanden keinen lebenden Menschen mehr daselbst, sondern nur einen Hund, den ein Reußener bei der eiligen Flucht vor sieben Jahren daselbst zurückgelassen hatte.

443.

Vom Königsrichter Scharfenbach in Mühlbach.

Mündlich

Ueber hundert Jahre ist es nun, seit in Mühlbach ein Scharfenbach Königsrichter gewesen. Dieser war ein gewaltiger Mann, herrschte wie ein König in der Stadt und alle Rathsherren zitterten vor ihm. Aber voll Habsucht achtete er nicht das Gemeingut, sondern unterschlug die öffentlichen Gelder, riß wo er nur konnte, Gemeindegrund an sich und machte ein Haus wie der reichste Graf. So hatte er ein mächtig Stück Land an dem Weinberge an sich gerissen, das bis auf

den heutigen Tag die Scharfenbacher Halde heißt, und von dem unterschlagenen Gelde sich auf seinem Meierhofe ein prächtiges Landhaus gebaut, dazu viele schöne Gartenhäuschen und Lauben, Alleen von Bäumen und Blumen, daß es herrlich zu schauen war. Aber der Zahltag kam ihm; er wurde von der Gemeinde verklagt, abgesetzt und und verlor all sein Hab und Gut und auch jenen ungeheueren Weingarten, der an die Stadt zurückfiel und, in viele kleinere Joche zertheilt, verkauft wurde. Nur der schöne Meierhof blieb ihm (ein Theil davon bildet jetzt den Eitelschen Meierhof, aber er ißt sich nicht mehr ähnlich). Dahin zog sich denn der Scharfenbach zurück, kam nicht mehr in die Stadt, zeigte sich überhaupt Niemanden und sprach mit keinem Menschen ein Wort; denn es wurmte ihn, wenn die Leute, die sich früher bis in den Staub vor ihm gebückt hatten, ihn nun gar nicht mehr ansahen oder im Vorbeigehen ein hämisches Wort über ihn sprachen. So wurde er fast schon bei seinen Lebzeiten vergessen. Sein schönes Landhaus fing zu zerfallen an, die Alleen verwilderten, und wenige Jahre nach seinem Tode war keine Spur mehr von den schönen Anlagen zu sehen. Bei seinem Begräbnisse weinte Niemand; er hatte weder Weib noch Kind hinterlassen.

444.

Die Schwarzburg.

Sieb. Quartalschrift IV, 119 Unterhaltungsblatt 837. 76.

Südlich von dem hohen weithin sichtbaren, auch allen Wetterpropheten wohlbekannten, Zeidnerberg, vielleicht auf dem Helschenberg, wo noch vor nicht langer Zeit Ruinen eines Klosters oder einer Kirche sichtbar waren, vielleicht auch in der Gegend des Räubersteigs lag die Schwarzburg. Sie soll über dreißig Klafter im Durchmesser gehabt haben und ihr Burggraf einige Zeit im Besitz einer der Burzenländer Geistlichkeit gewaltthätig entrissenen Zehntquarte gewesen sein.

Anhang.

Was wir sammeln, soll dem Lande zur Freude erhalten und der Wissenschaft nutzbar werden und wir erfüllen damit zugleich eine Pflicht, die unsere Vorfahren für uns sorglos in ihrem Reichthum versäumten, für die Nachkommen.

Karl Hillebrand.

I.

Literatur der Sagensammlung und Sagenforschung in Siebenbürgen.

Da in dem Vorhergehenden bei jeder einzelnen Sage die Quelle, woraus sie geschöpft worden, angegeben erscheint, so ist es nicht nöthig, darüber hier ein Mehreres zu sagen. Wenn zu dieser Sammlung nicht der gesammte Schatz der ältern siebenbürgischen Literatur ausgebeutet wurde, so mag die Unzulänglichkeit der mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel, besonders soweit dieses Handschriften sind, einigermaßen zur Entschuldigung bei Billigdenkenden dienen. So konnte ich z. B. die Szekler Heidenchronik (1533) und Heltais Chronik (1575), welche vielleicht noch manche Ausbeute geliefert hätten, nur aus den Anführungen in A. Ipolyi's Magyar Mythologia für die Nachlese verwerthen. Daß ich den Anonymus Belae regis Notarius als Fundgrube benützte, wird nach den neuesten Urtheilen in- und ausländischer Forscher über diesen Schriftsteller keinen Anstoß mehr erregen (Ziegler in der Allg. Monatschrift, 1852, 837. Dümmler, De Arnulfo Francorum rege und über die älteste Geschichte der Slaven in Dalmatien in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften XX. 355, passim. A. Ipolyi in der Magyar Mythologia an vielen Orten.) Nachfolgenden Sammlern wird, besonders auf dem Gebiete der magyarischen und walachischen Sagen, noch ein überreiches Material zur Verfügung gestellt sein.

Wie könnte es auch anders sein, da in der vorliegenden Arbeit die erste, von einem allgemeinern Gesichtspunkte aus veranstaltete Sammlung siebenbürgischer Sagen der Oeffentlichkeit übergeben wird. Bis zum Jahre 1851 war hier in dieser Beziehung so viel wie gar nichts geschehen. Das Material lag bruchstückweise oder modernisirt in der vaterländischen Literatur, besonders den Zeitschriften, zerstreut, aber in der Regel so ärmlich, so ohne Rücksicht auf die Bedeutsamkeit des Inhaltes mitgetheilt, daß eine Sammlung ungleich mehr an das Volk selbst, als an die Literatur gewiesen war. Den ersten Versuch einer solchen und zugleich einer wissenschaftlichen Ausbeute derselben für die Mythologie hat meines Wissens, ohne jedoch vor die Oeffentlichkeit getreten zu sein, der Director des evang. Untergymnasiums in Mühlbach, Wilhelm Schuster, gemacht: seine Sammlung ist der gegenwärtigen einverleibt worden. Die erste veröffentlichte Arbeit auf diesem Gebiete ist in der im Schäßburger Gymnasialprogramm von 1855 mitgetheilten Abhandlung Joseph Haltrich's „Zur deutschen Thiersage" 20—41 enthalten, wo 33 aus dem Munde des sächsischen Landvolkes gesammelte Thiersagen vollständig erzählt werden. Da der Verfasser jener Abhandlung die Absicht hat, dieselben dem vielleicht noch erscheinenden zweiten Bande der deutschen Volksmärchen aus Siebenbürgen einzuverleiben, so durften sie in der vorliegenden Sammlung übergangen werden. Ihr Werth ist übrigens allgemein anerkannt und selbst Jakob Grimm nennt sie eine fleißige und treue Arbeit und eine Bereicherung dieser Literatur, welche zu schönen Bestätigungen einiger von ihm selbst bisher nur als Vermuthung aufgestellten Ansichten führe. Der Vollständigkeit der gegenwärtigen Sammlung ist dadurch kaum merklicher Abbruch geschehen, da die Thiersage einen in sich ziemlich abgeschlossenen Kreis von Volksüberlieferungen bildet. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben eine Anzahl mythischer und geschichtlicher Sagen, welche

in dem 1852 erschienen Werke L. Kovàry's „Erdélyi regiségei" im Zusammenhange mit dort behandelten Alterthümern Aufnahme gefunden haben. Sie sind der erste bedeutende Schritt in das ohne Zweifel besonders im Szeklerlande, reich blühende Feld der magyarischen Sage in Siebenbürgen, im Ganzen allem Anscheine nach treu erzählt und, wie weiter unten gezeigt werden soll, nicht ohne Werth auch für die Vergleichung mit deutschen in Siebenbürgen aufbewahrten namentlich mythischen Sagen. Da der Verfasser jenes Werkes eine eigene Sammlung derselben nicht in Aussicht stellte, so schien es wünschenswerth, sie in deutscher Uebersetzung oder Bearbeitung der gegenwärtigen einzuverleiben. Letztere war vollständig geschlossen und zum Drucke befördert, als Herr Kovàry das Erscheinen einer eigenen Sammlung von 100 geschichtlichen Sagen (Száz történelme rege, Klausenburg 1857) ankündigte, deren wesentlichsten Bestandtheil nun die bereits in dem früher bezeichneten Werke desselben Verfassers mitgetheilte Sagen bilden. Natürlich konnte diese Sammlung nur bloß für die Abhandlungen ausgebeutet werden, und eine etwaige Uebersetzung derselben ins Deutsche wird in stofflicher Beziehung des Neuen und Interessanten immer noch genug bieten. Sie enthält hundert sogenannte geschichtliche Sagen, von denen 21 in den Erdélyi régeségei theils nach mündlichen Mittheilungen, theils nach gedruckten Veröffentlichungen in Zeitschriften und Kalendern ꝛc., eine ungefähr gleiche Anzahl aus desselben Verfassers noch früher erschienenen Erdélyi ritkaságai hier wieder abgedruckt wurden, der Rest neu zugewachsen ist. Es ist zu bedauern, daß der Herausgeber bei diesem Wiederabdruck, nicht zum Vortheile der wissenschaftlichen Brauchbarkeit, an der Volksmäßigkeit des Erzählungstones zu ändern für gut fand (vgl. p. 66 mit Erd. rég. 185; p. 100 mit ebd. 178 ꝛc. ꝛc.), daß er von den magyarischen die sächsischen und walachischen nicht trennte, daß er auch hier

manche Sagen verstümmelt gab und endlich die einzelnen Briefe nicht mit Zahlen bezeichnete, wodurch die ganze Sammlung etwas unhandlich geworden ist. Doch verdient der in ihr vereinigte Stoff als Anfang der Aufbewahrung der bisherigen Volksüberlieferungen der Szekler und Magyaren in Siebenbürgen Beachtung und Anerkennung und enthält einige sehr werthvolle Beiträge zur magyarischen Mythologie. Geschichtliche Sagen in der von der Wissenschaft festgehaltenen Bedeutung dieses Ausdruckes hat der Verfasser nur sehr wenige darin gefunden, und namentlich ist der reiche Schatz der magyarischen Stammsagen — vielleicht weil der noch auf Benkö's historischem Standpunkte stehende Verfasser dürftigen für reine Geschichte hielt — beinahe ganz unausgebeutet geblieben, wiewohl deren Aufnahme dem Titel des Buches mehr entsprechen hätte als manches darin Enthaltene.

Soviel über die bisher in Siebenbürgen veranstalteten Sagensammlungen, an welche sich die gegenwärtige anreiht. Wenig mehr ist für die Sagenforschung d. h. für die Aufbewahrung der Sagen in wissenschaftlicher oder geschichtlicher Beziehung geschehen, obwohl die Zahl der Arbeiter auf diesem Felde, angeregt durch den großartigen Aufschwung der einschlägigen Literatur in Deutschland, gerade in den letzten Jahren auch hier erfreulich zugenommen hat. An der Spitze ist zu nennen der k. k. Schulrath Joh. Karl Schuller, welcher, als diese Sammlung noch kaum 100 Nummern zählte, bei Gelegenheit der Generalversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde in Arpás eine, später in den Blättern für Geist, Gemüth ꝛc. 1851. Nr. 6, 7, 8 veröffentlichte Vorlesung „Zur siebenbürgisch-sächsischen Mythologie" hielt, worin auch die hier unter Nr. 6 und 22 aufgeführten beiden Sagen mitgetheilt und erörtert wurden. In späteren mythologischen Arbeiten (Vorlesung über Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der siebenbürger Sachsen," in der Transsilvania 1851 Nr. 1, 2,

4, 5, 6; „Zwerge im Volksglauben der Sachsen“ ebd. 1855, Nr. 2, 6; „Das Hahnenschlagen am Osterfeste“ im Vereinsarchiv, N. Folge I., 403—413), sowie desselben Verfassers Sylvestergabe pro 1856 „Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen“ ist auf Sagen nur im Vorbeigehen Rücksicht genommen und Neues in dieser Hinsicht nicht eben geboten. Die demselben zweifelhaft erscheinende Beziehung der hier unter Nr. 269 und 273 erzählten Sagen auf die Einwanderung der Sachsen wird in nächster Zeit durch eine schöne Arbeit von K. Fabritius einige wesentlichen Stützen erhalten.

Bezüglich der Forschung auf dem Gebiete sächsischer Sagen sind außer Haltrichs schon oben erwähnter Abhandlung zur deutschen Thiersage noch zu erwähnen des Herausgebers 1854 erschienene „Beiträge zur Geschichte des Hexenprozesses in Siebenbürgen“ (Braunschweig, Schwetschke & Sohn), worin die meisten in dieser Sammlung erscheinenden, auf Hexen und Zauber Bezug habenden Sagen mitgetheilt und erörtert sind, und Wilh. Schusters, „Woden, ein beitrag zur deutschen mythologie“ (im Jahresprogramm des evang. Untergymnasiums in Mühlbach, 1856), eine Arbeit, deren Werth noch jüngst ein sehr kompetenter Beurtheiler W. Wenzel in Pfeiffer's Germania II., 119. in ehrender Weise anerkannt hat.

Mehr oder nach Umständen auch weniger ist für die magyarische Sagenforschung in Siebenbürgen geschehen; mehr, insofern Kováry sowohl in den Erd. rég. als in den Szász tört. reg. eine Deutung der mitgetheilten Sagen versucht hat; weniger, weil diese Deutung im Ganzen durchaus verfehlt genannt werden muß und den richtigen wissenschaftlichen Standpunkt vollständig verrückt. Schon in dem erstgenannten Werke schien es, als ob der Verfasser von der Existenz einer mythischen Sage nicht die leiseste Ahnung habe, indem er den Grundsatz aufstellt (p. 11) daß das Volk die ältesten Burgen Sie-

benburgen von tündérek (Riesen od. Feen)*); die spätern von den Teufeln und die jüngern von Heiligen erbaut sein lasse, und demnach das Riesenzeitalter vor die Römerherrschaft falle, des der Teufel bis zur Einwanderung der Magyaren reiche, das der Heiligen auf die Zeit der Arpadischen Herrscher zu beziehen sei. Die Zeitbestimmung der siebenbürgischen Burgenbauten wird darnach allerdings sehr leicht; aber wie zutreffend sie sei, geht unter Andern hervor, daß dann die Rosenauer, Repser und Kaiser Burg, die Kreuzburg, die Riesenburg bei Kerz, die römischen Werke von Krivadia und selbst der Rathhaus- und evang. Kirchenthurm von Hermanstadt sämmtlich vor die Römerzeit fielen, da sie nach der Volkssage alle von Riesen oder diesen verwandte Hunen entstanden sind. Dieselbe gänzliche Unkenntniß des mythischen Bestandtheiles der Volkssage spricht sich auch sonst noch aus. Siehe unter II. Es wäre nicht nöthig, bei diesen verfehlten Deutungen hier weiter zu verweilen, besonders, da dieselben von dem tüchtigsten Sagenforscher Ungarns, A. Ipolyi, in seiner vielfach trefflichen und mit genauer Bekanntschaft mit der deutschen Mythenforschung zeugenden magyarischen Mythologie bereits verdienter Weise zurückgewiesen worden sind (p. XXVI. 61. 128 etc.), wären dieselben nicht in den Szász történelmi rege p.

*) Der Ausdruck tündér ist ziemlich willkührlich mit óriás (vgl. das finnische vuorilaise = Bergbewohner, W. Schott in Mannhardts Zeitschrift für deutsche Mythologie ꝛc. III. 315) und einmal mit vajda durcheinandergewürfelt und entspricht meist dem deutschen Riesen. tündérek können auch männlich sein Vergleich A. Ipolyi, Magyar Mythologia. Zusammenhang zwischen tündér und óriás bezeugt daselbe 119. 127 („óriási tündér leányok"); daß zwischen Beiden waltender Kampf erscheint, hebt diese Behauptung nicht auf, wenn die Analogien aus der Mythologie anderer Völker nicht außer Acht gelassen wird.

9—23 mit der Prätension einer „Philosophie der Sagen“ neuerdings wiederholt worden. Herr Kováry würdigt demnach nicht bloß die einschlägige deutsche Literatur keiner Beachtung, was noch hinzunehmen wäre, sondern scheint nicht einmal zur flüchtigsten Lektüre der magyarischen Zeit zu gewinnen. Sowohl in den Alterthümern als hier spricht sich eine Leichtfertigkeit aus, welche seinen Arbeiten höchstens auf so lange Werth verleiht, als dieselben kritiklose Lobredner in Tagesblättern finden. (Siehe Bl. f. G., G. u. V. 1857. 33—40.) Wenn die Nichtbeachtung der Strebungen der magyarischen Literatur von Seiten der fremden, namentlich der deutschen, immerhin zu bedauern ist, so kann dagegen Unbekanntschaft mit der deutschen Seitens der magyarischen Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und dessen was damit zusammenhängt, nur zu beklagenswerthen Verirrungen führen. Die Sagendeutung Herrn Kováry's ist ein Beweis dessen. Die von ihm veröffentlichten Sagen werden daher mit Dank anzunehmen sein; seine Deutungen sind antiquirt oder unhaltbar, was er selbst einsehen wird, falls er sich die Mühe nimmt, sich um die Literatur seines Stoffes umzusehen.

Für die wissenschaftliche Ausbeute der walachischen siebenbürgischen Sagen ist noch beinahe nichts geschehen. Ich habe die von Schott in seinen walachischen Märchen, 282. mitgetheilte und 377 auf den Weltkampf der Giganten bezogene Erzählung vom Retjesat in die vorliegende Sammlung aufgenommen, weil dieselbe an eine siebenbürgische Lokalität anknüpft. Aus J. K. Schullers Sylvestergabe pro 1857 „Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen“ konnte ich die daselbst erklärten Ueberlieferungen von der Vermählung der Sonne mit dem Monde*) und von Herkules nicht benützen, weil sie

*) Die Ueberlieferung dieser Erzählung dürfte kaum volksmäßig sein. Diese eingehenden Beziehungen auf die Cultusformen der grie-

wenigſtens in dieſer Form dem Boden der Walachei entſproſſen ſind, und mußte die in Siebenbürgen geſchöpfte Erzählung vom überwundenen Rieſen (Polyphem) ausſchließen, weil ſie mindeſtens nach der von Grimm in der Vorrede zu den Sagen gegebenen Begriffsbeſtimmung eher ein Märchen als eine Sage zu nennen iſt. Daſſelbe iſt der Fall mit den von Franz Obert ſpäter im „Auslande“ (Jahrg. 1856) veröffentlichten, aus volksmäßiger Quelle ſtammenden, walachiſchen Erzählungen. Hier iſt das Feld, ſo hoch es auch in den Aehren ſteht, noch von keinem Schnitter berührt worden.

II.

Ueber die mythiſchen Sagen in Siebenbürgen.

1. Deutſcher Sagenkreis.

Obgleich gegen die mythiſche Sage vorzugsweiſe ſeit Jahrhunderten bereits Schule und Kirche den Vernichtungskrieg geführt haben, ſo hat doch gerade dieſe ſich nicht allein dem

---

chiſchen Kirche (der ungewebte Rock, die Kerzen, Glocken, Chor, Meßgewänder), dieſe gelehrten Anſpielungen (Muräne, Petale,) dieſe chriſtlich ethiſche, allegoriſirende Behandlung und Auffaſſung, dieſe hohe wahrhaft poetiſche Anlage des Gedichtes laſſen auf eine kunſtmäßige Abfaſſung ſchließen, welche intereſſen den tiefmythiſchen Kern nicht antaſtete und auch im Einzelnen vielfach in Bildern und Schilderungen volksmäßig mythiſches Material verwendete. Die Halbgelehrſamkeit der Geiſtlichen hat in die walachiſche Dichtung freilich mehr noch als anderwärts urſprünglich ſicher nicht dazu gehöriges Zeug eingepfropft was jetzt faſt volksmäßig geworden iſt. Ob es mit der von Schuller 17 erwähnten Alexandria nicht gleiche Bewandniß haben mag? Sollte die Alexanderſage hier urſprünglicher ſein, als in der deutſchen mittelalterlichen Epik?

Untergange, ſondern ſogar der Verſetzung mit ihr urſprünglich fremden Elementen, der Allegorie und Moral, beharrlich entzogen und ihre naive Objektivität in faſt wunderbarer Reinheit erhalten. Nur in die Legende, den Wurzelausläufer der mythiſchen Sage, iſt das Element der chriſtlichen Moral eingedrungen und hat dieſelbe hie und da ſcheinbar ihres urſprünglich mythiſchen Charakters entkleidet; aber eben ſcheinbar nur, denn in Wahrheit iſt dadurch gewöhnlich nur dem heidniſchen Namen ein chriſtlicher ſubſtituirt worden, und die Abenteuer Wodans, Donars ꝛc. erſcheinen jetzt als des Heilandes, S. Peters ꝛc. Thaten. Selbſt unſere geſchichtliche Sage iſt ſo von mythiſchen Elementen durchdrungen, daß die von andern Geſichtspunkten her entſchieden nothwendige Scheidung beider ſich gewöhnlich nur ſehr ſchwer vollziehen läßt. Die Zeit der Entſtehung der Sage macht in dieſer Beziehung keinen Unterſchied; denn es iſt, als ob jene innere Kraft, welche einſt die Erſcheinungen der Natur in Perſönlichkeiten der Mythe belebte, noch jetzt in geheimnißvoller Werkſtätte thätig ſei, und außerordentliche Ereigniſſe und Bewegungen im Leben des Volkes wie des Einzelnen kleiden ſich dem Volke augenblicklich in das nur ſcheinbar aufgegebenen Gewand der Mythe. Das Chriſtentum hat die heidniſchen Götter, gute und böſe, aus dem Himmel geſtürzt, aber das Volk entzog ſie gern durch Verkleidung der Gefahr und räumte ihnen von jeher ſeine heimlichſten Plätzchen in Feld und Haus als ſichere Schlupfwinkel ein. In ſolchen Schöpfungen macht ſich das dem Volke tief inwohnende poetiſche Bedürfniß Luft, welches noch immer wie in den Zeiten der Erzväter und Homers mit dem religiöſen aufs innigſte verbunden iſt. Dieſe Erſcheinung einer ununterbrochen fortgeſetzten Sagenbildung wird wie in den vorangeſtellten Sagen ſo in den folgenden Anmerkungen auch für unſer Land aufs reichlichſte belegt werden.

Auf keinem Gebiete wird die geiſtige Urverwandſchaft der

Völker augenscheinlicher als hier, und je tiefer und umfangreicher die Forschung, desto geringer wird das Maaß des Verschiedenartigen. Sprachstämme grenzen hier nicht oder nur wenig ab und die denn doch in manchen Punkten erscheinende Verschiedenheit beruht meist nur in der geschichtlich begründeten nationalen oder lokalen Färbung des gemeinsam überkommenen Objektes. Ob die deutschen Ansiedler, welche um die Mitte des XII. Jahrhunderts nach Siebenbürgen gekommen sind und hier ein selbstständiges politisches Gemeinwesen gegründet haben, an dem von germanischen Stämmen schon früher bewohnten Boden (Daken?, Gothen, Gepiden) haftende Reste alter deutschen Mythen vorgefunden, ist eine besonders nach Maaß und Wesen erst dann mit einiger Sicherheit zu entscheidende Frage, wenn die einschlägige Sammlung und Forschung in das Mannesalter getreten sein wird. Unwahrscheinlich scheint mirs nicht, besonders wenn die alten Flurbenennungen verglichen werden, obgleich der Mangel heiliger Orte, welche sonst in dieser Beziehung von Wichtigkeit sind, Anfangs stutzig macht. Die nationale Abgeschlossenheit der spätern Kolonisten, der fast gänzliche Abgang gelehrter Ueberlieferung trug dann mit dazu bei, daß die Reinheit des aus der Stammheimat mitgebrachten Kapitals gegen die nun benachbarten fremden Volkselemente im Ganzen bis auf die Gegenwart bewahrt blieb.

Die Reinheit der Ueberlieferung ist kein Merkmal für die Vollständigkeit des Inhaltes und die siebenbürgisch-sächsische mythische Sage der entschiedenste Beweis für die Wahrheit dieses Satzes. Der mythische Stoff derselben ist in außerordentlich zerstückter Gestalt auf uns gekommen. Es wird aus ihnen selbst bei umfassendster Sammlung nicht ein einziger Mythus vollständig sich darstellen lassen, sondern sie bieten bloße Mythentrümmer, welche nur durch die umfassendste Vergleichung mit den übrigen Volksüberlieferungen (Märchen,

Sitte, Lied, Aberglaube, Sprache ꝛc.) und den Sagen der Stammheimat nach ihrem Zusammenhang und ihrer Stellung zum alten heidnischen Volksglauben erkannt werden können. Auf diese Abschwächung, welche sich besonders in dem beinahe vollständigen Verluste aller Namen darstellt, hat ohne Zweifel die Entfernung vom Mutterlande, die Trennung des lokalen Verbandes mit diesem den größten Einfluß ausgeübt. Das Märchen konnte vermöge seiner ungebundenern Natur die Gefahren der weiten Wanderung überstehen und sich dem Volke auch in seinen neuen Wohnsitzen in reichster Fülle erhalten; als aber die Sage Haus, Feld, Wald, Wasser ꝛc., woran sie bis dahin haftete, verlassen mußte, konnte sie von allem diesen nur mit Aufopferung eines guten Theiles ihrer Kraft sich losreißen, um nun lose freilich und etwas schematisch die allgemeinsten Züge und Persönlichkeiten, die ihr in der alten Heimat eigen gewesen, an die Oertlichkeiten der neuen anzuknüpfen. Vermöge der unversiegbaren oben berührten schöpferischen Kraft that sie dieses nun allerdings und nahm dabei Formen und Farben aus der Erinnerung an das Stammland, die nun aber natürlich an Frische und Lebendigkeit mannichfach geschwächt waren. So mag die jetzige mythische Sage der Sachsen wesentlich erst in Siebenbürgen entstanden sein und erklärt sich ihre verhältnißmäßige Armut an einzelnen Sagenreihen (z. B an solchen, die auf elbische besonders zwerghafte Wesen Bezug haben, deren Namen im Aberglauben so zahlreich begegnen,) sowie überhaupt an konkretem mythischen Gehalte.

Für die Wissenschaft der Volksgeschichte erwächst durch diese Abschwächung der mythischen Sage in einer Beziehung eine große Schwierigkeit. Die Untersuchung über die Stammheimat der einzelnen Kolonistengruppen zieht bis noch nur sehr spärliche Nahrung aus der Vergleichung der sächsischen mythischen Sage mit jener der deutschen Landschaften. Wenn auch die Erscheinung der nord- und mitteldeutschen Frau Holle statt

der süddeutschen Berchta, der nordwestdeutschen Hünen statt der Riesen und Anderes einzelne Fingerzeige geben mag, so ist das doch ein sehr dürftiger Beitrag zu dem auf diesem Gebiete von fleißigen Forschern durch die Untersuchung der Sprache und des Märchens zu erzielenden Gewinn.

Größern Nutzen zieht die vaterländische Geschichte aus diesen Sagen und es ist kein Zweifel, daß in einigen derselben, namentlich den Riesensagen und einigen Wassersagen, Bezüge liegen, welche bis an den Zeitpunkt der Ansiedlung selbst hinaufreichen, und von der bisherigen Forschung wegen der mythischen Färbung nicht zu ihrem eigenen Vortheile allzu vornehm verachtet worden sind. Auch eine Menge anderer in denselben verwahrter auf Gewohnheiten des Hauses, des Rechtes und der Kirche bezüglicher Elemente ruhen noch darin verborgen und werden für den echten Geschichtschreiber zu verwerthen sein.

Die folgenden Anmerkungen wollen in möglichst gedrängter, auch durch die Rücksicht auf die Billigkeit dieses Buches gebotener, Gestalt, indem sie die darin enthaltenen mythischen Sagen theils gruppenweise zusammenfassen, theils einzeln behandeln,

1. Ergänzungen und Varianten nachtragen,
2. den mythischen oder geschichtlichen Gehalt der Sagen andeuten,
3. vergleichend auf die in zugänglich gewordenen deutschen Sammlungen enthaltenen Aehnlichkeiten im Ganzen wie im Einzelnen hinweisen

und so einer vollständigern wissenschaftlichen Ausbeute erleichternde Vorarbeiten liefern. Mehr wollen und können sie gegenwärtig nicht geben, und auch in Betreff des also spärlich und zum Theil mit eigener Beschränkung Gebotenen werden sie die nachsichtige Beurtheilung wissenschaftlicher Leser, für welche

dieſe Anmerkungen eigentlich allein geſchrieben ſind, in Anſpruch nehmen müſſen.

1.

Neuere, zum Theil ſentimentale, Züge (Lampe, Schutzgeiſter, Lichtgewand) ſind in dieſen einzelnen Erzählungen mit uralten kosmogoniſchen Vorſtellungen verbunden. Die Stückchen der Schaale, woraus die Sterne gebildet werden, ſind Feuerfunken aus Muſpellsheim, Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg.*) 685. Karl Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie, 1855. 20, 22. Der runde Boden der Schaale erinnert an den Sonnenſchild, ebd. 22, oder an die goldenen Scheiben der Aſen, Völuſpá, 60. Daß die Milchſtraße (bei uns auch Mehlweg) erſt nach dem Weltbrande entſteht, deutet vielleicht auf eine Verwechſelung dieſes mit dem Urfeuer (muspell), obwohl jene auch nach andern Mythen erſt ſpätern Urſprunges iſt (Iringsweg, Phaeton. Gr. M. 330. vgl. 775. Simrock zu ſeiner Ausgabe der Edda, 1855. 430). Der Name Gottesgürtel mahnt an den Himmelsgürtel (Regenbogen) bei Gr. M. 695. Die Walachen ſehen in der Milchſtraße zerſtreutes Stroh, welches die Mutter Venus im Hofe des hl. Petrus geſtohlen. Arth. und Alb. Schott. Wal. maehrchen. 1845. 283., über die magyariſche Auffaſſung ſiehe zu Nr. 246. Ueber die Sterne als Schutzgeiſter der Lebenden handelt Ipolyi in ſeiner Magyar Mythologia, 1854. 267. nach magyariſchen Ueberlieferungen. Sterne = Seelen ſiehe Haupt, Zeitſchrift für deutsches alterthum. IV., 390.

2.

Faſt rein eddiſche Vorſtellungen von der dem Weltuntergange vorangehenden ſittlichen Verderbniß der Menſchen, Vö-

*) Wo im folgenden dieſes Werk bloß mit Gr. M. angeführt wird, iſt immer dieſe Ausgabe gemeint. Die Abkürzungen werden wohl leicht verſtändlich ſein.

luspá 46., welche zunächſt einen ſchrecklichen allgemeinen Krieg entzündet (echt deutſcher Zug: Walſerfeld ꝛc. Gr. M. 908 f., Simrock. 180.), der endlich durch den Herrſcher aus Morgenland, den mächtigen . . . Starken von Oben der Völuspá 64. (= Fro, Müllenhoff, Schleswig-Holſteiniſche Sagen. 1845. L. nach Grimm) beendigt wird. Vgl. Brüder Grimm, deutſche Sagen. 1816. 1818. I., 28. 30. 33. Gr. M. 776. Aehnliche Züge in einer Sage aus Kärnten, mitgetheilt von Lexer, und einer andern aus Bayern von Dahn, in der Ztschr, für deutsche Mythologie und Sittenkunde, III., 34. IV., 8., ſowie in der bekannten böhmiſchen vom blanicker Berge („das Blut jener Schlacht wird fließen vom Hradſchin bis Podbaba"). Die ganze Anſicht iſt auch dem magyariſchen Volke nicht unbekannt; ſie erwarten die Herſtellung des Friedens der Welt von einer großen in der Ebene von Debrezin zu liefernden Schlacht. Ipolyi 357. In der Eiche, unter welcher der Reſt des Menſchengeſchlechtes ſich ſammeln ſoll, läßt ſich Hoddmimirs Holz erblicken, Wafthrudnismal 45. Gr. M. 756. Simrock 168 f. Sie iſt an die Stelle der Weltesche Yggdraſil, Grimnismal 31., getreten, wie ſie ſelbſt ſpäter durch den Hollunder oder Bäume im Allgemeinen verdrängt wird. Ztschrft. f. d. A. III. 459. Müllenhoff 377 f. J. W. Wolf, beitr. zur d. mythologie 31. (der im rettenden Kaiſer Wodan ſieht). Ernſt Meier, deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. 1852. I. 23. Ign. Vinc. Zingerle, Sagen aus Tirol, 1850. 102. und in der vorliegenden Sammlung Nr. 36. 81.

Weniger bezeugt, aber höchſt intereſſant iſt die außerordentliche Fruchtbarkeit des dem Beginne des Weltunterganges vorangehenden Jahres in unſerer Sage.

3—26.

Eine Reihe von Rieſenſagen, deren 17 erſte ſich meiſt auf Ausſehn und Verrichtungen, die folgenden auf den Untergang der Rieſen beziehen. Der unter den Sachſen vorwiegende

Name iſt Hüne (hëny, hain etc.), was die Muthmaßung Grimms M 490, daß hûn ſchon vor dem XIII. Jahrh. = Rieſe geweſen, wohl unterſtützt und niederdeutſche oder genauer niederrheiniſche Herkunft andeutet. (Gr. M. 489.) Bezeugt ſind noch außerdem:

1. thurs im Torreschöng Nr. 6. (thursaskegg = Rieſenbart Gr. M. 499) und, falls dieſe Beziehung ſtichhaltig, auch in Torrembrig (Thorenburg, Thorda, in einer Urkunde bei Fejér, Cod. dipl. Hung. I., 1, 437. castrum Turda, wozu bei Gr. M. 487 zu vgl. thyrre, thorn, und 488 niederd. thuris = oreus; finniſch turras, Gr. Gesch. der deutschen Sprache. I., 122); den Namen auf Thurm zu beziehen (ſächſiſch turren, torren) geht kaum an, da der Ort ſchon vor der Einwanderung der Sachſen erwähnt wird; gegen die Vergleichung von Thôrr ſtreitet die Kürze des Vocales. Die entſchieden germaniſche Wurzel, zuſammengehalten mit dem Umſtande, daß die Salzgruben daſelbſt ſchon von den Römern (Salinae) und Daken (?) bearbeitet wurden, läßt den Namen von alten Zeiten her am Boden haftend erſcheinen*) und würde vielleicht den Rieſenkult für denjenigen germaniſchen Stamm bezeugen, der im Beſitze des Landes unmittelbar

*) Andeutungen eines ſolchen, von vorn hinein ſehr wahrſcheinlichen Feſthaltens des alten Namens glaub. ich noch zu erkennen in Erreszten, Wald bei Tusnád, Urk. v. 1282, bei Fejér. III., 144. Vgl Gr. M. 182, auf den niederdeutſchen Kor zu beziehen, deſſen Gemahlin (bei den alten Sachſen Here oder Ere, in der Mark Arke, Harke) in unſerem Arleden bezeugt iſt, Vgl. Kuhn, Märkiſche Sagen und Märchen, 1843. VII. und 372; vielleicht in Gizembrig, deſſen Zuſammenhang mit den Goten und Geten ich trotz Schullers Abweiſung in der Tranſilvania 1852, 13 um ſo weniger aufgeben möchte, vgl. Gr. Gesch. d. d. Spr. 774, da wohl auch in den Judenburgen z B. bei Felvinz, wo Neugebaur, Dacien 195 römiſche Ziegeln fand, nicht Bauten des Volkes Iſrael zu ſuchen ſind.

nach den Herodotischen Agathyrsen (= schreckhafte Riesen) folgte (Agathursen bei Ptolemäus, Wiener Handschr. Schuller, Siebenbürgen vor Herodot, im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, XV., wo für den vorliegenden Gegenstand auch der jetzige walachische Name der Kokel tyrnawa = Riesenwasser beigebracht wird);

2. gigant wahrscheinlich verschliffen in Gantermanaly Nr. 21, dessen zweite Sylbe wohl ein verdorbenes Marei ist;

3. Troll (Gr. M. 493) im Familiennamen Trölls;

4. der alte riesische Oegir in der Uglerin Nr. 22. Vgl. Gr. M. 216—219, besonders die überleitenden Formen Uogihelm und Wiegel. Pflug und Hahn bezeugen unwiderleglich den mythischen Gehalt. Schuller in den Bl. f. G., G. und V. 1851. 60.

5. enz (agſ. ent) zum Kobold herabgesetzt im Enzepenz (Henzempenz) Schuller in der Transilvania, 1855. 21.

6. lüpel = Tölpel. Vgl. Gr. M. 492.

7. Der Ausdruck Riese ist kaum irgendwo volksmäßig oder wo er es ist, vor Kurzem erst eingedrungen. In den in dieser Beziehung am festesten haftenden Flurnamen habe ich ihn nirgends angetroffen; in Nr. 5 und 20 sind die Erzähler Magyaren und der Ausdruck demnach eine Uebersetzung von óriás; in Nr. 9 scheint er eine bloße Ungenauigkeit, da sonst auch im Nösnerlande hain bezeugt ist; in Nr. 24 war der Erzähler ein Städter.*) Daß demnach der verhältnißmäßig jüngste Name der Riesen hier durchgeschlagen hat, darf um soweniger auffallen, da wir es mit einem dem alten hiunenlande (Un-

*) Ob in den Ortsnamen Reußmarkt, Reußen, Reußdorf das nul. reus = Riese oder ein mir jedoch zweifelhafter Bezug auf die Reußen liege, wage ich nicht zu entscheiden. Die älteste bezeugte Schreibung von Reußmarkt in Rahemark, Urk. zwischen 1290—1301 im Urkundenbuch zur Gesch. Siebenbürgens. I, 223.

garn) benachbarten Gebiete zu thun haben, und überall wo derselbe sich findet, bald an Riesen, bald an die frühern Bewohner des Landes gedacht wird. Simrock, 436. (s. unten).

Was die äußere Gestalt der Riesen anbetrifft, so weichen unsere Sagen wenig von den allgemein bekannten und in Nr. 3, 11. zusammengestellten Vorstellungen ab. Ein mir später erst aus Reen bekannt gewordener Zusatz bietet indeß die interessante Variante: sie hätten vorn ein Auge gehabt und hinten eines, was der Einäugigkeit der Cyclopen wenigstens nahe kommt. Gr. M. 494. Bei den Magyaren ist sie vollständig bezeugt, Ipolyi, 121.

Bedeutsam ist, daß Nr. 3 die Riesen als Menschenfresser bezeichnet, ein Zug, der in deutschen Sagen nicht oft vorkommt (Gr. M. 522. Riesen und Menschenfresser in einer schwäbischen Sage bei Meier 152, als Menschenräuber in einer schwedischen, Ztschr. f. d. A. IV., 504. ebenso bei Ipolyi, 121.), und auch wegen der Großmutter auf den Teufel zu beziehen wäre, lenkte der Schluß der Sage nicht wieder so ganz in die frühbeste Gestalt des Riesenmythus ein, wo die älteste Götterdynastie Blitz und Donner noch nicht an die jüngeren Asen abgetreten hat. Wir würden demnach in dieser Sage, wie in Nr. 34, einen Anklang des alten Riesenkultus und einen Bezug auf Thrym, den ältern Donnergott, wie ihn die Edda erscheinen läßt, finden. Tkrymskvida, Völuspá 2. Gr. M. 165. Simr. 66. 431. 438. Auch in andern Zügen erscheint Verwandtschaft der Riesen mit spätern mythischen Gestalten: so als Kirchenbaumeister in Nr. 9, 24, 25 mit dem Teufel, vgl. Gr. d. S. II., 175. Meier, 154. Müllenh. 275. F. Panzer, Beitr. zur deutschen mythologie, 1848. I., 242. Gr. M. 515. 972., eine Vorstellung, auf welche vielleicht die an manchen Kirchen angebrachten Mammuthsknochen ꝛc. geführt haben. Bemerkenswerth ist in Nr. 14 die nördliche Richtung des Chores, welche an die beim Gebete nach Norden schauen-

den Heiden mahnt, Gr. M. 30., und der Menschenraub in Nr. 5, der ebenfalls auf den Teufel hinweist.

Als Burgenbauer erscheinen sie in Nr. 16, 18, 19, 20, als Burgbewohner in Nr. 5, 6, 9, 11, 12, 16, 17, 18, 19, 20, 21, als Städtegründer in Nr. 24, wozu Gr. M. 500, Meier 151, 155, 279, 280, Müllenh. 266 f., Ipolyi 127, zu vgl. zur „Götzenburg" insbesondere Gr. d. S. I., 27, und über die Burgspuren daselbst Ackner im Jahrbuch der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1856. 46.

Zum Zeichen ihrer Gewaltigkeit wird erzählt, daß sie Menschen als Spielzeug benützten, Nr. 4, 6, 7, 9, 16, 19, (Gr. M. 505. Simrock 436. Gr. d. S. I., 24. Ztschr. f. d. A. IV., 392, 506, und mit einer interessanten, aber auf spätern Ursprung deutenden Wendung — der Riese packt die Bauern wegen ihres Hochmuthes — Ztschr. f. d. M. IV., 20.), in mächtigen Schritten von Berg zu Berg, von Thurm zu Thurm gingen, Nr. 7, 9, 12, 24, 25, oder über den breiten Fluß setzten, Nr. 23, (jenes auf Bergriesen, dieses auf Wasserriesen, einen weiblichen Wate, deutend. Gr. M. 512 f. Simr. 445. Gr. d. S. I., 211, 417, 419, 421 f.), auf Bergsätteln ritten (ein schöner mir sonst nicht vorgekommener Zug), sich Gegenstände über weite Entfernungen zuwürfen, so die Art Nr. 9, (an die Stelle des Hammers getreten. Gr. M. 510. Gr. d. S. I., 27. Ztschr. f. d. M. II., 182. Müllenhoff 268 f.), das Sieb Nr. 12, (Gr. M. 1066.), die Spuren ihrer Tritte dem harten Gestein aufdrückten Nr. 9, 10, (vgl. auch Nr. 90 den Biß in den Glockenklöpfel. Gr. M. 513. Gr. d. S. I., 308, 317, 411. II., 79. Meier 158, 156, 162. Müllenh. 19, 141 f., 545 f., auch von Heiligen und Helden und vom Heiland erzählt), durch die Reinigung ihrer Stiefel oder den Verlust von Erde aus der zerrissenen Schürze Hügelbildungen ver-

anlaßt hätten, Nr. 8, 13, 15. (Gr. M. 507. Simr. 449. Gr. d. S. I., 421. Panzer, I., 243, 244. Müllenh. 273).

Auch unsere Sagen fassen die Riesen im Ganzen als ein trotz seiner Gewaltigkeit gutmüthiges Geschlecht: nachbarlich erbauen sie ihre Burgen Nr. 12, 16, 17, 20, und wollen auch mit den Menschen in Frieden leben, deren Gebiet sie nicht überschreiten dürfen. Doch sind sie bereits im Untergange begriffen: sie ahnen diesen, wehren sich, verlassen aber am glücklichen Ausgange des zwischen ihnen und den Menschen entstandenen Kampfes verzweifelnd das Land Nr. 4, 9, 11, 20, 25. Die Zurückbleibenden sterben aus Nr. 11, 22, 24, testiren ihr Besitzthum den Menschen Nr. 21, 22. (Schuller in den Bl. f. G., G. u. V. 1851, 59—60. Die Stellen über das Hahnenopfer hat gesammelt Schuster im Woden 41. vgl. dazu Fiölsvinnsmal 24, 25 und Simrock in seiner Ausgabe der Edda 420), und werden von diesen dafür begraben Nr. 22. Das Volk kennt noch ihre Denksteine Nr. 24 und Gräber Nr. 26, bewahrt in großen Kleidungsstücken ihr Andenken Nr. 11 (Meier, 153), und bezeichnet Mammuthsknochen als Gebeine derselben Nr. 25 (Gr. d. S. I., 211, 422. Kuhn, 190).

In diesen tragischen Zügen berührt sich unsere Riesensage mit der geschichtlichen und deutet, wie mir scheint, auf Kämpfe der deutschen Kolonisten mit sporadisch im Lande vorgefundenen ältern Bewohnern, wodurch der Begriff des desertum nicht aufgehoben, sondern nur noch näher bestimmt wird; ja in Nr. 5 sind unzweifelhaft die deutschen Ritter im Burzenlande zu Riesen geworden, wozu das goldene Kreuz stimmt, (die goldene Kette in Nr. 19 paßt nicht zum Steinalter der Riesen und mag übertreibender Zusatz sein). Der Grundgedanke des ganzen Riesenmythums: Ueberwindung der Naturgewalten durch das geistige Prinzip des Anbaues (Thörr) findet auch in unseren Sagen einen Ausdruck; nur daß wie

die Riesen selbst, so auch ihr unversöhnlicher Gegner, zuletzt vermenschlicht worden ist. Unter den Ansiedlern auf einem der Kultur seit fast einem Jahrtausend entfremdeten Boden mußte gerade dieser Mythus die reichsten Sprossen treiben. Vgl. Liliencron zum Harbardslied in der Ztsch. f. d. A. X., 192 f.

Der Mangel jedes Bezuges der Sagen auf Frostriesen erklärt sich aus der Schwierigkeit ihrer Anknüpfung an die im Ganzen doch mildere Natur Siebenbürgens.

27.

So vielfach sich, wenn auch nicht der Audruck „Zwerg," der gar nicht volksmäßig ist, so doch Namen einzelner Zwerge (Albrich, Domen Hans, den übrigens Simrock 312 auf Thôrr bei Hymir bezieht, gêpesch, if ld, wichtel, ålf und ålwän, bitschi, päkes, vgl. Schuller, Zwerge ꝛc. Transilv. 1855. 17—23. Schuster, Woden. 8), auch in sächsischen Volksüberlieferungen finden, so spärlich begegnen uns eigentliche Zwergsagen. Nur die Erhabenheit der Riesensage behielt ihre Bedeutung, für die heimliche Thätigkeit der Zwerge war das lebendige Gefühl gebrochen worden, und höchstens in Namen und Aberglauben finden sich noch Bestandtheile der Zwergmythen in größerer Fülle. Auch die vorliegende Sage ist eine gebrochene dahin einschlagende Erzählung oder gar noch zur Riesensage gehörig, falls Müllenhoff's Bemerkung XLVII. „wo ein Zwerg als Baumeister genannt wird, darf man einen Riesen an die Stelle setzen" richtig ist. Daß hier nicht ein Einzelner, sondern „das kleine Volk" — über den Ausdruck Gr. M. 421. Gr. d. S. I., 39 — als Erbauer genannt wird, deutet aber doch wohl auf Zwerge, da Riesen in unsern Sagen wohl zu zweien und dreien erscheinen, aber nie als Volk.

28.

An den Namen des Ortes, der vielleicht aus dem altſ. holtesmene = Halsban von Wald, waldumfangen (Schu-

ster) zu erklären ist, hat sich eine Erzählung geknüpft, welche zur Riesensage gehören kann, (Simrock 438, wornach das Holzmandel als Waldriese zu fassen wäre), aber füglicher als Zwergsage genommen wird (ebd. 461. Gr. M. 428. Gr. d. S. I., 45). Auf einen historischen Squatter Regulator, welcher vor der fortschreitenden Kultur tiefer in den Wald zurückweicht, wage ich sie nicht zu beziehen. Kováry erzählt Szász tört. reg. 90 von den burgenbauenden Riesen (tündér) auf der Baczkavár, daß sie die Glocken sammt dem Thurm den Menschen zerstört hätten, darauf ihnen aber die Trinkquelle versiegt sei, und weil sie aus dem Brunnen der Menschen nicht schöpfen können, so hätten sie auswandern müssen.

29—33.

Wodanssagen Schuster, welcher den Stoff unserer Wodansüberlieferungen im Mühlbächer Programm von 1856 so gründlich bearbeitet hat, daß hier nur eben darauf hinzuweisen ist,*) zweifelt 33. Note, ob in dem Pfarrer vom Bedner-

*) Ich glaube für den durch Schusters schöne Arbeit empfangenen Genuß hier durch einige Ergänzungen dankbar sein zu müssen. Der Wodesch p. 11 wird doch wohl auf Wodan zu beziehen sein als attributiver Genetiv eines abgefallenen Hauptwortes: Wald oder Holz. Vgl. 's Wuotas bei Meier XVIII. = Wodans Heer. Ebenso der Trudengeiger, vgl. Kuhn in der Ztschfr. f. d. A. V., 481 der Teufel und die Hexen treten in ihren nächtlichen Umzügen an die Stelle Wodans und des wüthenden Heeres. Der Maikönig wie der während des Faschings früher z. B. durch die Gassen von Großschenk geführte und zuletzt geprügelte „erbesmen" sind von Kuhn a. a. O. 484. 472 auf Grund märkischer Sagen demselben Mythus zugewiesen worden, ebenso 492 der Schwerttanz. Dazu Woll. Beitr. 14. als althessische Sitte bei Gr. d. S. I., 241. Ob bei Bodendorf — im XV. Jahrh. villa Bodonis — nicht ebenfalls an Wodan zu denken? was hieße wohl terrae villa? Auf die Michaelskirchen hat schon Schuster hingewiesen. Ich bemerke dazu nur noch, daß diesem Heiligen der röm.

berg Nr. 29 an Wodan zu denken ſei. Mir ſcheint die Kleidung — der breite Hut — und beſonders das Stöckchen — Wünſchelruthe — bedeutend. Ganz ähnliche Hantierung des Ranzenpuffers in Schwaben bezieht auch Meier XVIII. auf Wodan. ebd. 113. Vgl. ebd. den Junker Jäkele, 100, bezüglich der Kleidung Gr. d. S. I., 360. Meiner, 93. Müllenh. 102, 177. Gr. M. 133, zur Bannung in den Wald Gr. d. S. I., 184, und die Kraft des Fluches in ſolchen Lagen, Gr. M. 1176. Wollte man den allerdings elbiſchen Gänſefuß Gr. M. 490 betonen, und den Hut als Tarnhut bezeichnen, ebd. 431, ſo müßte der letztere ſeine Natur gerade umgekehrt haben und ſtatt unſichtbar, ſichtbar machen.

Eine unzweifelhaft auf Wodan zu beziehende Sage iſt Nr. 30: der Schätze zeigende, helfende, waldbewohnende, weiße Gott im dreieckigen Hut und langen Kleidern tritt hier ganz deutlich hervor.

Ebenſo zuverſichtlich erblicke ich im Zauberer Nr. 31 einen allerdings zum Schwarzkünſtler herabgeſunkenen Wodan, umſomehr als der Hahn von Wolf, 58, als ſein Vogel nachgewieſen wurde. Die Erzählung ſelbſt findet ſich faſt ohne Abweichung in Grimm's Märchen, Nr. 149 „der Hahnenbalken" und gemahnt an das Schwimmen der Heruler durch das Flachsfeld, Gr. d. S. I., 33. Vgl. auch Meier 251, 316. Zum Hahn vgl. auch das Hahnenſchießen am Oſtermontag in Kronſtadt, wobei der Hahn weiß und der Kamm vergoldet ſein

---

Kirche neben Maria und S. Nikolaus verhältnißmäßig die meiſten Kirchen gewidmet geweſen und daß namentlich der Karlsburger Dom an dem Platze eines alten Heidentempels ſoll erbaut worden ſein. Aehnlich in Rheinpreußen, wo in Köln allein vier Michaelskirchen Wolf, 33. Sie ſtehen beſonders gern auf Bergen, wo ſie vielleicht an die Stelle alter Opferſtätten treten. Andere Bezüge auf denſelben Gott ſollen noch gelegentlich erwähnt werden.

mußte (vollſtändiges Opferthier) bei J. Dück, Geſch. des Kronſtädter Gymnaſiums. 1845. 35, und das Gallusfeſt ebd. 37.

Der Waldjäger Nr. 32 iſt ein Reſt der bereits gebrochenen Sage vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger und das Geheimniß der nie fehlenden Flinte auf Gungnir zu beziehen. Gr. M. 134. Schuſter in Woden, 19, 43. Die ganze Vorſtellung iſt in dem Aberglauben verkümmert, wozu Schuſter a. a. O. die geſchichtlichen Belege beigebracht hat. Vgl. dazu Müllenh. XLV., 369 f. Meier 118. Dieß iſt faſt wunderbar, da in den waldigen Gegenden Siebenbürgens gerade die Perſonifikation des die Wolken jagenden Sturmes ſich eigentlich lebendig hätte erhalten ſollen.

Zum Springgras Nr. 33. vgl. Gr. M. 924. Gr. d. S I., 11, II., 337. Ipolyi, 252. Kováry Száz tört. r. 34.

Wodans Beziehungen zu den Schatzſagen ſ. unter Nr. 52, 94—116, wo auch über die Wünſchelruthe zu ſprechen ſein wird.

34.

Rieſen bielten Ziegenheerden. Weinhold, Altnordiſches Leben, 1856. 43. Die Ziege hier auf Odins Heidrun zu beziehen und in der Rieſin einen weiblichen Wodan zu ſehen, ſcheint mir bedenklich. Eher noch wäre an Donar (oder Sif) zu denken wegen der Analogie mit den Rieſen und dem frühern Namen der Burg: Rothburg. Wolf, 64 f., falls nicht, was auch wegen des Geſchlechtes das wahrſcheinlichſte iſt, Bezug auf Oſtara angenommen wird, welche ſich mit Thórr berührt und der ein Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern geopfert wurde. Wolf 88. Simr. 407. Den raſtenden Donar (S. Peter) ſ. Panzer, I., 245, zu Rothburg vgl. die ſächſ. Ortsnamen: Rothbach, -Rothberg, zu Donar überhaupt Liliencron in der Zſchr. f. d. A. X., 190 f. und Wolf a. a.

O. 63—101*) (Uhland's Thórr stand mir leider nicht zu Gebote), zu den Steinspuren Gr. d. S. I., 205 f.

35.

Thórr's Hammer Miölnir (= Wetterstrahl) als Donnerstein gefaßt, gewöhnliche Vorstellung, ist hier sehr verbreiteter Glaube: ein solcher Stein im Hause schützt vor dem Blitze. Gr. M. 163 f. Simr. 284. Der dafür bei Grimm bezeugte Ausdruck schûrestein (Schauerstein) könnte in dem Ortsnamen Schoresten erhalten sein. Vgl. Meier 253. Müllenh. 358. Ueber die verwandte magyar. Vorstellung (menykö) Ipolyi 9. Das Wiedererscheinen des Steines bezieht sich bekanntlich auf den in des Gottes Hand zurückkehrenden Blitzstrahl. Ob das vom Riesen in Nr. 5 gehütete Kreuz nicht auf den von Thrymr dem Thórr entwendeten und vergrabenen Hammer sich bezieht? Vgl. Gr. M. 165. Meier 40.

Auf die Berührung der Donarsage mit der Teufelssage wird später Rücksicht genommen werden.

---

*) Das Rothkehlchen tödten bringt den Brand (Blitz) ins Haus. Wenn es blitzt, darf man mit dem Finger nicht gen Himmel weisen. Die Hochzeiten fangen gerne Donnerstags an, so in Rode Vgl. Donar als Ehegott. Wolf, 80. Auch die Ortsnamen, Donnersmarkt vielleicht auch Dunnesdorf sind zu beachten, ebenso Flurbenennungen wie: átelschüll, átelslóch, átelsoachen (Thórr als atli, Gr. M. 153. Wolf 58.) und die Ausdrücke: verhimmert, untorren (= anfahren, wozu dänisch torden = Thori fragor zu vgl. Gr. D. Gramm. III, 353.) gedönnerstig, dönnerschlächtig, die Flüche: dôt dich der dönner, dôt dich der hummer, das Donnerkraut, die tören (Wanderheuschrecken) ꝛc. So zeigt sich schon von dieser Seite her, abgesehen von Märchen, Kinderspielen und Frühlingsgebräuchen, eine reiche Bezeugung dieses Gottes. Nur die Peterskirchen scheinen nicht eben zahlreich gewesen zu sein: aus meiner Nähe kenne ich nur eine Flurbezeichnung „auf Peterskirche" bei Denndorf. Hieher gehört vielleicht auch der Flurname „gegen Burgvater" bei Peschendorf und der Donnergraben in der Transilvania. 1852. 14.

36.

Die zwölf Aſen in ihrer Bergentrückung während des letzten Entſcheidungskampfes, wie in der badiſchen Sage bei Simrock 181. Ein einzelner Schläfer im Berge deutet auf Odin. Simrock 179. Gr. M. 905. Wolf, 59. Vgl. die drei Tellen bei Gr. d. S. I., 385. II., 29, 238. Müllenh. 374 f. Ueber die Zwölfzahl ſ. Gr. M. XLV. Die Sage würde alſo am füglichſten mit Nr. 2 zuſammenzuſtellen und vielleicht auch Nr. 405 dazu zu ziehen ſein.

Die Burg ſelbſt gehört zu den früheſten aber nicht vor dem XIII. Jahrh. entſtandenen deutſchen Burgen Siebenbürgens.

37—42.

Bei der Schwankung der deutſchen Mythologie bezüglich des Unterſchiedes von Holda, Berchta, Frikka und Freyja müſſen hier fünf Sagen zuſammengefaßt werden. Weibliche Gottheiten finden in der ſächſiſchen Sage überhaupt, außer als Heren, wenig Vertretung, und wo ſie auftreten, ſind ſie meiſt unmilde; daher auch die ſonſt freundliche Holda oft an Hel ſtreift, an die Spitze der Heren tritt, oder als unglückbringende, weiße Wald- und Brunnenfrau erſcheint. Es mag darin ein Zeugniß für die noch ungemilderte ältere Natur dieſer Götter zu finden ſein. Wolf, 148. Bei dem Abgange eines eigentlichen Adels und ritterlicher Burgen fällt die ganze, anderwärts für dieſen Gegenſtand ſo fruchtbare Erſcheinung der Burgfrauen und Fräulein weg, welchen wir in der magyariſchen Sage ſo reichlich begegnen. In Flurnamen tritt uns dagegen beſonders Holdazahlreich entgegen, Nr. 37 und 38 belegen dieß und bezeugen zugleich in dem unterirdiſchen Gange die Verwandtſchaft mit Hel (Simr. 351. Panzer, I., 277, 304), in der von ihr eingefaßten Quelle die ordnungliebende Aufſichterin des Haus- und Hofweſens. Gr. M. 248. Weinhold, Deutſche Frauen im Mittelalter, 1851. 85. Ich merke

dazu noch an: Holbach, Horleschberg (Zeiden), Helpesthal? (Neudorf) hüldaberg, hüldegruowen (Schuller. Bl. f. G., G. u. V. 1851. 68). Auch der koboldische Hollepeter Gr. M. 473, 482 ist hier nicht unbekannt.

Die weiße Frau Nr. 39 ist identisch mit Berchta, Gr. M. 257. Simr. 414, 423, deren Namen in der sächsischen Sage mir nicht vorgekommen ist, wohl aber vielleicht in Personen- und Ortsnamen: Brecht, Berthold, Pretei (?) Vgl. Gr. d. S. I., 357. Meier, 1, 19 f. 25 f. 33, 36, 303. Müllenh. 170, 180, 183, 579. Ztschr. f. d. M. III., 173. Die schöne Untersuchung Kuhn's über die weiße Frau (= der weißen Wolke, Athene) in der Ztschr. f. d. M. III., 368—392 wird zu einer andern Sage ausgebeutet werden.

Auch in der Waldfrau Nr. 40, welche ihr Heiligthum unentweiht hält, sehe ich Beziehung auf Holda, welche gerade in dieser Eigenschaft freilich nur durch dänische und norwegische Sagen bezeugt ist. Gr. M. 249. Doch könnte sie hier auch riesischer oder elbischer Natur sein, ebd. 520.

Als Brunnenfrau Nr. 41 ist Holda allgemein bekannt. Gr. M. 246, 455. Meier 76. Ztschr. f. d. M. III., 172. Weinhold, D. Fr. 35. Schott, Walach. M. 297. Dagegen möchte ich in Nr. 42 eher Bezug auf einen grausamen Nix sehen als auf Holda. Gr. M. 462. Gr. d. S. I., 69—72, 78—80. Verbreitet ist übrigens die Vorstellung allgemein und vielleicht das dem alten Wassergott schuldige Opfer darin zu erkennen.

Holda als Spinnerin ist in der sächsischen Sage mir nicht begegnet.*)

---

*) In der Sitte vielfach. Am gaiseleniuwend, Freitag vor Weihnachten, wird von den Mägden das Spinnen in den Rockenstuben beschlossen, indem die Knechte dann alle Rocken und Spindeln zerbrechen, daher die Mägde nur altes Geräthe oder gar bloß Knüttel mit-

43—44.

Der persönliche Tod als Bote Hels valkyrinartig reitend und die Verfallenen abholend in Nr. 43 (vgl. Nr. 155), demnach ganz heidnischer Zug. Gr. M. 803. Nur der Eingang, das Fangen, ist spätere Vorstellung, (ebd. 805. Vgl. Meier 107. Müllenh. 244), wie die Möglichkeit der Abweisung, wozu Müllenh. 245 zu vgl. Siehe auch Nr. 49.

Schwarze Farbe des Todes mahnt an die später zum Gevatter Tod gewordene Hel, Panzer I., 307; seine Sense, an sich christlicher Zug, könnte wohl an die Stelle des alten Botenstabes (Hermes) getreten sein. Gr. M. 803. Vgl. Gr. d. S. II., 181.

45—47.

Die Pestjungfrau läßt kaum eine andere Deutung als auf Hel zu und berührt sich mit zahlreichen deutschen und slavischen Sagen. Gr. M. 1140, 804. Meier, 30, 31, 356. Müllenh. II., Wolf, 202—204. Panzer, I., 275, 29, 356. Vgl. dazu die sächsischen Flurnamen: häll (Birthelm), hillwig (Schaas), hellebrunnen (Zeiden), die Ortsnamen: Helsdorf (denn so ist wohl zu schreiben und der Held im Wappen, Nr. 289, erst später entstanden, als der Name nicht mehr verständlich war, obwohl Simr. 383 eine Sage anführt, in welcher Hel und Held gleichbedeutend sind), dazu die Schwarzburg, Schwarzbach ꝛc.

Nr. 46 und 47 beziehen sich auf das Todaustragen (Gr. M. 728, 732. Gr. d. S. II., 8, wo das Ausgraben der drei Bildsäulen Unglück bringt, und 79). In der letzten Sage erscheint das Hemde als ein Opfer, wie in der später zu erwähnenden magyarischen Sage Nr. 196, 197. Vgl. dazu übri-

---

bringen. Mit dem an demselben Abend gesponnenen Garne werden Possen getrieben, Fallstricke gemacht, Thüren zugebunden ꝛc. ꝛc. (Großschenk).

gens Gr. M. 1052. Müllenh. II.: „den Riesen schrieb man große Seuchen zu; die einzelnen Krankheiten erscheinen dagegen als elbische Wesen, die im Lande auf allen Wegen und Stegen umbeirren," verdient schließlich hier noch Beachtung. Krankheiten werden auch im sächsischen Volksglauben allgemein persönlich gefaßt.

48.

Von keinem besondern mythischen Gehalte. Vgl. dazu Meier, 90, 111.

49.

Grimm's Vermuthung von einem männlichen Hel M. 804, welcher von Wolf 204 auf Grund norddeutscher Sagen mit dem Wodenjäger ꝛc. ꝛc. zusammengestellt, also auf Wodan bezogen wird, der wie Hellia die Seelen empfängt und auch Todtengott ist (Simrock, der gute Gerhard und die dankbaren Todten, 1856. 134 f.), erhält, wie ich denke, durch diese Sage einen frischen Halt. Der Reiter auf weißem Roß in langen Pfarrerkleidern (vgl. Nr. 29) deutet (wie das Nothhemde in Nr. 47), abgesehen von dem Ort und der Zeit seiner dießmaligen Erscheinung, auf den Todtengott. Aus dem Stabe oder Speer hat die christliche Auffassung die Bibel gemacht. Ueber das auf Kirchhöfen und sonst erscheinende Todtenpferd s. Gr. M. 1095. 1135. Simr. 366. Müllenh. 245.

50.

Eine Erzählung, welche nichts von den gewöhnlich mit den elbischen Nachtmaren verbundenen Vorstellungen Abweichendes bietet, aber allgemein verbreitet ist. Gr. M. 433, 1193. Simr. 464. Gr. d. S. I., 130. Kuhn, 197. Die weiße Frau ist natürlich eine Hexe oder Zauberin. Eine Beziehung auf den Pferdemar s. Nr. 130.

51.

Ein aus ähnlichen Ursachen leer stehendes Haus zeigte man 1851 in der obern Vorstadt von Kronstadt. Das Her-

abfallen der Steine ſcheint von Poltergeiſtern herzurühren, Gr. M. 481 oder Hexenſpuck, der durch des Popen Dazwiſchenkunft gebannt worden. Walachiſche Pfarrer ſtehen bei dem ſächſiſchen Landvolke allgemein in altprieſterhaftem Geruch. Vgl. Nr. 117, 224.

52.

Eigentlich zu den Schatzſagen gehörig, aber wegen des auf einen unerlöſten Geiſt deutenden Umgehens und der Wünſchelruthe hieher geſtellt. Die letztere, welche von Gr. M. 390, 926, wie von Spätern auf Wodan bezogen wird, hat W. Mannhardt in ſeiner Ztschr. f. d. M. III., 105 dem Donar als Schatzgott zugeſprochen. Die ſchwarze Henne weiſt auf den Teufel Gr. M. 929, 961, der überhaupt in den jüngern Schatzſagen als der eigentliche Beſitzer gilt; und da er nachweislich vorwiegend an Donars Stelle getreten, deſſen Symbol neben dem Hammer die Nuß iſt, und die Wünſchelruthe eine Haſelgerte ſein ſoll, ſo mag Mannhardt's Anſicht allerdings Manches für ſich haben. Vgl. Meier, 244. Müllenh. 203.

53.

Die Einförmigkeit des faſt märchenhaft gehäuften Spukes hat manchen alterthümlichen Zug aufbewahrt: den Froſch, die Schlange, das Mädchen im Sarge, und erinnert zuweilen an den elbiſchen Hinzelmann in ſeiner böſen Geſtalt. Gr. M. 471. Gr. d. S. I., 92, 123, 124. Das Mädchen wie das Schloß könnte wohl auch auf eine zu erlöſende Jungfrau deuten, Gr. M. 921, aber der Ausgang iſt dieſer Annahme nicht günſtig, da nicht ſie ſondern nur der Ort befreit wird. Wahrſcheinlich haben ſich alſo elbiſche Züge mit ſolchen, welche von weißen Frauen gelten, in der vorliegenden Sage gemiſcht. Das halb ſchöne (weiße) halb verdorrte (ſchwarze) Mädchen muß nicht nothwendig auf Hel bezogen werden, Gr. M. 289, 920. Panzer I., 274 etc., zu welcher ſonſt die unterirdiſchen Gänge ſtimmen, ſondern es kann die Verſchiedenheit der Färbung auch

die Stufe der Erlöſung ausdrücken. Wolf, 204. Die ganze Geſtalt iſt auch der magyariſchen Sage nicht unbekannt, Ipolyi 99. Noch ärger erſcheint der Spuk in dem Mandschikeru der walachiſchen Sage bei Schott, 215, 358. Froſch und Schlange deuten nicht unbedingt auf Waſſerungeheuer. Ipolyi, 103.

54.

Unverkennbar iſt die elbiſche Natur des Kindes. Darauf deutet das Reden unmittelbar nach der Erſcheinung auf der Welt, das Verlangen nach menſchlicher Speiſe und die Gabe der Weiſſagung. Gr. M. 437, 934, 439. Simr. 462. Gr. d. S. L., 19. Doch iſt die ganze Sage verworren: das Kind wird wohl in der urſprünglichen Erzählung ein Wechſelbalg geweſen ſein, welcher zum Schluſſe gegen das echte Kind ausgewechſelt wurde.

55.

Eine arme Seele, welche, weil nicht gehörig begraben, zum Poltergeiſte wird, um ihre Erlöſung herbeizuführen, Gr. M. 481, und dieſelbe endlich durch ein Grab in geweihter Erde (chriſtlicher Zug) erlangt.

56.

Der Todtenbote, ein alter Fiedler, Gr. M. 807., verſchwimmt mit einem Geſpenſte, ebd. 865, deſſen unheilvoller Wirkſamkeit der Muth eines Menſchen ein Ende macht. Vgl. Nr. 420, 182. Goethe's Todtentanz ꝛc.

57.

Dieſe Sage findet ſich mit geringen Abweichungen auch anderwärts in Siebenbürgen (ein Mädchen ſtatt des Todtengräbers und ein weiblicher Todter in Schäßburg, wo die Erzählung jedoch mit dem Beſuche des Todten abbrach; vier von goldenem Baume fallende Blätter, dreimalige Einkehr des Todten, der auf den Rath des Pfarrers zweimal durch verkehrtes Hinlegen zuerſt der Meſſer, dann des Löffels zum Fort-

geben genöthigt wird, in Peschendorf) und ist auch sonst vielfach bezeugt: aus dem Elsaß ohne den Blattfall durch Stöber in Menzels Literaturblatt, 1852, 296, aus Ratzeburg ebenso durch Müllenhoff 172. Vgl. dazu Gr. d. S. I., 225 Des Knaben Wunderhorn I., 73. Kosegarten, Gesicht des Arsenius: die sieben ephesischen Jünglinge, welche zur Zeit der Decius'schen Christenverfolgung einschlafen und unter Theodosius erwachen. Der Bauer, der im Blaniker Berge die Heerschaar betrachtet, glaubt eine Stunde drinnen gewesen zu sein und ist ein Jahr lang ausgeblieben. Die verschütteten Bergleute in Schweden im sächs. Hausfreund, 1856. 101.

Sehr rein erhaltene Züge uralter germanischer Vorstellungen von der Unterwelt, wo Paradies und Hölle noch nachbarlich zusammenliegen. Der Todtengott in seiner frühesten freundlichen Gestalt (an Hermes, Wodan mahnend) Gr. M. 799 führt einen Sterblichen (Orpheus, Odysseus, Aeneas, vgl. Ipolyi, 179) durch einen dunkeln Gang (die Thäler der Hel, Gr. M. 763. die unterirdischen Gänge der alten Todtengrüfte, Panzer I., 298, 370) zu den Auen der Seligen. Gr. M. 782 in den Himmelspalast (Odins Saal, Valhöll, Gr. M. 778), dessen Bewohner der Führer zu sein scheint (Berührung von Wodan als Todtenbote und Todtengott), aus dessen Fenstern Himmel und Hölle, von einer einzigen Sonne erleuchtet, übersehen werden können und in dessen Garten ein großer Baum steht (die Esche Yggdrasil, der Baum der Welt und Zeit zugleich, Gr. M. 756. Simr. 38), der alle hundert Jahre ein Blatt fallen läßt. Eine Führerin (Schäfb. Variante) würde auf Hellia deuten, welche dann hier in ihrer ältern, weniger höllischen, göttlichen Gestalt erschiene. Gr. M. 292. Simr. 348 f.

Späterer Einfluß oder fremder äußert sich vielleicht außer in Einleitung und Schluß, wo er unzweifelhaft stattgefunden, in der Aufführung der zu ewiger Strafe Verdammten (Sisy-

phos, Tantalos etc.), obſchon mindeſtens die außerordentliche Abadung der Grenzverrückung auf frühe Zeiten zurückweiſt. Vgl. Gr. D. Rechtsalterthümer. 1828. 546 f.

58.

Wahrſcheinlich auf den Teufel bezüglich, der als ſchwarzes Pferd nicht ſelten vorkommt, Gr. M. 946 und hier Schätze andeutet oder Unglück ſtiften will (Vgl. Kuhn 255. Kank, aus dem Böhmerwalde, 282) oder auch bloß muthwilligen Spuk treibt. Ob das Füllen dann weiter zurück auf Fro zu deuten? Vgl. Nr. 130.

59.

Bart und Alter deuten an, daß wir es mit mehr als einem bloßen Geſpenſte, etwa einem elbiſchen Quälgeiſte, zu thun haben. Gr. M. 429.

60.

Die elbiſche Geſtalt, noch kenntlich an dem Gänſefuß. Gr. M. 419. Gr. d. S. I., 222. Meier, 66 und der Luſt, menſchliche Kinder zu entwenden, Gr. M. 436, berührt ſich mit dem Teufel. Den erſten Theil des Wortes Krimmtuch beziehe ich auf den in grima = vorgebundene Larve (Isangrim, Krimhilt) erſcheinenden Stamm und ſehe in dem Ganzen ein vorgebundenes verbergendes Tuch.

61.

Wenn auch eine Verwandlung Wodans in einen ſchwarzen Hund unbezeugt iſt, dieſer vielmehr bloß bis auf den Teufel deutet, ſo iſt doch in dem Heckpfennig ohne Zweifel Bezug auf die Wunſchbörſe jenes Gottes enthalten, und Wolf, 18 ſchon hat den Ring Draupnir zur Vergleichung herbeigezogen, von welchem in jeder neunten Nacht acht gleiche Ringe tröpfeln. Gr. M. 972. Simr. 223. Schuſter, Woden, 13, 34. Als Schatz allein würde er auf Donar zu beziehen ſein, zu dem auch der Teufel und der Hund ſtimmen. S. oben zu Nr. 52. Vgl. Gr. d. S. I., 49, 51, 143. Auch der ſchwarze

Kater, der bei Kuhn, N. S. 470 (eine Sammlung, welche ich leider nur aus Anführungen, hier Simr. 488 benützen konnte), den Heckethaler verschafft, deutet auf den Teufel. Zum schwarzen Hunde vgl. Müllenh 190 f. 354.

62.

Wafthrudnism. 36, 37 und Gylfaginning 18 nennen einen Riesen Hräswelg, der im Adlerkleide als Windgottheit an des Himmels Ende sitzt. Riesisch ist auch der dem Sturmriesen Fasolt der Heldensage verwandte Windherrscher Kári. Ich wage kaum im Bergnamen Keliman unmittelbaren Bezug auf Káriman zu behaupten, obwohl die Flüssigkeit der Liaulden dieß erlaubt und Bergnamen, mit Mann zusammengesetzt, nicht ungewöhnlich sind (Wahmann; Rettenmann; om = Mann, die höchste Spitze des Butschetsch); daß aber in dem Wetterführer eine Gottheit verborgen sei, darf nicht bezweifelt werden. Der verschüttete Wetterführer, der früher Wolken und Gewitter heraufgeführt hat, würde am ehesten auf den Regengott Donar, den riesenverwandten, passen, der durch sein eigenes Element aus der zufälligen (?) Gefangenschaft sich zu befreien sucht und so unendlichen Regen verursacht. Gr. M. 599, 602. Der „Herr Blasius," obwohl nach Wolf, 93 später erst zum Thormythus hinzugekommen, steht doch im Verbande mit ihm und fehlt auch der sächs. Volkssprache nicht. Der Wind allein ohne Regen und Gewitter wäre auf Wodan zu beziehen, Gr. M. 603. In Bistritz sagt man: wenn der Wetterführer an einen Ort kommt, so läutet man gegen ihn; denn er flieht vor dem Glockentone, wie der Räuber vor Hundegebell.

63.

Eine auch sonst vorkommende etwas schwankartige Erzählung, Zingerle, 355. Ztschr. f. d. M. I., 438. IV., 80, zu welcher Meier am vorletzt angeführten Orte bemerkt, daß darin drei Gottheiten (Elemente) als bei dem Gedeihen der Frucht

betheiligt erſcheinen: Donar, Fro und Wodan = Regen, Sonnenſchein und Wind.

64.

Ganz das Märchen „das Todtenhemdchen“ bei Gr. 109. Vgl. dazu III., 190. Wackernagel in den Altdeutſch. Blättern II., 174 „übermäßiger Schmerz ſtört die Ruhe der Todten“; Gr. d. S. L., 319. Müllenh. 144 und in der Helgakw. III., 43, wo der Walkyre Sigrun um Helgi geweinte Thränen dieſen die Freuden Valholl's nicht genießen laſſen. Simrock 389 f.

65—67.

Die Spuren des Barrechts in den ſächſiſchen Volksüberlieferungen (Gr. D. R. A. 930) ſind nachgewieſen in des Vf. „Beiträge zur Geſchichte des Herrenglaubens und des Herrenproceſſes in Siebenbürgen. Braunſchweig, 1854.“ 63. Zum Blutſchwitzen vgl. Müllenh. 76.

68.

In Gewäſſer verſenkte Schätze, bei denen verwünſchte Jungfrauen der Erlöſung harren, ſind eine der gangbarſten Vorſtellungen des Volksglaubens. Gr. M. 920, 933. Nixen und Seegeiſter, die Begleiter der auch in Brunnen und Teichen hauſenden Holda, ſchwächten ſich im Laufe der Zeit zu Prinzeſſinnen ab, verrathen aber durch ihre Grauſamkeit noch die alte Natur. Simr. 475. Mildere Züge Nr. 421. Vgl. Müllenh. 109. Meier, 67. Vgl. auch Nr. 411.

69.

Aus der unendlichen Maſſe des Aberglaubens herausgehoben, weil gerade auf die durch den Umzug der Götter geheiligte Zeit der Zwölften — Weihnachten bis d. Dreikönig — bezüglich. Vgl. zum Scheiterholen Gr. M. 1071, heilawâc muß ſchweigend geſchöpft werden. Gr. M. 144, 327, 544, 551, 553. Ich füge als Ergänzung noch hinzu: Wer in der Neujahrsmitternacht am Sternenhimmel einen goldenen Sarg

ſiebt und Geſang hört, ſtirbt im nächſten Jahr (Reen); geloſt und geweiſſagt wird gleichzeitig auch durch Bleigießen, Zwiebelſchaalen (Schäßburg). Wenn man am letzten Tag des Jahres die Bäume zu Mittag bindet, ſo tragen ſie viele Früchte (Pruden). In der Chriſtnacht darf man das Feuer im Ofen nicht abkommen laſſen. Wenn fünf Veſpern ſich erreichen (= der Chriſttag Donnerſtags fällt), ſo iſt guter Wein zu erwarten. Ueber die Zwölften ſ. Gr. M. 872 f. Simr. 240, 409. Meier, 315.

70.

Der zu Ehren der Gemahlin Wodans Frigg genannte Freitag wurde unheilvoll ſeit des Heilandes Kreuzigung und ſank (neben dem Mittwoch) beſonders zum Herentage herab. Gr. M. 1092. Müller, Herenprozeß, 57. Perſonificirt erſcheint er in einem Spruche in Bulkeſch, welchen man Kindern zuruft, wenn ſie ihre kleinen Geſchwiſter Freitags, beſonders Abends, allein laſſen: „woräm höstet elll gelossen? Won der frëgtig wêr kun en haet et genün!“

71—80.

Die tiefe Sehnſucht des Menſchen, zukünftige Dinge vorher zu erfahren, ſowie die innerliche Ueberzeugung eines geheimnißvollen Zuſammenhanges zwiſchen der Menſchenwelt und der Natur von den Geſtirnen des Himmels an bis zu dem Gewürme des Erdbodens hat eine Maſſe von Aberglauben erzeugt, welcher, durch die Benützung heidniſcher und chriſtlicher Prieſter an Götter und Heilige geknüpft, für die Mythologie beſonders in den Vorzeichen und Angängen fruchtbar gemacht worden iſt und noch fort und fort reiche Ausbeute gewährt. Von der einfachen Viſion in Nr. 71, einer Sage, die vielleicht richtiger in den magyariſchen Kreis einzureihen geweſen wäre, ſteigert ſich die Sage zu den Thiergängen, Gr. M. 1079 f., in Nr. 72, 76. Hunde und Eulen gelten für Leichenthiere, ebd. 1088. Wenn jene heulen, er-

kennen sie den den Menschen unsichtbar nahenden Tod (Brand), Gr. M. 632. In dem weißen Sperling der letzten — denn die Schwalbe galt als Glücksvogel, Gr. M. 1087 — wird man kaum mit Unrecht einen abgeschwächten Raben des Kampfgottes Wodan erblicken, da Huginn und Muninn zum mindesten als Tauben bezeugt sind, ebd. 135. Ich bin dem weißen Sperling und dieß als schützendem Vogel seither noch einmal begegnet und zwar in Kaisd, wo er die Feuersbrunst von einem Hause abwehrt, welches er umfliegt (wie der Pfarrer Schenker in Schäßburg durch Umreiten, was noch entschiedener auf Wodan deutet). Bei Weiß mag er als Bote Wodans valkyrienartig oder die unsichtbare Valkyrie sichtbar begleitend erscheinen, um ihn, den dem Tode Verfallenen, abzu holen, Gr. M. 800, 394, 398. Gr. d. S. I., 443. II., 55. Wolf, 27. Angangsthiere erwähnt schon die Edda, Gudrunarkw. II., 22. Sigurdharkw. II., 19 f.

Auch in Nr. 78 ist der Bezug der Vögel auf Walvögel deutlich. Der Hase Nr. 74 galt als entmuthigendes Zeichen, und die türkischen Weissager mögen es nur deshalb glücklich gedeutet haben, weil das Thier gefangen worden. Gr. M. 1079. Müllenh. 19, 229.

Ebenso galten außergewöhnliche Erscheinungen des Pflanzenreiches gewöhnlich für unheilverkündende Vorzeichen: wenn die Bäume zum zweitenmale blühen und Früchte tragen, Nr. 72, Gr. M. 1090, wenn sie ungewöhnlich spät blühen Nr. 77, ebenso Verkehrtheiten und Mißgeburten im Thierreiche, Nr. 78, wenn die Maus die Katze beißt, Nr. 74. ꝛc.

Erdbeben, Bergstürze, Gewittermangel, Blutregen, sonderbare Erscheinungen bei der Geburt eines Menschen, Nr. 80, wurden und werden natürlich auf nachfolgendes Unglück bezogen.

Am aufmerksamsten war aber die Vorzeit auf außerordentliche Lufterscheinungen: dicke Luft, stinkende Nebel, dessen

phantastische Bildungen Gespenster sehen ließen, ein bleiches Kreuz im Monde mit rothen Ecken (Nr. 72) deuten auf Pest; ein Regenbogen im Dezember (Nr. 77), Besen und Rechen (Nr. 78), funkensprühende Flammen am Himmel (Nr. 79) auf Krieg; Sonnenfinsterniß auf Hitze, Kometen auf Ueberschwemmung. Miles, Siebenb. Würgengel 41, 117, 140.

Das alles wurde von gewissenhaften Chronisten aufgezeichnet und mit nachfolgenden Landesplagen in Verbindung gebracht. Am ergiebigsten für die Mythologie sind die Bemerkungen über kämpfende Luftheere (Nr. 75, 78), Schießen in der Luft (Nr. 77), gekreuzte Schwerter (Nr. 79) und Flammenerscheinungen auf den Spitzen der Speere (Nr. 74). Schuster hat im Woden 43 f. eine Anzahl derselben aus Chroniken und nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt, aber Zweifel ausgesprochen, ob dieselben sich auf Wodans wüthendes Heer bezögen oder eben auf bloße Himmelszeichen. Mir scheint das „tympanarum sonitus" von 1609 auf das Giallarhorn zu deuten (Vgl. Wolf, 15 und die Gegenbemerkungen von Alb. Hoefer in Pfeifer's Germania I., 102 f.) sowie ich in den leuchtenden Speerspitzen, welche schon Tacitus annal. 12, 64, 15, 7, und die Edda Helgakw. II., 15. Gr. M. 869 kennen, von Wodan verliehene günstige Vorzeichen des Sieges erblicken muß. Vgl. Wolf, 27. Meier, 193. Müllenh. 247.

Aber nicht nur Naturerscheinungen sollten ungezwungen die Zukunft andeuten; man suchte die Gottheit zum Weissagen zu nöthigen und goß Wachs — wie sonst Blei, Gr. M. 1072 — Nr. 73. Ztschr. f. d. A. I., 147, oder zog Gottesurtheile in der alten Form des Zweikampfes Nr. 73. Tacitus German. 10, zu Hilfe, welche sonst nur zur Aufhellung dunkler Ereignisse der Vergangenheit angewendet wurden. Gr. M. 1061. Diese letztere Form scheint wegen ihrer sonst seltenen Bezeugung besonders bemerkenswerth.

81.

Die Beziehung dieser Sage zum Weltende s. oben Nr. 2, und vgl. dazu Gr. M. 910. Zingerle 102. Ein verdorrender Baum bezeichnet als Anfangspunkt des großen Krieges, Gr. d. S. I., 382. Bezug des Baumwuchses auf die Geburt eines Schloßerben in Folge eines elbischen Fluches in einer kurländischen Sage, Ztschr. f. d. M. IV., 56. Vgl. auch den Birnbaum Nr. 313.

82—84.

Aehnliche Sagen, in denen eine göttliche Gewalt ihren Willen bezüglich des Bauplatzes besonders von Kirchen durch außerordentliche Erscheinungen andeutet oder durch Zerstörung des am Tage Gebauten durchsetzt, finden sich häufig. Vgl. Müllenh. 111, 113 f. 542. Meier, 317. Gr. d. S. I., 449. II., 143. Guhl und Casper Kunstatlas II., 77. Müller und Falke, Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte, 1857. 189. In den meisten Fällen sind es Marienkirchen, und da Maria vielfach mit Holda sich indentificirte und diese als Erregerin des Schnees bezeugt ist, Gr. M. 246, so heiligte dadurch gleichsam die alte Gottheit sich den Bauplatz, wie im Rechtsbrauche durch den gespannten Seidenfaden, dessen Zusammenhang mit Maria Wolf, 176 mir überzeugend nachgewiesen zu haben scheint. Simrocks Unterscheidung der Holda und Hilde (Freyja) 396 f. ist scharfsinnig aber in diesem Punkte kaum überzeugend.

Im Gegensatze zu dieser nächtlichen Zerstörung des am Tage Gebauten hält man manche Gebäude für nicht zerstörbar, z. B. den Goldschmiedthurm in Schäßburg, von welchem mir erzählt wurde, daß die Tags gebrochenen Steine Nachts wieder zurückgingen. Vgl. dazu Gr. d. S. I., 155, 379. Ztschr. d. M. III., 393, wo eine Kirche von den Ungarn (?) nicht verbrannt werden kann. Der Glaube, daß der zu solchen Bauten verwendete Kalk mit Wein gelöscht worden, findet sich auch hier. Gr. d. S. I., 455.

Erzählungen über eine früher dichtere Bevölkerung sächsischer Orte, so wie größern Reichthum sind ziemlich allgemein verbreitet: die alten Piener fuhren mit sechs Hengsten zum Pflüge. Vgl. Nr. 292. Stolzenburg hatte übrigens nachweislich noch um 1494 eine Bevölkerung von ungefähr 3600 Seelen. Eder, Observat. crit. ad Felmer, 1803. 239.

85.

In dem hier allein in Betracht kommenden alten Manne mit den gebrochenen Augen habe ich bereits in meinem Hexenprozeß, 61 Bezug auf Wodan „senex orbus oculis, hispido amictu" Gr. M. 133, nachgewiesen, wozu auch das Friedreis als Wunschgerte stimmt, hier freilich als bloße Zauberruthe, Gr. M. 926, die wie es scheint, unsichtbar macht. Vgl. auch Gr. in Pfeiffer's Germania I., 484.

Vermischung heidnischer und christlicher Elemente in solchen Sagen ist gewöhnlich. Vgl. Kuhn in der Ztschr. f. d. A. V., 380. Eine sehr ausgiebige Reihe von Zaubersprüchen wird G. D. Teutsch im Archiv des Vereins f. sieb. Landeskunde N. F. III., demnächst veröffentlichen. Zum Ausdruck Friedreis vgl. in dem Münchener mhd. Spruche bei Gr. M. Anh. CXXXIII. f. den Frideschilt und das Fridhemede. Der Name des unsichtbar machenden Krautes ist leider nicht überliefert.

86—90.

Glocken spielen in dem Volksglauben noch jetzt eine große Rolle, und ihr Verhältniß zur Mythologie ist, wie mich dünkt, noch nicht genügend erörtert. Mir scheinen in den darauf bezüglichen Sagen zwei Elemente, ein heidnisches und ein christliches, stark gemischt zu sein. Glocken in Verbindung mit Schätzen gehören in den Kreis des Gottes, der als Schatzgott vorzüglich hervortritt, und das wird wohl Donar sein, da die Glocke ihrer Form nach hier an die Stelle des alten Kessels, der auch noch vielfach vorkommt, getreten ist und dieser in dem

die Erzählung der Hymiskw. 33 verjüngenden Märchen als starker Hans oder Hermel sich geradezu statt des Kessels eine Glocke aufs Haupt setzt. Gr. M. 170. Simr. 312. So könnte auch das Läuten gegen das Gewitter als altes dem Wettergotte dargebrachtes Opfer gelten, wobei wieder der Kessel (die spätere Glocke) bezeugt ist. Gr. M. 49 f. Vgl. Wolf, 96. Ohne heidnischen Bezug ist diese Vorstellung gewiß nicht, und Panzer I., 314 vergleicht die aus heidnischen Hügeln von Schweinen ausgewühlten Glocken richtig mit dem Schwerte aus dem Heldengrabe und mißt beiden wunderthätige Kraft bei, und wenn dieses als Zio's Geschenk gilt, so kann jene immerhin auf den Schatzgott Donar weisen.

Das hindert nicht, daß auf der andern Seite in den Glocken, als lautredenden Symbolen des Christenthums, auch ein den alten Göttern feindliches Element ruht, Riesen und Elbe und die spätern Hexen und Teufel von dem tiefsten Hasse dagegen erfüllt sind, Gr. M. 4, 973, 1039 f. und das Volk in dem Wetterläuten schon längst nicht mehr ein Opfer an den Gott, sondern eine gegen ihn gebrauchte Waffe erblickt. Beide Elemente sind in unsern Sagen aufs innigste gemischt (vgl. Nr. 112, 113) und knüpfen sich äußerlich oft an die Erinnerung an untergangene historische Orte. Dieß ist namentlich bei Nr. 87, 88 und 89 der Fall. Die erstere Sage, welche Schuster 1852 mit manchen Zügen vermehrt hörte (die Zerstörer des Ortes hatten ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufgenagelt, um das Nachsetzen zu verhindern) bezieht sich auf den von den Türken zerstörten Ort Angderden (in Urk. Undyrffl; so heißt ein Thurm des Kastelles in Schaffhausen Undurst, Illustrirte Zeitung, 1854, Nr. 575, p. 19), dessen Flur 1543 von der sächsischen Universität unter die Nachbarorte Leschlirch, Alzen und Kirchberg aufgetheilt wurde. Vereinsarchiv. IV., 36.

Zu den versunkenen Orten vgl. noch Meier, 33, 35, 144

(Burgstall, vgl. den Burgstadl bei Schäßburg) und Gr M. 934; zu den versunkenen und zuweilen erklingenden Glocken: Meier 73, 296. Kuhn, 156, 160 (im See, wie Nr. 87. Note). Gr. d. S. I., 227, 444. Müllenh. 118 (klingt am Ostermorgen wie Nr. 87 Note, dieß auf Ostara deutend, welche sich auch sonst mit Donar berührt. Vgl. Simr. 406. Wolf, 88. W. Menzel's schöne Zusammenstellung über Osterfeierlichkeiten in Pfeiffer's Germania, I., 66 f.)

Ueber das Schwein als Schätze aufwühlendes Thier s. unter Nr. 91—116.

91—116.

Es konnte nicht anders kommen, als daß die Schatzsagen in dem Lande eine besonders reiche Verbreitung fanden, dessen Boden in Wirklichkeit so viele von den zahlreich darüber gegangenen Völkern darin niedergelegte Schätze an Gold und Silber birgt und jährlich fast der zufälligen Entdeckung preisgibt. Mit diesen thatsächlichen Erfolgen verbanden sich mythische Vorstellungen ältester und neuester Form, von den alten Riesen an bis zum Teufel herab, und schufen so eine Reihe von Erzählungen, die fast jeder Ort dem Sammler bietet, der hier (und in den Hexensagen) die ihm sonst nicht leicht freistehende Auswahl treffen kann. Stellen wir hier zunächst die bedeutendsten hier gebotenen Züge zusammen, wobei ein für allemal auf Gr. M. 922 f. hingewiesen wird.

Schätze sind entweder über der Erde verborgen (Nr. 91, 109, 110) oder unterirdisch (Nr. 92—108, 111—116). Die letztern allein bieten eine Ausbeute für die Mythologie: was über der Erde liegt, darüber hat der Teufel keine Macht. (Nr. 99). Diesen unterirdischen Schätzen, welche zum Theil nicht von Menschen herrühren, sondern gleichsam altes Erbtheil der Erde und der Götter sind (vgl. Nr. 94, 96—98, 103, 104, 108, 114?) wohnt eigenthümliches Leben bei: sie heben sich an gewissen Tagen im Jahre, „blühen" und zeigen sich (Nr.

99, 102, 105, 106, 108), kündigen sich an durch Pochen und Klopfen (Nr. 91, 103), werden verrathen durch die Wünschelruthe (Nr. 103) und bewacht: durch Löwen (Nr. 93), Schweine (Nr. 94, 112? 113?), Büffel (Nr. 99, 106, 110, 116), schwarze Hunde (Nr. 114, 116), Schlangen (Nr. 95), Hühner (Nr. 97, 103, 111), Steine (Nr. 98, wozu Kóváry, Sz. t. r. 26 zu vgl.), schwarze Ungethüme (Nr. 111), Geister (Nr. 96, 101, 104, 108) oder gesichert durch Flüche (Nr. 99, 100, 102, 114). Sie bestehen in Gold (Nr. 95, 104, 106, 107, 111, 116), Silber (Nr. 91, 114) oder beiden zugleich (Nr. 93), gemünzt oder ungemünzt, selten Kupfer (Nr. 102), öfter Glocken (Nr. 112, 113, 115 vgl. 86—90, 300), oder werden im Allgemeinen als unermeßliche Reichthümer bezeichnet Sie ruhen in verfallenen Burgen (Nr. 92, 93, 105), in Kellern (Nr. 103), bei Brücken (Nr. 94) in Höhlen (Nr. 96, 98) in Bergen (Nr. 100, 104, 106—108, 113, 115), in Flüßen (Nr. 95, 114) oder allgemein in der Erde (Nr. 97, 101, 111, 112, 116). Sie können gehoben werden von Furchtlosen (Nr. 103, 116), Sonntagskindern, die nicht heimisch sind (Nr. 104), Ehrlichen (Nr. 106); erscheinen aber dem ersten Anblicke oft als werthlos: als Asche (Nr. 101), Kohlen (Nr 103), Pferdekopf mit Fröschen gefüllt (Nr. 106), Staub (Nr. 107). Ihr Besitz, besonders jener der verfluchten, ist lebensgefährlich (Nr. 92, 102, 103, 106) oder mindestens die Erwerbung (Nr. 93, 94, 98, 99, 104, 105, 116), letztere zuweilen geradezu unmöglich (Nr. 98, 114). Ueber den nähern Vorgang bei der Hebung des Schatzes — mit Ausnahme der von Menschen verfluchten — ist mir in unsern Sagen nichts vorgekommen.

Die deutsche Heldensage, welche in dem Nibelungenhorte und dem Harlungengolde bisher verglichen werden muß, greift bekanntlich tief in das germanische Heidenthum zurück, und es ist denn auch hier von vorne herein Einflechtung mythischer

Bezüge anzunehmen. Die Volksansicht sieht in den meisten die Schätze begleitenden Erscheinungen teuflischen Einfluß und spricht dies zuweilen geradezu aus (Nr. 99, 101, 114—116). Da nun aber der Teufel eine der jüngsten Gestalten der deutschen Mythe ist und in seinem Wesen unter dem Schutze spätmosaischer Vorstellungen Bruchstücke fast aller ältern auf einzelne Gottheiten bezüglichen Begriffe und Ansichten zusammengeflossen sind, so hält es auch in den Schatzsagen schwer, im Einzelnen die Bezüge über den Teufel hinaus auf die Gottheit, an deren Stelle er trat, zu verfolgen. Ueberwiegend scheint mir in unsern Sagen Bezug auf Donar zu walten: das rothe Gold (und Erz), die Feuererscheinungen, das Sichheben des Schatzes, der Kessel, die Glocken, die Kohlen, die Wünschelruthe, die Hausthiere als Wächter, das Erklingen am Ostermorgen, die Bezeichnung als schwarzer Peter (Nr. 96), die Verbindung mit dem schweren Wetter (Nr. 86), die Brücke, der Teufel selbst, der z. B. in den meisten Hexensagen an dieses Gottes Stelle tritt. Gr. M. 582, 963, 965 f. Wolf, 70 f., 81 f., 88. Simr. 305, 315, 557, 568 f. 407, 480, 280. Vgl. Müllenh. 203, 356. Kuhn, 31, 92. Meier 52, 53, 60, 151. Gr. d. S. I., 233, 235, 238, 239, 290. Panzer, I., 53, 212, 293 f. 286 f. 309 f., der übrigens Hahn (Wodans oder Hels Vogel) und Huhn nicht auseinander hält. Ztschr. f. d. M. II., 183. III., 384. IV., 11, 17.

Daneben sind freilich auch viele andere Gottheiten noch berührt: so Wodan in Nr. 103 (wahrscheinlich, da auch Donar als der „Alte" bezeichnet wird. Gr. M. 153. Müllenh. 358. Vgl. Schuster im Woden 11. Gr. d. S. I., 290. Müllenh. 206), weiter in Nr. 106 (der Pferdekopf, Gr. M. 44 f. vgl. Meier, 98, 102, 143. Panzer, I., 291, 342), Nr. 108, wo der schneeweiße Bart verbietet an den rothbärtigen Donar zu denken, Nr. 95, da der höchste Gott unter dem Schlan-

genbilde verehrt wurde. Gr. M. 649, 929 f. Simr. 385, 514.

Auf Fro deutet das Schwein in Nr. 94, 112, 113. (Gr. M. 194 f. Simr. 552. Altd. Bl. I., 292. Kuhn, 11, 108. Meier, 149. Gr. d. S. I., 170, 191, wo ſogar die „ſteinerne Brücke" vorkommt), auf Holda oder Berchta Nr. 96, wo die Frau mit der weißen Schopphaube wohl die bergentrückte weiße Frau vertritt, (Gr. M. 914 f. Vgl. Müllenh. 350, 352), auf Hel Nr. 114, 116., da die Verbindung des ſchwarzen Hundes mit ihr von Panzer, I., 317 f. ſo erſchöpfend nachgewieſen worden. Darauf weiſt auch die Anſicht, daß Schatzheber bald ſterben müſſen. Vgl. Simr. 386. Panzer, 258. Meier, 19, 21, 24, 27, 30, 33, 35. Gr. M. 929. Rieſen erſcheinen in Nr. 104.

Elbiſch ſcheint der Alte an der Altbrücke, der vor dem Kriege ſeine Schätze unter das Flußbett birgt. Der Ochſe deutet auf einen Waſſergeiſt (vgl. den ſächſ. rîruessen), und ich wäre geneigt in demſelben einen Nachklang von Fafnir zu ſehen, der durch Oegir's Helm Waſſergeiſtes Natur annimmt (Simr. 355, 443) und die Schätze der Erde (= den reichen Pflanzenſegen) vor dem Kriege (= dem Winter) wie einſt das Niflungengold im Waſſer birgt. Simr. 385. Vgl. Müllenh. 30.

Die ganze Aſenfamilie endlich ſitzt in der Sasesorer Burg und zwar höchſt intereſſant, 13 männliche und 13 weibliche Gottheiten, wie auch die Edda 12 Aſen außer Odhin kennt und wohl entſprechend auch 13 Aſinnen. Vgl. J. V. Zingerle, Die Oswaldlegende. 1856. 95. Simr. 194. Der König iſt Wodan, Gr. M. 912, ob die Königin wohl Hel? Vgl. zu 199—201.

Die Sicherung des Schatzes durch Drauflegung eines Gegenſtandes, Nr. 92, erinnert an die Grunderwerbung durch aufgeſtreute Erde, Gr. d. S. II., 247, an die Bezeichnung des

Kirchenbauplatzes durch Schneefall, oben Nr. 82—84, Gr. M. 923. Die Mühlbächer Schatzsage Nr. 100 ist auch sonst vielfach gefunden worden: Meier, 283. Müllenh. 41, 202, ebenso der Verlust des Stiefelabsatzes Nr. 105: Gr. d. S. I., 234. M. 923. Panzer in polnischen Sagen, I., 312.

117—120.

Nach den Andeutungen, welche zu Nr. 91—116 über die Persönlichkeit des Teufels gegeben worden, können wir hier kurz sein. Auch hier findet Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen statt. Während in Nr. 117 das Nußbäumchen (Mannhardt in der Ztschr. f. d. M. III., 95 f.), der Name Piter (Gr. M. 106. Wolf, 81 f. Simr. 314), die Beziehung zum Mißwachs (Gr. M. 159 f. Sim. 280) und das durch die Lüfte Fahren (Wolf, 66) auf Donar deuten und selbst der Pope an des alten Heidenpriesters Stelle getreten sein kann, welchem besondere Kräftigkeit beigemessen wurde; so sind doch Kreuz und Gebet christliche Züge. Auch die Idee eines förmlichen Vertrages mit dem Teufel ist erst mittelalterlich, Gr. M. 969, obwohl sie aus der Idee des Schutzverhältnisses zu Odhin hervorgegangen sein mag. Simr. 227 f. Blut aber als Festigungsmittel eines solchen im heidnischen Rechtsgebrauch nicht selten. Gr. D. R. A. 192 f. Vgl. die magyarische Sitte beim Anonym. Belae regis notarius. cap. V.

Der Teufel als Unfriedenstifter Nr. 119 mahnt mehr an Wodan, dem als kriegliebendem Gotte auch Stiftung von Feindschaft zugemessen wurde. Gr. M. 964 Sein Verhältniß zu den Schätzen wurde schon oben erörtert. Nr. 120 klingt an den Wetterführer Nr. 62 an, dessen wahrscheinlicher Bezug auf Donar dort erörtert wurde. Der betrogene Teufel endlich ist eine ganz gewöhnliche spätere Vorstellung. Gr. d. S. I., 267—270. Vgl. die Baaßener Sage bei Kováry Sz. l r. 91, wo die Zweideutigkeit von Seele und Seil im Sächsischen — sil —

zu einer Katastrophe führt, welche durch den Popen vermittelst Hahn und Brod zu Gunsten der gefährdeten Braut gelöst wird.

121.

Diese Sage mußte schon um der Localität willen aufgenommen werden. Im Zalmoxis hat nach Gr. Gesch. d. d. Spr. 121 auch Simr. 517 Odhin erkannt: er war der Wirth der Unsterblichen im Himmelssaale Walhall (Simr. 212. Jüngere Edda, Simrock's Ausg. 278); zu ihm kamen die im Kampfe gestorbenen Todten; auf seine Waffe, Gungnir, deutet die Art, wie hier die Geten ihm Menschenopfer darbringen. Vgl. Gr. M. 38 f. Das dreijährige Verweilen in dem unterirdischen Hügel vergleicht Gr. Gesch. d. d. Spr. 187 mit Frey's Hügel. Der griechische Erzähler wohl brachte diese so ganz germanischen Mythen in die äußerliche Verbindung mit Pythagoras.

122.

Die Erscheinung Klingsors üz Ungerlant war schon oft Gegenstand verfehlter historischer Untersuchungen, die ihn sogar bis zum Verfasser (!) des Nibelungenliedes erhoben. An seinem mythischen Wesen darf nicht gezweifelt werden. Bestimmend für das Urtheil wird hier die Mantelfahrt sein, und diese, schlecht vermittelt durch den Teufel (vgl. Gr. M. 980. Altdeutsche bl. II., 289), führt ziemlich sicher auf Wodan. Wolf, 5 f. Simr. 222. Ipolyi 55, wozu zahlreiche Beispiele beigebracht worden sind. Vgl. Gr. d. S. I., 252. II., 205. Schott W. M. 202. Ztschr. f. d. M. IV., 39. Die Sterndeutung hat Klingsor in Babylon erlernt. Hormayer, Taschenbuch f. vaterl. Gesch. 1822. 211. Siehe darüber Simr. 204. Der Schluß der Sage, sowie die Bezeichnung des hohen Gehaltes, den der Dichter bezogen haben soll, mögen in Ungarn selbst entstanden sein, wo dergleichen Uebertreibungen nicht selten selbst urkundlich erscheinen. S. Urk. v. 1184—1186 bei

Endlicher, Monum. Arpad. I., 245 und im Urkundenbuch zur Gesch. Siebenb. von G. D. Teutsch und Fr. Firnhaber. Wien, 1857. I„ XV. Vgl. auch Nr. 126.

123—125.

Der Held der tiefſinnigſten ſüngern deutſchen Sage hat ſich auch in dem Bewußtſein der fernen Anſiedler wach erhalten, freilich in einer ſo zerbröckelten Auffaſſung, daß außer dem Namen faſt nur der mit dem Böſen eingegangene Vertrag und der gemüthliche mitleidige Schluß übrig geblieben. Sonſt iſt ſein Treiben ganz teufliſch (vgl. Müller, Herenprozeß, 26 f.) und erinnert vorwiegend an Rieſenverhältniſſe. Dieſe, neben den Zwergen, kegeln (Gr. d. S. I., 23. Zſchr. f. d. M. IV., 38. Vgl. Gr. K. M. Nr. 4. Vom Fürchten lernen und III., 9 f.), dieſe erſcheinen als Kirchenbaumeiſter neben Wodan (Wolf, 30, ſ. Nr. 14), dieſe als Straßenpflaſterer Gr. M. 501, vgl. Meier, 167. Fauſt im Sturmwind dagegen könnte auf Wodans wüthendes Heer gehen. Die Katze iſt Freyja's Thier und daher in der Herenſage vorzüglich zu Hauſe. Dem Teufel als Mühlenbauer begegnen wir bei Meier 158 und in der walachiſchen Sage Nr. 220. Die böſe Siebenzahl iſt ſtehend im Volksglauben. Charakteriſtiſch iſt, wie die freien Hermannſtädter privilegiengemäß ihr ausſchließliches Bürgerrecht ſelbſt dem Teufel gegenüber wahren.

126.

Heren- und Teufelsſagen ſind hier in einandergefloſſen; jenem gehört der Schluß der in das XV. Jahrh. hinaufverſetzten Erzählung an, dieſe bilden den Kern. Heren als Pferde und Katzen bei nächtlichen Gelagen und der aus der Mühle kehrende Bauer (ſ. Nr. 152) ſind typiſche Figuren jener. Ich habe in meinem Herenprozeß, 15, 27 dieſe Sage zur Fauſtſage gezogen, beſonders wegen des rothen, beiden gemeinſamen, Mantels und demnach ihre Entſtehung erſt im XVI. Jahrh. als möglich bezeichnet; wie ich jetzt glaube, mit Un-

recht. Mag die Bezeichnung des rothen Königsrichters auf dessen Mantel oder Haare sich gründen, so wird die ganze Auffassung und Darstellung wohl über beide Jahrh. hinausgehen und sich der Faustsage wie den Teufelssagen von gemeinsamen ältern mythischen Grundlagen aus nur genähert haben. Der Mantel allein würde auf Wodans Wunschmantel deuten (s. zu Nr. 122); aber dessen rothe Farbe, die hier nicht zufällig sein kann, sowie die Wälschnüsse weisen den Kern dieser Sage dem Donarmythus zu. Der rothe Mantel ist übrigens für Donar ausdrücklich bezeugt, Wolf, 71. Meier 285, wo das Wiederkehren der Messer in die Hand der Rothmäntel entschieden an den Blitz mahnt. Nichtsprechen ist bei solchen Fahrten ebenso geboten, wie beim Schatzgraben. Vgl. Gr. M. 923. Müllenh. 102, 204, 205. Menenges hat Marienburg im Vereinsarchiv N. F. II., als 349, Dominicus nachgewiesen.

Ueber wunderbare Befreiung aus der Gefangenschaft s. Simr., der gute Gerhard, 124. Als der Gott, der dabei thätig ist, erscheint vorzugsweise Wodan, doch auch Donar zuweilen. Zschr. f. d. M. I., 316, wo in einer ähnlichen Eifelsage sogar der goldene Becher nicht fehlt.

127.

Ueber das Einschließen des Teufels in eine Flasche s. Gr. K. M. III., 179 f., zur ganzen Sage meinen Hexenprozeß, 26, wo auch Parallelen angeführt sind. Die zu Grunde liegende Vorstellung ist uralt (Medea und Pelias) und erinnert an Donars geschlachtete und wieder belebte Böcke in der jüngern Edda. Simr. 307. Vgl. Gr. M. 1208. Müllenh. 6. Wolf, 88. Daß die Verjüngung gerade in Roßmist vorgehen soll, ist kaum ohne Bedeutung, da die Fruchtbarkeit des Mistes selbst einer Walkyrie den Namen gegeben, Simr. 389, und auch nach einer weitverbreiteten sächsischen Sage Gott den Szekler aus einem Roßapfel geschaffen, wozu die Schöpfung des Slovaken

aus einem Mißstaden, Ztsch. f. d. M. II., 158, verglichen werden kann.

128.

Eine geſchichtliche Perſönlichkeit mit Bruchſtücken der Sagen in Verbindung gebracht.

129.

„Wie Holda die Kinder in ihren Brunnen zieht, ſo werden dieſelben gleichfalls in ihren Berg gelockt.“ Wolf, 171. Der Rattenfänger iſt der Zwerg, der die Kinder zu Holda führt oder nach Simr. 461 ein Bote der Unterweltsgöttin. Beide gingen ſpäter in den Teufel über. Kovács, Sz. t. r. 130, hat die Anſicht Feins (die entlarvete Fabel vom Ausgange der Hammelſchen Kinder. Hannover, 1749) mitgetheilt, wornach die Beziehung dieſer Sage auf die Siebenbürger Sachſen ſich darauf gründen ſoll, daß die in einer Fehde zwiſchen den Grafen von Eberſtein und Biſchof Witteking am 28. Juli 1295 gefangenen Bürger von Hammeln bei dem Sevenberge vorbei heimgekehrt ſeien; eine Erklärung, worüber kein Wort weiter zu verlieren iſt. Das abgeſchmackteſte in die reiche Literatur dieſer Sage gehörige Werk iſt vielleicht Mart. Schookii Fabula Hamelensis. Groning. 1662. 16, 264. Seiten, wovon 174 der Einleitung angehören. Von Siebenbürgern hat Martin Bertleſ (ſtarb als öffentlicher Lehrer in Thorn am Anfang des XVIII. Jahrh.) einen Exodus Hamelensis geſchrieben. Vgl. Seiwerth, Nachrichten von einigen ſieb. Gelehrten. 1775. 31. Vgl. den ähnlichen Teufelsgeiger bei dem See von Lamaix im Elſaß. Menzel, Literaturblatt, 1852. 299, und Schott W. M. 139.

130.

Hier ſcheint der Teufel an die Stelle des elbiſchen Nachtmars, der die Pferde reitet (Gr. M. 4194. Simr. 465 f. getreten zu ſein. Ob das Schütteln der Haferſäcke gerade auf Fro zu deuten iſt, welchem die Haferweihe vorge-

nennen wurde und der der Patron der Pferde war, weiß ich nicht. Wolf, 125.

131.

Da mit diese Sage ohne nähere Bezeichnung, ob sie aus Deutsch- oder Walachisch-Pian stamme, vorkam, habe ich sie hieher gestellt, bin jedoch geneigt, darin eine walachische Ueberlieferung zu sehen. Verzaubern durch bösen Blick ist übrigens der deutschen Mythologie eine gangbare Vorstellung, Gr. M. 1054 Meier, 175 und wird von Panzer, I., 361 auf Hel (Gorgo, Persephone) zurückgeführt. Vgl. meinen Herenproceß, 60.

132.

Wie die Brunnenentstehung oft mit Göttern zusammenhängt, besonders mit Baldur, Wolf, 133 f., und die Brunnen selbst Eingänge zur Unterwelt, zu Hel, Holda ꝛc. oder zu Zwergenwohnungen sind (Gr. d. S. I., 39); so verband sich, vielleicht nicht ohne Einfluß des in Cana vom Heiland verrichteten Wunders, früh schon (Gr. M. 551 f.) mit manchen Quellen die Vorstellung, daß sie zu gewissen Zeiten statt Wassers Wein enthielten. Die Rückumwandlung habe ich nirgends wie in der vorliegenden Sage motivirt angetroffen. Am nächsten kommt derselben eine Erzählung bei Müllenh. 102. Der Szörényer b. Kreuzbrunnen wandelt sein Wasser in Blut, so oft ein ungarischer König stirbt oder in Gefahr kommt. Ipolyi 203. Quellenkultus zeigt sich auch sonst in unsern Sitten, Mäschen ꝛc. namentlich die Verehrung mineralischer Quellen: so stehe eine Kapelle bei dem Salzbrunnen bei L'dvarthely und Felsö Boldogasszonyfalva (Oder Marienborf). Vgl. zu Nr. 199—201 und Gr. M. 554: so richten die Knechte im Bulkeich die Feldbrunnen im Frühling in festlicher Weise her. Ebenso Flußkult: als vor einigen Jahren der Pfarrer von Großpropstdorf sich ertränkt hatte, setzte man ein Wachslicht auf eine Brotkrumme, und ließ es die Kokel hinabschwimmen,

des Glaubens, daß es, wo der Todte liege, stille stehen müsse. Mit dem „Gesprenge" bei Kronsahr verbindet sich die Vorstellung eines Hungerbrunnens. Meier, 262. Müllenh. 104.

123—135.

Während die Schlange dem deutschen Heidenthum als ein heilbringendes, unverletzliches Thier galt Gr. M. 651, ist der Drache d. h. die geflügelte Schlange, als riesenhaftes, gewöhnlich auch schatzhütendes, oft der Unterwelt angehöriges (Panzer, I., 292, 345 f.) Ungeheuer, der Gegenstand der unausgesetzten Bekämpfung durch Götter, besonders Thôrr Gr. M. 653, und Helden, besonders Sigfrid. Noch die spätere epische Volks- und Kunstpoesie des Mittelalters ist voll von darauf bezüglichen Abenteuern. Unsere Sagen verwechseln offenbar Schlangen und Drachen und erzählen von jenen, was diesen gelten sollte. Im Einzelnen ist nur der Hahn zu bemerken, der, falls er schwarz war, als Unterweltsthier erscheint. Die Vergiftung des Drachens erscheint fast wörtlich wie in Nr. 135 bei Panzer, 27, obgleich an Entlehnung nicht zu denken ist. In der walachischen Sage entspricht dem deutschen Drachen der slavische Zmeu. Vgl. Müllenh. 206 und Nr. 213, 214. Simr. 431 steht in diesen menschenfressenden Drachen Spuren alter Riesenopfer und in den Drachen überhaupt oft nur verwandelte Riesen. Vgl. Nr. 198, 431—432.

136—156.

In den bereits mehrmals angeführten Beitr. zur Gesch. des Hexenglaubens ꝛc. habe ich, besonders im V. Abschnitte „das Verbrechen und die Strafe," zusammengestellt was mir aus Prozessen, Aberglauben, Sagen und Märchen zugänglich geworden war. Da die Vorstellungen, welche sich mit der Hexerei verbinden, im Ganzen nicht viel Abwechselung bieten, so darf es nicht wundern, daß was ich dort benützt im Wesentlichen auch in dieser Sammlung nicht vermehrt erscheint. Es ist dadurch zufällig, was die Darstellung der bisher gehö-

rigen sagenhaften Volksüberlieferungen anbelangt, einfach auf jene Arbeit zu verweisen; und ich beschränke mich im Folgenden darauf, Parallelen zu einzelnen Zügen zu geben oder mythische Beziehungen anzudeuten, was dort der mehr culturgeschichtlichen Aufgabe gemäß spärlicher geschehen ist.

Sturm- und Hagelmachen (Nr. 136). Gr. M. 1040 weist das hohe Alter der Vorstellung von einem zauberhaften Quatrerderben nach und vergleicht dazu bereits die Valkyrien, eine Ansicht, welche Kuhn in der Ztschr. f. d. A. V., 489 erweitert, indem er die Hexen in dieser Eigenschaft geradezu die Valkyrien vertreten läßt. Vgl. Gr. d. S. I., 338. Meier, 190, 200.

Hexen segnen den Mehlsack (Nr. 138, 132). Eine Variante aus Mühlbach: Ein Bauer steht auf einem erlenbewachsenen Rasenplatz bei der Mühle einen Trupp Truden im Kreise tanzen. Er grüßt sie:

Gott vermär ich irn dâns!
Gott vermär ich irn krûns!

Sie antworteten:

Gott vermär ich irn sâck,
Dâte sâckest lâdig wirt.

Und wirklich wurde sein Sack nie mehr leer. Da in diesen Tagen überall das Ereigniß wie der Tanz der Hexen auf Wiesengrund in die Nähe von Wasser versetzt wird, so ließen sich darin elbische Wesen erkennen. Die eigentliche Trude erscheint sonst nicht leicht als gutartig. Kuhn in der Ztschr. f. d. A. V., 373 f. bezieht gesegnete Mehlsäcke unter andern Umständen auf Frigg.

Hexensalbe (Nr. 140, 149). Vgl. Gr. M. 1023.

Hexe als Katze (Nr. 144). Vgl. Müllenh. 207, 211 f. 227 f. Auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen fährt Freyja. Gr. M. 282, 634. Demnach gehören die Hexen in dieser Verwandlung zu ihrer Dienerschaft, während sie als

schwarze Hühner (Nr. 139) mehr zu Hel passen, wie als Kröten, Gr. M. 1025, deren sächsischer Name murkes mir mit der altsächsischen Bezeichnung des Teufels mirki = tenebrosus zusammenzuhängen scheint. Gr. M. 945.

Hexe als Wirbelwind (Nr. 141). Vgl. Meier 257, bei Müllb. 225 als Wasserhose; in beiden Fällen wieder valkyrienartig zu Wodan gehörend. Gr. M. 599.

Blühender Garten im Winter (Nr. 147). Vgl. Gr. d. S. II., 189. Meier 167.

Hexe mit Hufeisen beschlagen (Nr. 148). Vgl. Ztschr. f. d. M. II., 180. Meier, 191. Müllenh. 226. Ob die Pferdegestalt bloß bis zum Teufel, der oft so erscheint Gr. M. 946, oder bis zu einer Gottheit hinaufzuführen, etwa zu Loki, dessen Verwandlung in eine Stute bekannt ist?

Herzsaugen (Nr. 150). Auch in dieser Eigenschaft könnten die Hexen vielleicht dem Mythus von Loki angehören, dessen Bezug zum Herzessen Woll, 140 f. nachgewiesen hat. Den Stiftern des Bösen mußte an dem Verderben des Sitzes der Seele vorzugsweise gelegen sein.

Tödten durch Wachsbilder (Nr. 151). Vgl. Gr. M. 1045. Müllenh. 223. Der Brand des Meleager. Preller, Griech. Mythol. II., 205. Die Substitution des Bildes hängt mit dem schon im Alterthume bekannten Verfahren zusammen, wornach dem heilenden Gotte das geheilte Glied in Wachs abgebildet zum stellvertretenden Opfer gebracht wurde.

Seele als Mücke (Nr. 154) Personificationen der Seele sind häufig: als Mäuslein, Gr. d. S. I., 335. Meier, 175; als Katze, Gr. d. S. I., 337; Eidechse (?) ebd. II., 90; Wiesel, ebd. 142; Käfer, Meier, 183; Spinne, ebd. 184; Vgl. Gr. M. 789.

Zu Nr. 157 vgl. Nr. 56.

Auf einer Seite roth, auf der andern tod (Nr. 158), vgl. Nr. 53.

Die Scheintodte (Nr. 155) gehört strenge genommen nicht hieher, konnte aber bei der Entfernung des Druckortes vom Verfasser nicht mehr an die gehörige Stelle, etwa hinter 43, eingereiht werden. Das Pferd kann nur das Todtenpferd sein.

159.

Vgl. Gr. d. S. I., 259. Hier anekdotenartig erweitert; doch ist das Todtenspiel zu merken. Den Tod wie den Teufel darf man selbst im Scherze nicht rufen. Unser Kinderspiel „schämpelän dlt“ (= wandelnder Tod) verdient aufmerksamere Würdigung. S. zu Nr. 420.

160.

Das auch in der geschichtlichen Sage Nr. 367 erscheinende Thürmchen auf der Steinlei bei Schäßburg trat wahrscheinlich an die Stelle eines katholischen Heiligenbildes, weßhalb es auch den Namen stënebëld (Steinbild) führt, und letzteres mag der h. Agneta (nlt) geweiht gewesen sein.

161.

Die alten Götter haben sich bis in die Träume der Menschen zurückgezogen. Der freundliche, glückspendende Alte hier könnte, wie schon Schuster Wodon 11, bemerkt, Wodan sein. Gr. M. 1098. Auf den Zug, daß gefundene Schätze unglücklich machen, wurde bereits hingewiesen. Vgl. Gr. d. S. I., 290. Müllenh. 206.

162.

Ob in dieser Sage eine bloße Anekdote oder mythisches Element zu sehen, ist mir ungewiß. Mannhardt hat in der Zschr. f. d. M. III., 76 f. nach Müllenhoffs Vorgange den Bezug der Brautsteine in Norddeutschland auf den Ehegott Donar dargethan. Da nun mit jenen Localitäten ähnliche Vorstellungen sich verbinden, nur daß Brautpaare daselbst versinken oder versteinern, so könnte hier ähnlicher Glaube nur in sentimentaler Form verborgen liegen. Die alte romanische,

also mindestens dem XIII. Jahrh. angehörende Kirche würde auf eine alte Cultusstätte des Gottes deuten, wenn die Deutschen diesen Boden als Heiden betreten hätten. Oder dürfen wir auch hier getisch-gothische Nachwirkung erblicken?

163—164.

Auf denselben mythischen Vorstellungen ruhend wie Nr. 162; nur daß Donar hier durch den Blitz noch deutlicher wird. Daß die Götter Rächer des Meineides sind, spricht schon Sigurd gegenüber Brynhild in der Edda aus: „Unselig ist der Schwurbrecher" Sigrdrifumal 23, und die deutsche Sage weiß manches davon zu erzählen. Meier 79, 125, 309, 313. Müllenh. 108.

165.

Symbolisirende Züge, welche spätere christliche Entstehung nachweisen, haben einzelne nicht uninteressante Körner aufbewahrt, welche in ihrer Naivität an die frühste Gestalt der Thiersage erinnern, so namentlich die Ansicht, daß die Thiere früher die menschliche Sprache gesprochen. Gr. Reinhart Fuchs, 1834. V. Ueber die Thiersage unter den Deutschen in Siebenbürgen hat Haltrich im Schäßb. Gymnasialprogramm 185$^{4}/_{5}$ werthvolle Beiträge geliefert. S. besonders p. 11.

166.

Ich habe zu dieser weitverbreiteten Sage (Vgl. Ztschr. f. d. M. I., 41, 471. II., 13. IV., 150. Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen. Deutsch von Bresemann, 1847. I., 148. Kronstädter Blätter f. G., G. u. V. 185$^{1}/_{2}$. 258), die ich nach einer Mittheilung aus Streitfort veröffentlichte, eben noch vor Thorschluß folgende interessante Variante aus Klosdorf erhalten: Der Heiland tritt als Lehrjunge in den Dienst eines Zigeunerschmiedes, brennt im Walde die Kohlen auf seinem ausgebreiteten Mantel, den er unversehrt unter dem Haufen hervorzieht und zum Löschen der glühenden Kohlen benützt, beschlägt darauf Pferde, indem er ihnen mit einer Art die

Beine abhaut, diesen in der Schmiede die Hufe mit Eisen versieht und sie darauf durch bloßes Aneinanderhalten wieder an den Stumpf anwachsen läßt. Aus der Vergleichung dieser Relation mit Nr. 166 geht zunächst hervor, daß hier der liebe Gott mit dem Heilande dort identisch ist. Und wenn nun schon das Dreschen mit Feuer an sich bedeutsam war, so weist hier nun vollends alles: der Schmied (s. Nr 171), die Kohlen (vgl. die Schatzkohlen), die Axt (die an des Hammers Stelle tritt), die Heilung des Zerstückten auf Donar. Vgl. Mannh. in der Ztschr. f. d. M. III., 105, und oben zu Nr. 127. Der Mantel würde demnach ebenfalls der rothe, auf den Schatzgott deutende, sein, vgl. oben zu Nr. 126. Übrigens scheint diese Erzählung aus zwei Theilen verwachsen: im ersten drischt der Heiland mit dem Brande, im zweiten erhält S. Peter die doppelte Tracht Prügel. Hier herrscht christlich moralisirendes Wesen, dort uraltes mythisches Element.

167—173.

Eine Reihe vorwiegend moralisirender Legenden mit oft geringem mythischem Gehalte. In Nr. 167 ist nur eben die Verwandlung zu beachten; zu Nr. 169. Asbjörnsen I., 8 zu vergleichen; nur 169 ist eine Variante zu einem Zuge von Nr. 166. Bemerkenswerther ist in Nr. 170 der Zug, wo S. Peter als Regengott erscheint, demnach wieder Donar vertritt, und besonders Nr. 171, da Wolf 99 f. den innigen Zusammhang zwischen den hämmernden Meistern und dem gewaltigen Hammergott nachgewiesen hat. Vgl. Simr. 238. In dem Schurzfell scheint festhaltende Kraft zu liegen, oder ist es zur Besitznahme eines Grundes durch Lederriemen, Schneefall ꝛc. zu vergleichen. Das letztere dünkt mir wahrscheinlicher. Ueber die Schmiedesagen überhaupt vgl. Weinhold, Altnord. Leben. 92 f. — Die Wiederbelebung des geköpften Seilers in Nr. 172 erinnert wieder an Donar, und in Nr. 173 ist uns eine Art Philemon und Baucis erhalten, doch ohne die sonst

gewöhnlich damit verknüpften Wünsche. S. Gr. K. M. III., 149. Lukas ist sonst in Legenden nicht gewöhnlich.

174.

Ein Lügenmärchen, das aber durch Anknüpfung an eine bestimmte Persönlichkeit und Oertlichkeit sagenhaftes Gewand annimmt. Vgl. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen. Berlin. 1856. 263, 265.

175.

Der schon den Römern bekannte Glaube, daß der Regenbogen den Wolken das Wasser zuführe, ist volksmäßig. Gr. M. 695 f. Meier 227. Die Regenbogenschüsselchen dagegen sind mir unter den siebenb. Sachsen nicht begegnet, obwohl Hohlmünzen, besonders silberne, eben keine Seltenheit im Lande sind. Der Hirtenknabe, mit seinen Schafen vom Regenbogen angezogen, erinnert an den Mann im Monde Nr. 229.

176.

Sehr bezeichnende Auffassung der Nationalcharaktere, legendenartig ausgesprochen und allgemein verbreitet; wahrscheinlich magyarischen Ursprunges, da dieser Stamm am besten davonkömmt.

177.

„Nur die Kräben waren über den Tod Christi nicht betrübt, deßhalb müssen sie im August Durst leiden, die Schnäbel aufreißen, können aber nicht trinken" Panzer II., 171, wozu K. Köhler Parallelen beigebracht hat in der Ztschr. f. d. M. III., 409. Ich glaube, daß in unserer Sage eine ähnliche Verschuldung verloren gegangen ist, um derentwillen diese Vögel ihre Wanderung in der heißesten Jahreszeit antreten müssen.

178.

Zum dienstbaren Spiritus vgl. Nr. 127. Der Mühlstein an einem Haare aufgehängt, kommt in einer Zwergsage vor bei Müllenh. 289. Vgl. auch das Schwert des Damokles.

179.

Aehnliches wird in Bulkesch von den Donnersmarkern erzählt. Vgl. Meier 361. Müllenh. 93.

180.

Eine Variante derſelben Sage bei Müllenh. 94. Daſelbſt iſt über ſolche Spitznamen viel zuſammengetragen 91 f.

181.

Die Sachſen thun hier für die Sonne daſſelbe was in Nr. 179 die Szekler für den Mond.

182.

Elemente wirklicher Geſpenſterſagen lieferten das Material zu einer Anekdote. Vgl. Nr. 56, 59, 420.

183.

Localiſirtes Lügenmärchen. Vgl. Nr. 174.

417.

Der Gott des Eigenthums und der Cultur, Donar, ſo ſcheint es, ſtraft auf eine eigenthümliche Weiſe den Grenzbetrug. Sonſt begegnen wir Holda als Schutzgöttin der Grenzen, und der Pflug iſt ihr Symbol. Simr. 418. Sollte der Teufel hier dieſe weibliche Gottheit vertreten? Ich glaube ſolche Geſchlechtsänderung kaum zuläſſig. Aehnliche Sagen ſ. Nr. 203. Kuhn in der Ztſchrft. f. d. A. IV., 391. Müllenh. 190. Ipolyi ſcheint dergleichen 119 und 126 f. minder richtig auf Rieſen zu deuten, während Gr. M. 975 in den verwandten Pfahlgräben bereits Bezug auf Wodan anzunehmen genöthigt iſt.

418.

Vor etwa 20—30 Jahren durch Burzenländer Fuhrleute nach Mühlbach gekommen. Anklang an den Rattenfänger und den Blaubart. Vgl. auch den Ulinger in Uhland's Volksliedern. Manches deutet auf Walachiſches, vgl. Nr. 131; aber das meiſte findet ſich auch in einer ſächſiſchen Ballade.

419.

Auf den vielfachen Zusammenhang zwischen der Unterweltsgöttin Hel und den weißen Frauen und Jungfrauen wurde zu Nr. 37—42 hingewiesen. Auf sie mögen auch a. und b. der vorliegenden Nummer deuten. In c. dagegen scheint Bezug auf die „Vervielfältigung der Hel“ Simr. 381, die Nornen, unverkennbar und wird demnach die weiße Jungfrau als Wurdh zu fassen sein. Gr. M. 376 f. Der schwarze Hahn ist Hels Vogel wie der goldene der Wodans, des männlichen Todtengottes. Panzer I., 286 f. 293 f. 309 f. Simr. 385.

420.

Das Gespenst steht hier für den Tod selbst, und die Erzählung erinnert in der Umständlichkeit des Schlusses an das Kinderspiel „schämpelän dlt,“ bei welchem dem in Maisblätter ꝛc. vergrabenen Tode eilfmal zugerufen wird: „Steh' auf; es hat . . . geschlagen“ und er immer antwortet: „loss mich nöch e wönig schlöfen,“ bis er beim zwölftenmale mit den Worten „ham ich frässen dich“ aufspringt und eines der Mitspielenden hascht. Eine Variante ist mir unlängst aus Schäßburg zugekommen. Ein Mädchen nimmt auf dem Kirchhofe einer Todten das Hemde. Diese kommt und forderts zurück: „mich friert.“ Das Mädchen gibts hin und will fliehen. Das Gespenst ruft: „Knöpfe mir's bis oben, wie du's abgeknöpft.“ In dem Augenblick, wo das Mädchen dies thun will, schlägts zwölfe, und beide versinken.

421.

Simr. bemerkt 473, daß Walkyrien, die sich in Schwäne verwandeln, in Meergeister übergehen, demnach wohl auch in Seegeister; doch kann hier vielleicht noch weiter gegangen werden. Wenn zwischen Wodan und Hel altes Gattenverhältniß waltet, so würden in der vorliegenden Sage die beiden Söhne als Odhin's Söhne erscheinen und der eine nach kurzem glanzvollem Leben von der Todesruthe berührt Sterbende auf Bal-

dur, der andere, der sich immer bei der Mutter aufgehalten, auf den lichtlosen Hödur, den „Gesellen der Hel" Skaldskaparm. 13 zu beziehen sein, dessen Rolle bezüglich des Mordes an Baldur in erklärlicher Verwechselung die Mutter — als eigentliche Todesgöttin — ausführt. Die Ansiedler hätten die Rächerrolle Wali's übernommen. Ich fühle die Kühnheit dieser Deutung und mag sie gerne als bloße Vermuthung tiefer Sehenden zur Beurtheilung hinstellen. Daß unsere Sage, welche zugleich zu den wenigen gehört, in denen alte Namen sich erhalten haben (Isian und Isgau erinnern an Isangrim, Íslant und besonders an Ingo und Isco Gr. M. 323), Reste alter Mythen aufbewahrt, darf nicht bezweifelt werden. Hels Verwandtschaft mit den Nornen, auf welche die Schicksalskunde sonst deuten würde, sowie mit den Valkyrien, mit welchen sie die Zauberruthe (Lanze, Schlafdorn) gemein hat (Panzer I., 348. Simr. 219) und Wassergeistern ist bezeugt genug, um von dieser Seite keinen Einwand zu befürchten. Der Schluß wäre jedenfalls als verstümmelt zu betrachten, und Einfluß geschichtlicher Thatsachen darauf anzunehmen. Vgl. Wolf 202 f. Schott W. M. 220, 251, 341 und in der vorliegenden Sammlung Nr. 57.

422.

Wodan in der Gestalt des Heilandes begabt den Redlichen mit einem Wünschelsack, welchen dieser zur Beendigung eines Spukes benützt. Märchenhafte Züge vermischen sich wie gewöhnlich mit christlichen, und die Verbindung mit der geschichtlichen Persönlichkeit der Bruckenthale ist ein Zeugniß für die Jugend der ganzen Sage in dieser Gestalt. Das am Schlusse berührte Vermächtniß bezieht sich auf die letztwillige Verfügung des Freiherrn Karl v. Bruckenthal von 1857, wodurch derselbe über 100.000 fl C.-M. zum Besten der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen widmete.

2. Magyarischer Sagenkreis.

Es könnte vermessen erscheinen, auf Grundlage von 35 magyarischen Sagen, welche die vorliegende Sammlung enthält, eine allgemeine Charakteristik der mythischen Sage dieses Volkes zu versuchen. Doch bieten Kóváry's Szász történelmi rege, sowie Ipolyi's Magyar Mythologia ergänzendes Material in solcher Menge, daß sich wohl etwas Haltbares auch in dieser Hinsicht sagen läßt, wobei ich nur bedauere, in den Besitz des letztern Werkes zu spät gelangt zu sein, um es nach seinem vollen Werthe bis ins Kleinste hinein benützen zu können. Bei der Abgeschlossenheit, in welcher das magyarische Volk, und namentlich die Nation der Szekler, sich seit der Einwanderung nach Ungarn und Siebenbürgen zu erhalten gewußt hat, konnte es nicht anders kommen, als daß mit den Formen des nationalen Lebens auch vieles von der eigenthümlichen Sitte, dem alten Glauben ꝛc. in großer Frische sich erhielt. Das Christenthum wurde hier erst in der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. populär, und noch ein Ladislaus I. zugeschriebenes Gesetz (I., 22) mußte den Ungarn das heidnische Opfern bei Quellen, Bäumen und Steinen bei Strafe eines Ochsens verbieten. Die in politischer Beziehung bedeutenden deutschen Ansiedler des Mittelalters haben in Siebenbürgen nach dieser Richtung hin einen geringen Einfluß gehabt, und ich möchte ihn nur in jenen Gegenden größer nennen, wo, wie in der Gegend um Klausenburg, eine spätere Magyarisirung der Deutschen nachgewiesen werden kann. Davon sind die Szekler in den östlichen Gebirgen sicherlich fast ganz frei geblieben; und wenn zwischen ihren Sagen und denen Deutschlands dennoch unläugbare Berührungspunkte angetroffen werden, so wäre in den meisten Fällen, statt an eine Entlehnung zu denken, an ein Wort Jacob Grimm's M. XXVII. zu erinnern, wornach besonders die deutsche Riesensage vieles

mit Slaven und Finnen gemein hat. Vielleicht tragen diese Sagen auch zur Sicherstellung dieser Ansicht einiges bei. Und wie für die finnische Dichtung noch nicht der Unterschied von Märchen und Sagen gilt, so scheint auch in der magyarischen manche der letztern die Saamenblätter jener noch nicht völlig abgestoßen zu haben. Gerade das sichert ihnen aber einen bedeutenden mythischen Gehalt, da das Märchen in dieser Hinsicht gewöhnlich reicher ist als die schon näher an die Geschichte streifende Sage. So läßt es sich andererseits auch erklären, daß die ältere Geschichte der Magyaren, und hier wieder insbesondere die der Szekler, so fest in die Sage verwachsen ist und, wie die Geschichte Roms, erst 300 Jahre nach dem Einzug in ihre jetzigen Wohnsitze kritisch gesichert dargestellt werden kann. Die Sage suchte aus dem Gebiete der Geschichte zu ersetzen, was sie an das Märchen verlor. Dabei meine ich natürlich nicht solche Erzählungen, welche, wie die von Kováry Erd. rég. 21—44. Szász tört. r. 36—61 nicht ohne einige Prätension mitgetheilte tündér Ilona, in ihrem Wesen weder magyarisch erscheinen, noch das geringste Sagenhafte besitzen, sondern nothdürftige und mit wenigen unbedeutenden nationalen (?) Zuthaten verquickte Zusammenstoppelungen deutscher und anderer Märchenstoffe sind.*)

*) Hätte K. auch nur Gr. F. und H. M. gekannt, so würde er selbst seine ganze erzwungene Deutung aufgegeben haben. Der König als Besitzer des Baumes mit den goldenen Aepfeln, der Diebstahl an diesen, die Wache der drei Söhne, die glückliche Entdeckung des Diebes erscheinen bei Grimm (große Ausg. 1850) I, 335 im hessischen Märchen vom goldenen Vogel, welches, wie III., 96 bemerkt wird, fast in ganz Europa bekannt ist. Im Märchen vom Eisenofen II., 230 sucht eine Jungfrau den Geliebten und trifft ihn im fernen Schlosse als Bräutigam einer Andern, erwirbt sich dreimal die Erlaubniß bei ihm zu schlafen, kann sich ihm aber nicht entdecken, weil er jedesmal einen Schlaftrunk erhalten hat. Das ist nach K. die erste Bekämpfung Da-

Der Grundzug des magyarischen Nationalcharakters ist Sentimentalität, warmes, leicht erregbares, ungezügeltes Gefühl. Das darf bei der Beurtheilung der Volksmäßigkeit irgend einer Erzählung nicht außer Acht gelassen werden. Von dem einsamen Hirten auf der Pußta bis zum Magnaten im Palaste, soweit sein Blut rein ist, bildet dieser Ton den Grundton in allen Lebensverhältnissen, in Tanz und Musik, in Prosa und Poesie, in Glauben und Sitte, die alle noch vielfach in einander übergehen und die vom Verstande gesteckten Grenzen im Ganzen noch nicht gefunden haben. Daher kann immerhin eine magyarische Sage nach Form und Inhalt volksmäßig sein, welcher, wenn sie z. B. als deutsche auftreten wollte, jener Charakter abgesprochen werden müßte. Namentlich spielt die Liebe auch in den mythischen Sagen dort eine Rolle, die ihr im deutschen Volksbewußtsein weit weniger zukommt. Riesen und Feen entbrennen in so warmen Gefühlen für einander, daß man dadurch leicht verführt wird, sehr späte Entstehung anzunehmen, wie Kováry wirklich gethan hat, der fast

---

ciens durch Trajan, hier in einem hessischen Märchen. Auch die übrigen Züge dieser Compilation lassen sich glücklicherweise nachweisen. Die Episode von den drei um Schuhe, Mantel und Peitsche zankenden Riesen erscheint bei Gr. II., 45 (Mantel, Stiefel und Schwert; in andern Märchen Stock, Mantel und Pferd). Originell ist nicht einmal die so unzarte Liebesprobe am Schlusse, da sie im Wesen mit unserer walachischen Sage Nr 214 übereinstimmt. In Haltrich's durchaus volksmäßiger im Juli 1856 erschienener und in vielen öffentlichen Blättern angekündigter Sammlung liegen alle diese Züge ebenfalls vorhanden; Ipolyi hatte in seiner 1854 erschienenen Magyar Mythologia über K.'s Deutung den Stab gebrochen und dennoch wiederholt er sie in den Sz. t. r. (1857) 12, 62, noch mit dem Zusatze, daß Ilona wohl die der Sage nach in eine Blume verwandelte oder nach der siebenbürgischen Erzählung zu einer Fee gewordene und nach Siebenbürgen gekommene griechische Helena sei.

in allen Sagen Anspielungen oder Allegorien wirklicher Begebenheiten sieht und durch diese vorgefaßte Meinung in die, wie Ipolyi sagt, pedantischesten Deutungen verfällt. Ihm erscheinen diese mythischen Sagen des magyarischen Volkes als Episoden des großen Epos, in welchem der poetische Genius der Nation die Geschichte des Vaterlandes und Volkes darstellte, und er hofft, daß es noch möglich sein werde, aus diesen Bruchstücken ein Ganzes zusammenzufügen, wie aus einzelnen Liedern Homers Gesänge entstanden seien (Sz. t. r. 5 f.). Daher deutet er seine Riesensagen kühn auf die Geschichte Siebenbürgens unter Decebalus und Darius und in den Zeiten der Völkerwanderung, ohne auch nur daran zu denken, daß doch dem viele Jahrhunderte später in Europa eingewanderten magyarischen Volke die Ereignisse dieser Zeiten nur durch eine mehr als übernatürliche Offenbarung zum Nationalbewußtsein geworden sein könnten. Von solchen Deutungen werde ich mich fern halten, indem ich den von Ipolyi bezeichneten Bahnen folge und in solchen Erzählungen den mythischen Gehalt zu ergründen suche. Ich stelle natürlich nicht in Abrede, daß bei dem unverwüstlichen schöpferischen Drange aller Völker in dieser Beziehung es auch magyarische Sagen gebe, in welchen der mythische Kern mit einer geschichtlichen Hülle sich vereinigt hat, wie auch bei mehr als einer deutschen Sage oben gezeigt worden ist; aber nur die Hülle eben ist darin neu, der Kern reicht in der Regel weit über die Christianisirung hinauf. An eine eigentliche Allegorie ist bei wahrhaft volksmäßigen Schöpfungen nicht leicht zu denken. Unbewußt verbindet das Volk näher und entfernter Liegendes und läßt die Burgen, zu deren Erbauung das gegenwärtige Geschlecht zu schwach wäre, durch Riesen in einer Nacht errichten, die dann freilich auch die Unbilden menschlicher Burgbewohner (so namentlich Frauenraub und sündhafte Geschwisterliebe) zu verantworten haben.

Die fremdklingenden Namen mancher magy. Sagen (Rapsoné, Venturné etc.) harren noch der Erklärung; als unvolksmäßig dürfen ſie wenigſtens nicht voreilig bei Seite geſchoben werden.

184- 191.

Ueber die häufige Identität von tündér und óriás habe ich bereits oben gehandelt. Mir iſt meine Anſicht, je mehr ich das auch von Ipolyi 57 f. geſammelte Material anſehe, deſto ſicherer: daß nämlich die tündérek der magy. Sage mit den Rieſen der deutſchen nahe zuſammentreffen, demnach auch von den óriások nicht weſentlich zu unterſcheiden ſind, wobei jedoch immer zu berückſichtigen, daß in Folge jener Sentimentalität im Charakter des magy. Volkes, von welcher oben die Rede war, in dieſen Sagen weibliche Gottheiten oft da erſcheinen, wo die deutſche Ueberlieferung männliche hat und demnach auch nicht wenige Ueberlieferungen dieſe tündérek in Verwandtſchaft mit den Göttinnen und Feen anderer Völker erſcheinen laſſen. Daß W. Schott in ſeiner Recenſion der Magyar Mythologia in der Ztschr. f. d. M. III., 309 f. die Beziehung zur Rieſenſage nicht bemerkt, nimmt faſt Wunder. Wenn der Volksglaube das Land der tündérek nach Siebenbürgen verlegt, ſo läßt ſich darin ohne Zwang das öſtlich (von Ungarn) gelegene Rieſenland erblicken, deſſen Bewohner die eigentlichen óriások (= Bergbewohner) ſind. Ich glaubte demnach, die hieher einſchlagenden Sagen zuſammenfaſſend behandeln und mit einigen Andeutungen begleiten zu dürfen.

Vorwiegend erſcheinen dieſe magy. tündérek und óriások als Burgenbauer (Nr. 184—187, 191) oder Burgenbewohner (Nr. 188—190), wozu die Szász tört. r. noch zahlreiche Analogien bieten. Vgl. oben zu Nr. 3—26. Ihre Gewaltigkeit tritt darin hervor, daß ſie ihre Bauten in ſehr kurzer Friſt vollenden: an einem Tage (Nr. 186, 191), in einem Augenblick ſogar (Nr. 187), doch auch in drei Tagen (ebd.), drei

Wochen (ebd. bei Kóváry, Sz. tört. r. 64 schon abgeschwächt 7 Jahre), daß sie Brücken von Berg zu Berg bauen (Nr. 185. vgl. Gr. M. 500, 514), zu Roß (Nr. 186, was märchenhaft scheint, wie in Nr. 187 die eiserne, silberne und goldene Burg und in Nr. 189 die Flügel) über Thäler setzen, an Donar erinnernd, mit ungeheurer Schnelligkeit dahin fahren (Nr. 190), schwere Steinlasten tragen (Nr. 191), vier Ochsen in die Schürze packen (Nr. 185) und durch Steindämme den Bach aufzuhalten versuchen (Nr. 188) — kein einziger Zug, der nicht in der deutschen Riesensage oder der dieselbe ergänzenden Teufelssage bezeugt wäre. Wie in den sächsischen Sagen, so erbauen die Riesen auch in der magyarischen ihre Burgen auf benachbarten Höhen; doch waltet dabei nicht die Absicht der Unterstützung, sondern Eifersucht. Ueberhaupt lebt das ganze Geschlecht hier im Unfrieden unter einander (Nr. 186, 187, 191), wie mit den Menschen (Nr. 185, 189). Das letztere ist allgemeiner Zug der Riesensage, jenes scheint in dieser Allgemeinheit der magy. eigenthümliche Vermenschlichung und Abschwächung des Mythus. Vereinzelt begegnete ich demselben Zuge bei Müllenh. 269.

An die deutsche Holda erinnert dagegen die Einfassung der warmen Quelle von Kis Kalány durch die Riesin, vgl. Nr. 38, obwohl das Motiv ein anderes ist*), an den deutschen Schlafdorn der Dornstrauch, demnach auch Lenke valkyrienartig als Botin des Todtengottes (?) erscheint. Originell ist die Benützung des Schwefelwasserstoffes der Büdöshöhle

*) Zur Verehrung der Quellen überhaupt vgl. Zeitschr. f. d. M. IV, 12 f. und Kóváry Sz. t. r. 89: Wenn die Heilquelle beim Vesperläuten verlt, so heilt die Göttin (tündér); wenn Zweie ihr Wasser aus demselben Becher trinken, so lieben sie sich ꝛc. Ebenso wirkt nach einer walachischen Sage eine von einer fata poduri (Waldjungfrau) bewohnte Heilquelle am Alexe verschönernd. Ebd. 88.

ebd., sowie die Bemerkung, daß die Riesin die Burg aus weichem Stoffe gemacht, der erst später verhärtet sei. Die Deutung Kóváry's 22, daß Nr. 189 sich auf ein geschichtliches Ereigniß von 1708 beziehe (die Besatzung von Schloß Görgény übergab, nachdem ihr Führer erschossen worden, diesen Punkt an Rabutin) mag richtig sein; doch liegen darin auch mythische Bezüge. Schon die Unverwundbarkeit ist ein solcher; und die Umständlichkeit des Kugelgußes, die Siebenzahl, das reine Stroh und der Neumond kommen in ähnlicher Verwendung oft noch vor. Wenn derselbe Verfasser aber a. a. O. 16, die durchaus mythische Sage von Tartod und Firtos Nr. 191 als eine Episode der christlichen Geschichte Sieb's faßt und darin die Rivalität zweier benachbarter schöner Aristokratinnen erblickt, so kann dem wohl Niemand beistimmen, der mit der Sagenliteratur nur einigermaßen bekannt ist. Die Eisenstange läßt die vorliegende Sage als eine der jüngern Riesensagen erscheinen, Gr. M. 500; nach der ältern Erzählung bei Panzer, I., 244 f. trägt der Riese den Stein am Finger. Daß der anbrechende Tag oder der den Tag verkündende Hahnkrat die Vollendung eines Werkes stört, ist ein Zug, der bereits in der Edda vorkommt. Helgakw. I., 30. Vgl. Gr. d. S. I., 265, 270, 275. Müllenh. 275, 301 und die schwedische Sage in der Ztschr. f. d. A. IV., 503. In Alwismal 36 versteinert der Zwerg, der durch Thörr hintergangen vom Sonnenlichte überrascht wird. Eine Variante s. bei Kóváry, Sz. t. r. 97.

Schlüßlich ist noch auf die in Nr. 186 vorkommenden Zwerge aufmerksam zu machen, als auf eine so seltene Erscheinung in der siebenb. Sage. Ihre Eigenschaft als Burgenbauer darf um so weniger auffallen, da sie grundwesentlich von den Riesen nicht verschieden sind und beide dem Steinreiche angehören. Simr. 460. In der Götzenburg sieht Ipolyi wohl mit Recht 490, 499 eine alte Opferstätte; dagegen kann

ich nicht beistimmen, wenn er Nr. 92 in Rapsoné eine Luftfee statt des etwas teuflisch gewordenen Bergriesen erblickt oder gar die in deutschen Sagen so vielfach vorkommende Hufspur (Nr. 186) auf Pferdekalt der Reiterin deutet; 99.

192.

Die zu Attila's Familie gehörigen Namen sind bei den Magyaren, und besonders den Szeklern, welche sich als Nachkommen der Hunnen betrachten, volksthümlich geworden. So mag der Name der geschichtlich (bei Priskos) bezeugten Gattin des großen Eroberers hier an ein auffallendes Naturschauspiel geknüpft worden sein. Ipolyi sieht 126 ein Hünenbett darin. Vgl. Müllenh. 269. Die Nähe der Burg, die Verbindung der Schatzsage damit, wo der Holzschnitzler an das Venediger Männlein in deutschen Sagen erinnert, die Auslosung der Grabstätte sichern der Erzählung mythische Elemente. Vgl. Ipolyi: „Harke, Herka, Harka in der ungarischen Sage" in der Ztschr. f. d. M. II., 254—262.

193.

Ich glaube nicht, daß die Spinnerin hier als Norne zu fassen sei, da die Schicksalsschwestern in solcher Vereinzelung kaum vorkommen. Vgl. Völundarkw. 1. Panzer I., 352. Meier 72. Ipolyi 84, scheint dieser Ansicht sich zuzuneigen; Müllenhoff dagegen denkt XLVII. in der verwandten Erzählung 344, an eine Göttin, demnach wohl Holda oder Berchta. Simr. 418 f. Gr. M. 247 f. Eher wäre in einer andern von Kováry, Sz. t. r. 191 mitgetheilten Sage, wo zwei Geschwister Goldfäden spinnen, vielleicht an Nornen zu denken.

194.

Ueberhebung der Menschen zieht die Strafe der Götter nach sich. In der stolzen Frau liegt manches Riesenhafte; Donner und Blitz als Begleiter (oder Mittel) der Zerstörung *würden dann auf Donar, den Riesenfeind, deuten.* Beispiele von Verwandlung der Gotteslästerer s. Kováry, Sz. t. r.

124, 126, und hier Nr. 223; doch ist christlicher Einfluß stark sichtbar.

195.

Kövary veröffentlicht Sz. t. r. 134 folgende Sage über den Rosenberg: Jenö entführt gewaltsam Rosa, die Braut Cziez's. Dieser setzt nach, erschlägt den Räuber, verliert aber die Braut, welche den Getödteten geliebt hat und in den Szamos springt. Wahrscheinlich hat diese Sage zu der Erfindung einer sonst nicht volksmäßigen Rosenkönigin Veranlassung gegeben.

196—197.

Vgl. zu Nr. 45—47. Die Todesgöttin in der Höhle bansend und durch Opfer besänftigt; dazu paßt auch das Aufspannen des Seiles, Panzer I., 278, 352, 356. Ob die zweite Fee eine bloße Verdoppelung der Hel, (wie dergl. gerade im magy. Volksglauben öfter vorkommt, (Nr. 201) oder aber eine Norne oder Priesterin derselben ist, Panzer I., 380, wage ich nicht zu bestimmen. Eine Variante bei Kövary, Sz. t. r. 28: die Fee in der Höhle hütet Schätze, welche jährlich um Mitternacht des zweiten Pfingsttages zwei Stunden offen stehen. Mehrmals sind drei Reiter aus Ungarn gekommen und haben Säcke voll Gold geholt. Das bestätigt die obige Deutung, da Hel häufig auch mit Schätzen zusammenhängt.

198.

Der See gilt für unergründlich wie diese Gebirgskesselwasser alle. Ztschr. f. d. M. IV., 7. Meier 72, 73, 74. Wo dabei Gottesdienst sich findet — und an dem Annensee wurde bis vor Kurzem jährlich gewallfahrtet und stand eine Kapelle daran —, kann leicht eine alte heidnische Cultusstätte gemuthmaßt werden. Die Schlangengestalt könnte an den fischschwänzigen Nek erinnern; doch laden solche mit der Unterwelt in Verbindung geglaubte Gewässer überhaupt ein, Schlangen und Lindwürmer damit in Verbindung zu bringen. Sim. 385, 474.

Gr. d. S. L., 73. Müllenh. 224. Es liegt solchen Ungeheuern elbische oder riesenhafte Natur inne (Vgl. Wate) Simr. 444. Vgl. Nr. 425.

199—201.

Das Reich der Unterwelt spielt in den magyarischen Sagen eine nicht geringere Rolle als in den deutschen, und die darauf bezüglichen Vorstellungen treffen vielfach zusammen. Den Zusammenhang vieler Schatzsagen damit hat Panzer schlagend nachgewiesen; und dahin gehören die drei vorliegenden. Der Hund in Nr. 199 ist das eigentliche Höllenthier bei vielen Völkern alter und neuer Zeit, als Schätze hütend bei Panzer I., 288 f. Brunnenschätze ebd. 294. Höhlenschätze 295. Die Oeffnung der Höhle im neunten Jahre hängt mit der Vorstellung zusammen, daß Schätze überhaupt sich heben, wie Donars Hammer acht Rasten tief in die Erde verborgen wieder zum Vorschein kommt, Thrymskw. 9, und sein Donnerkeil im neunten Jahre an der Erdoberfläche erscheint. S. zu Nr. 35. Das Abschlagen der Ferse wurde bereits zu Nr. 91—116 berührt.

Zu den Brunnensagen trage ich einen Gebrauch nach. Bei Sárpatak, zwei Stunden von Maros-Vásárhely, befindet sich der Jesusbrunnen. Hieher wallfahrteten die Römisch-Katholischen jährlich von nah und fern, sogar aus der Csik und von Kronstadt. Das aus dem Brunnen fließende Wasser bildete einen kleinen Teich. In diesen steigen die Weiber nackt und begießen sich; andere trinken das Wasser; spekulirende Armenier verführen es. Unterdessen wird in der am Brunnen stehenden alten achteckigen Kapelle Gottesdienst und im Dorfe, wo inzwischen auch die Walachen der Mezöség zusammenströmen und ihren berühmten mezöségi tánz aufführen, Jahrmarkt gehalten. Wer denkt dabei nicht an das von Petrarca beschriebene Bad Kölnischer Weiber im Rheine. Gr. M. 555.

Zwei eigenthümliche Schatzsagen erzählt Kóváry Sz. t. r.

27, 29. 1) In einer Höhle am Bodzauer Paß sind Schätze, zu denen eine offene Thüre führt. Jeder kann zugreifen; wenn man sich jedoch beladen hat, so fährt die Thüre zu und öffnet sich erst wieder, wenn alles abgelegt worden. 2) Des Darius Schätze liegen auf dem Czigány bei Klausenburg; ein Brunnen zeigt den Zugang: zwei Hunde und zwei Löwen bewachen sie. Drinnen sitzt ganz golden König Darius mit 12 Königen und Dienern hinter sich, und die Königin mit 64 Jungfrauen ꝛc., und liegen außer vielen andern Schätzen 366 Kufen mit Silber ꝛc. gefüllt. Die Zahlen würden auf die 366 Tage des Schaltjahres und die 12 Monate deuten, dabei freilich 64 unerklärt bleiben; oder ist auch hier Bezug auf eine Götterfamilie anzunehmen wie bei der ähnlichen Erzählung Nr. 93. Kováry bezieht die Schätze auf die durch Xerxes aus dem Belustempel geraubten Kostbarkeiten, 34; wobei freilich, abgesehen von allem andern, unerklärt bleibt, warum der Vorgänger die Schätze seines Nachfolgers hütet.

202.

Von Ipolyi 389, richtig auf die Unterwelt bezogen und darin übereinstimmend mit Nr. 57. Die Feengärten, welche Kováry, Sz. t. r. 86, 87, auf Czibles und bei Klausenburg erwähnt, sind überirdisch und demnach nicht hieher zu stellen. Der Teufel als Mädchenräuber ist besonders in der walachischen Volksdichtung häufig, Vgl. Nr. 213, 219, 221, und könnte auf walachischen Ursprung dieser Sage deuten. Die Bevölkerung an den Quellen des kleinen Szamos ist überwiegend walachisch. Einen Zusatz, wornach ein Mönch, mit welchem jener Teufel Freundschaft geschlossen hat, in Stein verwandelt wird, s. bei Kováry, Sz. t. r. 99.

203.

Der Teufel als Burgenbauer an die Stelle der Riesen getreten in seiner vorwiegend heidnischen Gestalt. Gr. M. 972 f. Vertrag mit dem Bösen vgl. zu Nr. 117. Die Beziehung

auf das Grenzrecht, welche in Nr. 417 waltet, fällt hier weg, obgleich die Strafe ähnlich ist. Die kupferne Geißel scheint national. Auch die geisterhaften Stammbrüder aus Asien (vgl. Nr. 246), deren Hilfe 1849 das Volk sehr lebhaft erwartete, wurden mit kupfernen Peitschen bewaffnet gedacht. Die Neunzahl vertritt die sonst gewöhnliche Sieben.

204.

Sehr verbreitet. Christliche Motive leiten bereits zur Legende über, welche um König Ladislaus I. (den Heiligen) sich ansetzte. Vgl. Ipolyi 169 f. Eine Verwandlung von Gold in Stein aus andern Ursachen s. bei Hermayer, Taschenbuch, 1822. 276 f.

205.

Vgl. Nr. 264 und als Bekehrungssage Nr. 263. Ein Bekehrungswunder, Ztschr. f. d. M. IV., 20. Man erinnert sich bei solchen Erzählungen leicht an Thórr, der mit seinem Hammer ein Thal in den Berg schlägt und Felsen spaltet.

206—207.

Die erste Sage verpflanzt eine Schildbürgerscene ins Szeklerland, vgl. Müllenh. 97, die zweite könnte auf wirklichen Zuständen beruhen?

423.

Das Pferd ist wahrscheinlich eine Verjüngung des in der magy. Mythologie eine große Rolle spielenden Tátos, Ipolyi 234 f. Ztschr. f. d. M. II., 262 f., welcher als Zauberpferd auch dem deutschen Volksglauben nicht unbekannt ist, Gr. K. M. Nr. 89, 126, und schon in Sigurd's Grani, Grípisspá 5, 13, u. Simr. 224, erscheint. Vgl. die walachischen Märchen bei Schott 184, 350, und zu dem verkehrten Hufeisen Gr. d. S. I., 195. Meier 24. Die ganze Sage knüpft an die Flucht Franz Rakoczi II. nach Polen (1711) an.

424

Eine Legende, welche die Nationalcharaktere in ähnlicher Weise zeichnet, wie Nr. 176.

425—426.

Die Grausamkeit der Waßergeister ist wie ihre Hinneigung zu den Menschenkindern vielfach auch in der deutschen Mythologie bezeugt. Gr. M. 460, 462 f. Demnach beziehen beide Sagen sich auf Nixe, was in der letztern auch die Gestalt (halb Fisch, halb Mensch) andeutet, während in der erstern märchenhafte Züge untergelaufen scheinen. Vgl Kováry, Sz. t. r. 148.

427.

Vgl. zu Nr. 67.

428—430.

Die gewöhnlichen vorbedeutenden Zeichen (s. zu Nr. 71—80), werden hier mit einem interessanten Zuge vermehrt. Ich glaube die Mädchengestalten, welche unter Webruf die Stadt umziehen, in Nr. 428 richtig auf Valkyrien zu deuten. Der Adler als Leichenschlinger (Hrásvelgr) Odhin's Vogel (Sinn. 31), paßt zu den Schlachtmädchen, deren Vogelgestalt häufig ist, Gr. M. 398, und welche die Leichen der im Kampfe Gefallenen nach Walhall geleiten, und könnte auf Odhin's Raben (Adler, Taube) bezogen werden. Wolf 26.

431—432.

Als gewöhnliche Wappensage, deren Kováry, Sz. t. r. 152 f. eine ziemliche Anzahl beibringt, nicht eben von hohem mythischen Belange; doch könnte allerdings der Hammer den Drachentödter näher an Donar rücken, da Drachen oft riesiger Natur sind. Vgl. zu Nr. 133—135, 198. In dem Schlangensteine kann eine Schlangenkrone Gr. M. 650, oder der siegverleihende Schlangenstein Gr. M. 1169, erblickt werden. Vgl. Müllenh. 355. Hier stimmt dieselbe zu der von Kováry ebd. 151, mitgetheilten Erzählung, daß ein Ahnherr des Berhleni-

ſchen Zweiges der gräflich Bethlen'ſchen Familie eine landverderbende Schlange getödtet habe, nachdem er dieſelbe an einem an einer Kette befeſtigten apfelartigen Köder gefangen.

433.

Vgl. Müller, Herenprozeß, 72. Gr. D. R. A. 923 f. M. 567. Dieſe Vorſtellung iſt auch bei der deutſchen Bevölkerung ziemlich allgemein, der Waſſerkultus überhaupt tief gewurzelt. S. zu N. 132.

3. Walachiſcher Sagenkreis.

Obgleich in der Sammlung walachiſcher Märchen von Albert und Arthur Schott ein ſchöner Anfang zur Aufzeichnung der Volksüberlieferungen dieſes in ſeiner Herkunft immer noch nicht genügend enträthſelten Stammes gegeben iſt, ſo nimmt dieſelbe doch auch in den Anmerkungen auf Sagen ſo wenig Bedacht, daß ihre Ertragsfähigkeit nach dieſer Seite hin ziemgering iſt. Schuſter hat in ſeinem Woden 38, 39, auf den Reichthum der Ueberlieferungen dieſes Volkes hingewieſen und durch Zuſammenſtellung der darin vorkommenden mythiſchen Weſen auch bereits eine Ausbeute verſucht, ſich aber dabei natürlich ſeinem Zwecke gemäß in die Zergliederung einzelner Sagen nicht einlaſſen können. Vom k. k. Schulrath J. K. Schuller ſteht die Herausgabe einer Sammlung walachiſcher Volkslieder in naher Ausſicht, worin wohl auch die mythiſchen Bezüge erörtert werden dürften. Aber für die Sage iſt noch, ſoviel mir bewußt, in keiner Hinſicht Nennenswerthes geſchehen. So macht die vorliegende Sammlung damit einen Anfang, welcher zwar auch unbedeutend genug iſt, doch vielleicht zur Anregung des Fleißes auf dieſem Gebiete beitragen könnte.

Wenn Schuſter a. a. O. bemerkt, daß ſich in den mythiſchen Ueberlieferungen dieſes Volkes römiſches, keltiſches?, germaniſches und ſlaviſches Weſen miſche, ſo iſt dieſe Anſicht

richtig, wenn — wie er selbst später gethan — zum römischen das griechische gefügt und auf die gegenwärtig noch nicht bestimmt nachweisbare Erscheinung des keltischen? Gewicht gelegt wird. Wie die Sprache, so ist auch die Sage der Walachen ein Gemisch sehr verschiedenartiger Stoffe, die nur nothdürftig zu einem Ganzen verbunden worden sind. Zu der durch die äußern Schicksale, welche das Volk im Laufe einer sehr drangvollen Geschichte erlitten, entstandenen Mischung haben übrigens die Kirche, die Halbgelehrsamkeit der dem Volke zum Theil noch sehr nahe stehenden Geistlichkeit, und das Hirtenleben ihr Theil ebenfalls beigetragen und Ansichten und Beziehungen eine gewisse Volksmäßigkeit verschafft, welche unter andern Umständen unerklärlich sein würden. Die folgenden Anmerkungen haben die Aufgabe, die im Texte aufgeführten Sagen besonders nach ihren Beziehungen zur deutschen Mythologie zu untersuchen, wodurch von selbst das Fremdartige sich ausscheiden und der selbstständigen spätern Prüfung darbieten wird.

208.

Eine kosmogonische Erzählung von buntester Zusammensetzung, wie es scheint, ohne germanische Elemente. Die Schöpfung aus Wasser erinnert an die älteste griechische Anschauung, wornach das Urflüssige (Okeanos) der Anfang aller Dinge und die Erde erst aus ihm entstanden ist. Preller, Griech. Myth. 27. Die kuchenförmige Gestalt mahnt an Hesiod's breitbrustige (ebd. 33). Der Engel Gabriel könnte an die Stelle des Eros, des erstgeschaffenen unter allen Göttern, getreten sein; der naseweise und doch so naive Igel harrt noch der Erklärung: es scheint etwas zwergartiges in ihm zu liegen, vielleicht darin also germanisches Wesen, da nach unserer Mythe Zwerge zu den erstentstandenen Geschöpfen gehören und als Gewürm aus des Urriesen Fleisch hervorgingen. Gr. M. 539.

209.

Der erste Theil der Sage streift an die altindische Ansicht von der Erde und stimmt auch darin mit derselben überein, daß die große Flut hier der eigentlichen Schöpfung der Erde — soweit das Meer dazu gehört — vorausgegangen scheint. Gr. M. 544.

210.

Eine eigenthümliche Wendung der besonders in Thessalien einheimischen Teufelssage. Fröhlich 59. Ueber die Strafe der Dohle s. zu Nr. 177.

211.

Die in der Note zu Nr. 3—26 gemachte Bemerkung, erhält hier wenigstens in sofern eine Bestätigung, als ein entschieden römisches Befestigungswerk den Juden zugeschrieben wird. Die Substitution der Riesen ist allgemeiner Zug.

212.

Schott 377 deutet bei dieser Sage auf den Weltkampf der Giganten hin und zieht den catalonischen Montserrat zur Vergleichung. Das scheint mir weit gegriffen, da die germanische Mythologie in dem Kampfe der Riesen mit den Asen, wobei die Pflugschaar den felsenspaltenden Donnerkeil vertreten kann, und selbst die magyarische im Streite der tündérek mit den óriások (Köváry, Sz. t. r. 73) näherliegende Analogien darbot. Vgl. eine magy. Variante, von Ipolyi mitgetheilt in der Ztschr. f. d. M. II., 257, (der ergrimmte Riese wirft von der Hargit das Beil nach dem Hatszeger Gebirge).

213—214.

Auf die Verwandtschaft zwischen dem walachischen Smeu (altslav. zmij = Drachen. Gr. M. 654), und dem germanischen Drachen ist schon zu Nr. 133—135, hingewiesen und dabei Müllenh. 206 verglichen worden. Daß die ganze Vorstellung in die des späteren Teufels übergehe, wird bei der universalen Natur des letztern nicht auffallen. Zu Nr. 214

tritt eine gewisse Gutmüthigkeit hervor, welche bei diesen Sagen sonst nicht gewöhnlich ist und eher auf Schlangen- als Drachencult deutet. Als Schätze hütend verwechselt auch die deutsche Sage beide Geschöpfe häufig.

215.

Personification der Sonne. Die wilde Eichorie (Wegwart) erscheint in der deutschen Sage als verzauberter Mensch; die Wurzel derselben wirkt zauberkräftig, Meier 238. Schuller theilt das bezügliche Volkslied in seiner Sylvestergabe 1857 „Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen" 14 f. mit; es stimmt vollständig bis auf den einen Punkt, daß die Verwandlung in die Sonnenblume stattfindet. Richtig werden ebd. die Sagen über die Vermählung der Sonne mit dem Monde verglichen.

216—222.

Die flüssige Gestalt des Teufels überhaupt, dann in der walachischen Sage seine Verwandtschaft mit dem **Smeu** insbesondere würde die Würdigung seiner Erscheinung im Einzelnen schon schwierig genug machen, wenn auch nicht christliche Vorstellungen noch vervielfältigend dazu gedrungen wären. Ziemlich allgemein erscheint sein Aufenthalt in Höhlen (Nr. 216, 217, 221, 222) des Gebirges, wie sein Gegensatz zu den Menschen einerseits (Nr. 218—222), zu Gott andererseits (Nr. 216, 217, 220, 221). Die Gutmüthigkeit, welche hie und da zu Tage tritt (in der Liebe zu schönen Menschentöchtern Nr. 219, 221, wie Nr. 213, 214 die **Smeu's**) und die Lust Kunstwerke zu fertigen, welche aber nicht zu Ende geführt werden können (Nr. 220), läßt ein absolut böses Wesen darin nicht erkennen, sondern eher ein bloß plump gewaltthätiges, eine rohe vorwaltend sinnliche Naturkraft. Das würde auf Analogie mit den Riesen der deutschen Mythologie führen, bei denen, wo nicht Liebe zu Menschenkindern (falls in dem Riesenspielzeug nicht dieser Sinn verborgen liegt) so doch zu Afin-

nen (Thrym und Freyja etc.) bezeugt ist. Als Gegner würde dann natürlich eine Donar ähnliche Gottheit erscheinen müssen. Wirklich deutet nun das Verbrechen in Nr. 216, 217, (welches an das Verbot erinnert mit den Fingern gen Himmel zu zeigen), wie die Strafe (Erschlagenwerden durch Blitz und Donnerkeile) auf Donar, auf Riesen auch manches andere noch: die Fußspur im Felsen Nr. 219, die Versteinung ebd., die Knochen Nr. 217, 221, die Schatzhut Nr. 221, 222. In andern Zügen sind Attribute des Bekämpfers auf die Bekämpften übergangen, so namentlich der lahme Teufel Nr. 216, 217, 221, die Bocksgestalt Nr. 222, (vgl. Meier 161, 168), das Fahren Nr. 217, 221 und die Großmutter Nr. 221.

Den hinkenden Teufel bezieht Kuhn in der Ztschr. f. d. M. III., 387 auf Thörr und vergleicht ohne Zweifel richtig Hephaistos (vgl. Ipolyi 49); wenn derselbe dagegen des Teufels Großmutter Ztschr. f. d. A., V., 373, auf Frigg deutet, so scheint diese Annahme wenigstens nicht zwingend, und ich möchte namentlich im vorliegenden Falle eher an Thörr's Mutter (Harbardhsl. 4, 5) denken, also an Fiörgyn, statt an seine Stiefmutter. Jene ist unter dem Namen Hlodyn Völusp. 56, als Heerdgöttin bezeugt, und in dieser Eigenschaft erscheint sie meist in unsern Teufelssagen: sie führt dem Sohne oder Enkel die Wirthschaft. Der Bezug auf die neunhundertköpfige Ahne Hymiskv. 7, die Mutter Grendels im Beowulf, der durch Gr. M. 959. Simr. 346. Wolf 138, hervorgehoben wird, macht ihr sonstiges Verhältniß zum Lokimythus wahrscheinlich.

Elbisch erscheint der Teufel, wenn Nr. 217, 221, gesagt wird, daß auf seinem Tanzplatze kein Gras wachse. Vgl. Müllenh. 138, 272

Nr. 218 ist eine barbarische Paraphrase des apokryphischen Tobias.

Das Kreuz in dem Wipfel der Tanne Nr. 220 mahnt

an die drei Kreuze, welche die Moosweibchen gegen den wilden Jäger schützen. Gr. d. S. I., 59. Der Teufel als Mühlenbauer Meier 158, die Bedingung, „wenn das Laub abfalle" Gr. M. 970. In einer von Müllenh. 358 aufgezeichnete Sage erschafft der aus dem Himmel gestürzte Teufel den Hagebuttenstrauch, um an dessen Dornen wieder emporzuklimmen. Da läßt Gott den Strauch nicht in die Höhe wachsen, sondern sich zur Seite biegen, was IL. auf Wodan und Loki gedeutet wird.

223.

Vielleicht auf die Besiegung eines Riesen durch Donar bezüglich, Gr. d. S. I., 308—310, 314. Zingerle 90. Ztschr. f. d. M. III., 299. Panzer I., 245. Müllenh. 547. Meier 197. Gr. M. 519, 611. Simr. 437 f. Schott W. M. 115. Ipolyi 117, 344. Der Fluch könnte auf ein Vorrücken der Sage in den Kreis christlicher Vorstellungen deuten. Kováry, Sz. t. r. 84 erzählt, daß der Sohn der schwarzen Königin auf der Schwarzburg die Riesin (tündér) auf dem Königstein geliebt habe, aber von derselben nicht erhört, gestorben sei, worauf die Mutter jene in Stein verwandelt.

224.

Meteorsteine als vorbedeutende Zeichen sind allgemeiner Aberglaube. Ueber die Bedeutung walachischer Geistlichen bei Beschwörungen s. zu Nr. 117. Zu vgl. die Donnersteine Gr. M. 1171.

225.

Analogien aus der walachischen Volksüberlieferung bei Schott 170, 347. Vgl. Gr. d. S. I., 265, 270. Müllenh. 140. Zimmermann, die reformatorischen Schriften Dr. Martin Luthers, IV., 357 erzählt, daß bei dem Reichstage zu Worms ein altes Weib im Streite mit Freunden der lutherischen Lehre ihren Stock mit den Worten in die Erde gestoßen: „So wenig wie dieser Stab Wurzel, so wenig kann die Ketzerlehre

Wurzel schlagen." Aber der Stab habe wirklich Wurzel geschlagen.

226.

Vgl. Müller, Hexenprozeß, 52.

227.

Sollte in dem Judas der walachischen Sage, wie er hier erscheint, nicht älterer mythischer Bezug walten? Die Verwandlung läßt es vermuthen. Ich könnte in der deutschen Mythologie einen passendern Vergleich für ihn nicht finden als mit dem schlauen, verführerischen, gleißenden Bösewicht und schadenstiftenden Götterfeind, mit Loki. Vgl. Gr. M. 221, doch ist mir seine Verwandlung in eine Schlange nicht bekannt.

228.

Liebe zur Musik ist elbischer Zug überhaupt. Gr. M. 438. Wassergeister lehren Menschen unter gewissen Bedingungen die Musik, besonders die Geige, ebd. 461. Der Grundzug unserer Sage weht in Her von Grimm ebd. mitgetheilten schwedischen: der erlösungsfrohe Neck spielt die Harfe bis lange nach Sonnenuntergang.

229.

Die Flecken des Mondes luden den menschlichen Scharfsinn zu Erklärungen ein, und so entstand eine nicht geringe Zahl sich zuweilen auffallend ähnlicher Erzählungen. Der Mann mit dem Dornstrauch Gr. M. 680, mit einem Bündel Reisholz Kuhn 27, mit einem gestohlenen Kohlstrauch ebd. 140. Müllenh. 359. Ausführlich handelt darüber Gr. M. 679 f. Besonders Sonntagsschänder werden dorthin versetzt.

230.

Die sächsischen Togaten (Seminarschüler, welche eine besondere, lange, schwarze Kleidung trugen) sind hier, wie es scheint auf Veranlassung des Anzuges, an die Stelle der auch dem deutschen Alterthum als zauberkundig geltenden Priester neben die walachischen Popen getreten.

231—232.

Vgl. Haltrich: Zur deutschen thiersage, 58. Schuller: Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen, 13. Die Sage ſelbſt ſtimmt faſt wörtlich zu Schott W. M. 289.

434.

Die Anwohner erſcheinen als Prieſter des Flußgottes, welche das dieſem gebührende Opfer ſtellvertretend in Empfang nehmen. Das Begießen zu gewiſſen Jahreszeiten (Oſtern, Pfingſten) iſt allgemeine Sitte aller Völker des Landes. Vgl. Gr. M. 557. Der walachiſche Name der Pfingſten ſelbſt Roſalie, ruſſiſch rusalki, ſcheint auf einen weiblichen Flußgott zu deuten.

III.

Zur geſchichtlichen Sage in Siebenbürgen.

Die Wahrheit der geſchichtlichen Sage iſt, wie die Brüder Grimm in der Vorrede zum zweiten Bande der deutſchen Sagen ſich ſo ſchön ausdrücken, nicht eine irdiſche ſondern eine geiſtige: ſie ſind nicht urkundliche Zeugniſſe in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, aber oft bis zur Gleichzeitigkeit hinaufreichende Dokumente für die Form, unter welcher die Ereigniſſe ſeiner Vergangenheit dem Geiſte eines Volkes ſich aufgedrückt haben. Im Verhältniß zu jenen haben ſie den Vortheil, daß ſie unmittelbarer entſtanden, weniger von der Subjektivität des Einzelnen, welche beſonders bei Schriftſtücken immer in Rechnung gezogen werden muß, ſondern bloß von dem geſammten Volkscharakter abhängig ſind. Darum möchte man dieſe Handzeichnungen nennen jene Photographien, bei denen nur unter Vermittelung des Sonnenlichtes das Bild der chemiſch zubereiteten Platte, dem Volksgeiſte, ſich aufs treueſte mitgetheilt hat.

Der Reichthum an geſchichtlichen Sagen iſt ein Beweis für die Lebensfähigkeit eines Volkes. Es nimmt noch innerlichen Antheil an den Schickſalen, welche es betreffen oder berühren; es iſt noch eine denkende und fühlende Perſönlichkeit, nicht eine todte Maſchine, die bei allem Schmieren und Ausbeſſern dennoch zuletzt unbrauchbar zum alten Eiſen geworfen wird. Wenn daher dem Kampf gegen die mythiſche Sage bis auf einen gewiſſen Punkt die innere Berechtigung nicht abgeſprochen werden kann, ſo iſt der gegen die geſchichtliche eine vollkommene Thorheit. In dem eigentlichen Volke wird nie die urkundlich beglaubigte Geſchichte bei aller Kunſt der Darſtellung ſo eine Quelle des friſchſten, ſich ſelbſt bewußten Lebens ſein, wie die geſchichtliche Sage in ihrer außerordentlichen Einfachheit ſie iſt und allein ſein kann: wie das echte Volklied, ſo iſt die geſchichtliche Sage eben durch gar nichts zu erſetzen, und es entſteht, wo ſie fehlt oder verkümmert, eine ſehr fühlbare Lücke in dem Ganzen des Volkslebens. Für die Benützung der geſchichtlichen Sagen Seitens der Geſchichte iſt bis jetzt in Siebenbürgen nur in der Geſchichte der Siebenbürger Sachſen für das ſächſiſche Volk von G. D. Teutſch ein Anfang gemacht, deren Verfaſſer, des Unterſchiedes zwiſchen Geſchichte und Sage wohl bewußt, die letztere, ſoweit ſie ihm zugänglich war, mit richtigem Takte zu verwenden verſtanden hat. Denn das iſt wohl zu merken: der Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber ſelbſt darf die Sage nicht für Geſchichte anſehen; in ſeinem Geiſte müſſen beide als abgeſonderte Elemente getrennt von einander liegen: denn der Irrthum iſt nie Verdienſt, und die Verwechſelung beider iſt ein Irrthum. Und wenn die neuere, beſonders deutſche, Geſchichtsforſchung in dieſer Hinſicht Großes geleiſtet und beide, Geſchichte und Sage, in die ihr gebührenden Rechte einzuſetzen angefangen hat; ſo bleibt dagegen der magyariſchen hier noch ein großes Verdienſt zu erwerben übrig, da ſie nur ſelten bis-

her den ſo überaus reichen und ſchönen Schatz ihrer Stammſagen richtig zu würdigen gewußt hat.

Die vorliegende Sammlung bietet von Nr. 233—416 dann 435—444 eine wenigſtens für den Anfang immer namhafte Zahl geſchichtlicher Sagen, welche von den Zeiten der Daken bis zur Gegenwart reichen Nur eine ſpärliche Ausbeute konnte ich allerdings aus den Zeiten vor der Anſiedlung der Szekler und Sachſen im Lande erzielen. Was mir aus römiſchen und griechiſchen Quellen zugänglich wurde, durfte um ſo weniger verſchmäht werden, als durch Jakob Grimm's Forſchungen Geten und Daken dem Kreiſe der ſcythiſchen Barbaren entrückt und in die Reihe der deutſchen ſtammverwandten Culturvölker Europas geſtellt worden ſind. (Nr. 233 iſt höchſtwahrſcheinlich eine Schatzſage, an welche der Name des Darius erſt unter dem Einfluße der Gelehrten angeſchlagen hat). Die langen Jahrhunderte der Völkerwanderung haben für die ſiebenbürgiſche Sage keine Spuren hinterlaſſen. Die Attilaſagen ſind magyariſchen Urſprungs. Erſt mit der Anſiedlung der Szekler in den öſtlichen Grenzgebirgen (vielleicht Ende des IX. Jahrh.) beginnt auch der Quell der Sage wieder zu fließen und in den zum Theil wahrhaft poetiſchen und an das Mythiſche ſtreifenden Ueberlieferungen dieſes Stammes ein reiches Leben an ſeinen Ufern hervorzurufen. Als ſpäter von Nordweſten aus die Magyaren in Siebenbürgen vordrangen, floſſen ihre Tuhutumſagen mit den Szekler Stammſagen zuſammen, durchzogen bald von dem erſten Wetterleuchten chriſtlicher Bekehrungswunder. Aber erſt mit dem Erſcheinen der deutſchen Coloniſten im Süden und Norden des Landes wächſt der Bach zum Strom an und fließt nun in ungeſchwächter Kräftigkeit bis zur Gegenwart herunter. Nicht alle Zeitalter ſind gleichmäßig vertreten; aber dieſe Ungleichheit dürfte mehr ein Mangel der erſten Sammlung als der Ueberlieferung ſelbſt ſein. Spätere werden noch ſehr Vieles auffinden.

Bei der nicht uninteressanten Vergleichung der magyarischen geschichtlichen Sagen mit den sächsischen — denn die Walachen haben in Siebenbürgen eigentlich noch keine Geschichte gehabt, da erst das Jahr 1848 ihnen das volle Staatsbürgerthum gegeben — fällt bei dem ersten Anblicke neben der leiblichen Fülle der ältern und der Sentimentalität der jüngern bei jenen auf, daß sie von früher Zeit an bis etwa zum XV. Jahrhundert herab sich um einzelne Persönlichkeiten als Mittelpunkte sammeln, während diese mehr Zustände und Begebenheiten als Thaten zu erzählen haben. Attila, Sándor István, Tuhutum, König Ladislaus I. (denn König Stephan I. tritt nicht in einer einzigen echtsiebenbürgischen Volkssage hervor: in Nr. 258 ist der spätere geistliche Einfluß unzweifelhaft*), später Matthias I. und Paul Kinischi sind wahr-

*) Das unterstützt die Ergebnisse der von im Vereinsarchiv N F II. 29—319 über das Verhältniß Stephan I. zu Siebenbürgen und namentlich dem siebenb. Bisthum geführten Untersuchungen, welche darauf hinausgingen, daß Siebenbürgen erst nach Stephan faktisch ungarische Reichsprovinz geworden und die Stiftung des Bisthums nicht vor Ladislaus I. nachgewiesen werden könne und wahrscheinlich sei. Das Zeugniß der in dieser Abhandlung, wie ich später aus Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit I., 745 f. ersehen, nicht nach Gebühr gewürdigten Hildesheimischen Annalen ist zwar wichtig, verändert aber in beiden Punkten die obigen Resultate nicht, da ich weder den Zug Stephans nach Siebenbürgen noch die Möglichkeit der Ausbreitung des Christenthums während desselben in Abrede stelle. Wenn dagegen H. Prof. Schuler v. Libloy in den Oesterreich. Blättern für Literatur und Kunst 1856. 210 f. meiner Beweisführung gegenüber den legalen Standpunkt der ganzen Frage hervorhebt, so verstehe ich das nicht so ganz, vielleicht weil ich nicht glauben kann, der H. Vf. verwerfe meine Ansicht, weil die Landesgesetzbücher des XVI. und XVII. Jahrh. dieselbe nicht adoptiren und die Gesetzgebung Stephan I. Jahrhunderte nach dem Tode dieses Königs auch in dem Rechtsleben Siebenbürgens theilweise Geltung gefunden hat. Dann

haſte Helden der siebenb. magyariſchen Sage geworden; die gleichzeitigen ſächſiſchen Sagen wiſſen nur von Ortsgründungen, Grenzſtreitigkeiten, Kriegsunruhen und Kriegsleiden zu ſprechen. Und doch iſt kein Zweifel, daß in den langen Kämpfen der Coloniſten um die Sicherung des in ſehr gefährdetem Zuſtande von den ungariſchen Königen geſchenkt erhaltenen Gebietes auch die kühne That des Einzelnen vielfach zur Erſcheinung gekommen ſein wird. Mir ſcheint die Haupturſache hievon darin gelegen, daß die Sachſen in Siebenbürgen, überhaupt ſelten in gemeinſamen Unternehmungen begriffen, ihre Kräfte gewöhnlich an verſchiedenen Punkten des Landes den Angriffen der Feinde entgegenzuſtellen hatten und daher nicht in die Lage kamen, den gemeinſamen Anführer zum Nationalhelden zu erheben und mit dem Schimmer der Sage zu umkleiden. Die Nationalhelden der Stammheimat waren ihrem Andenken vollſtändig entſchwunden, und das neue Vaterland bot ihnen keine Möglichkeit zum Erſatz in dieſer Hinſicht. Lokalhelden dagegen beſitzt, beſonders vom XVI. Jahrh. herwärts, faſt jeder bedeutendere Ort: ſo Hermanſtadt ſeinen Herman, Kronſtadt ſeinen Honterus und Weiß, Schäßburg ſeinen Eiſenburger, Mediaſch das kleine Männlein den Legaten, Reps den rothen Königsrichter u. ſ. w. Auch mag, wie durch die Auswanderung überhaupt jener Duft der Lebensanſchauung abgeſtreift wird, welchen bloß die Luft der Heimat an Völker und Einzelne anſetzt, auch bei den Sachſen durch die Aenderung der Wohnſitze viel von jener Naivität der Empfindung verloren gegangen ſein, welche die eigentliche Quelle der Sage überhaupt iſt. Darum entſtand auch in ihrer ge-

---

könnte ebenſogut Ungarn zur fränkiſchen Reichsprovinz gemacht worden ſein, weil ja Karl des Gr. Capitularien eine hauptſächliche Unterlage der ſog. Geſetze König Stephan I. bilden

ſchichtlichen Sage zwar nicht äußere Armuth, wohl aber eine gewiſſe Nüchternheit, welche auch dem Aufblühen einer nationalen Poeſie ſogar in den Zeiten hinderlich wurde, als in Deutſchland ein ſo wundervoller Liederfrühling angebrochen war. Jene Sagen, welche die Stoffe zu den großartigen Schöpfungen der deutſchen Volks- und Kunſtpoeſie im XII. und XIII. Jahrh. darboten, finden hier keinen Wiederklang. Nur im Märchen und in einzelnen Streiflichtern der mythiſchen Sage haben ſich Nachklänge der Sigfridſage erhalten. Die bürgerliche Freiheit, um deretwillen die Coloniſten Deutſchland verließen, hatte nur mit Opfern an geiſtiger Eigenthümlichkeit errungen werden können, und in ihrem Herzen war der Keim der Poeſie, wenn auch nicht ausgebrochen, ſo doch ſtark beſchädigt worden. Die Geſchichte der deutſchen Poeſie hat kein bedeutenderes Lied zu melden, das hier ſeine Entſtehung gefunden hätte.

Wahrhaft poetiſche Züge haben ſich faſt nur in den auf das Rechtsleben Bezug nehmenden ſächſiſchen Sagen erhalten, welche in ihrer Individualiſirung und Kleinmalerei zuweilen äußerſt anſchaulich werden. Die Bilder des Bürgermeiſters Eiſenburger, wie ihn die Sage (Nr. 370) in ſeiner Werkſtatt belauſcht — wer denkt dabei nicht an den Cincinnatus bei Livius III., 26: „togam propere e tugurio proferre uxorem Raciliam jubet. Qua simul, absterso pulvere et sudore, velatus processit“ — oder Johann Schullers, wie er Recht ſprechend in Hemdärmeln vor dem Hauſe unter dem Baume ſitzt (Nr. 383. Vgl. Gr. d. S. I., 242. Gr. D. R. A. 804. Die Aſen richten unter der Eſche, Grimnismal 29, 30), oder der Beſitznahme des Sachſenlandes (Nr. 268, 274); die Erwerbung der Stadtrechte (Nr. 282, 283) und die vielen Grenzſagen ſind lebhafter, farbenreicher und haftender als die hier von der Geſchichte erzielten Reſultate.

Wollte man die im Texte aufgeführten Sagen nach einem

innern Eintheilungsgrunde gruppiren, so ließe sich wohl von Stamm-, Gründungs-, Bekehrungs- und Rückbekehrungs- (Reformations-), Gräfen-, Kriegssagen ꝛc. sprechen; aber die Sammlung selbst würde dadurch an Handlichkeit nicht gewinnen, und ich fand keinen Beruf in mir, nach dem unfruchtbaren Ruhme einer neuen Eintheilung zu streben, wo auf Grund der allgemein angenommenen und zureichenden chronologischen Anordnung schon die schönsten Resultate von Andern und Würdigern erzielt worden sind.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, wie es bei den mythischen Sagen geschehen, Schritt vor Schritt die Bezüge der einzelnen Nummern zu Zeiten, Ereignissen oder Persönlichkeiten der siebenbürgischen Geschichte zu verfolgen. Für den Kenner der letztern spricht sich im Ganzen die Ansicht des Verf. schon in der Stelle aus, welche die Sagen hier einnehmen (nur 444 gehört weiter hinauf), obwohl dabei, wie schon oben erwähnt wurde, noch manchem Zweifel Raum vergönnt ist; für den Nichtkenner müßten die Anmerkungen in einer Ausführlichkeit gegeben werden, welche den Raum dieser Blätter weit überschreiten würde. Ich werde mich daher darauf beschränken, bloß einige Nachträge besonders aus dem Kreise der sagenhaften Anklänge zu liefern, und hin und wieder Vergleichungen andeuten.

Unter den dakischen Sagen nimmt Nr. 249 die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Die Ableitung des Flusses erinnert an das Grab Alarichs, Gr. d. S. II., 11. Analogien aus der magyarischen Ueberlieferung stellt Ipolyi 201 zusammen. Mehrere entschieden auf römischen Ursprung deutende Befestigungswerke, besonders Bergwälle, führen beim Volke den Namen Räuberburg, so bei Schorsch und Birthälm (Neugebaur, Dacien. 255) oder bloß Burg, so bei Mehburg und Radeln. Der Name der Römer selbst ist wenigstens dem sächsischen Volke nicht populär; um so auffallender erscheint

der Name rimerwëgden (Römerweiden) bei Katzendorf, welcher schon 1669 urkundlich bezeugt ist, und wo 1671 „mit dem großen Pfluge von Katzendorf" der Graben zum Besten der allda liegenden Wiesen gemacht wurde (Protokoll Nr. 1, im Repser Marktarchiv). Auch der Krieghattert (krâghattert), eine breite Bergabdachung zwischen Reps und Galt mit zahlreichen grubenförmigen Erdsenkungen mag auf untergegangene, vielleicht römische, Bauthätigkeit hindeuten, (Vgl. die Krieländer in der Mark bei Kuhn 13,) und ich möchte selbst in dem könengsslëg zwischen Dennbrf und Meschendorf umsomehr eine Hinweisung auf eine römische Straßenverbindung erblicken, als auf anderem Wege dieselbe hier bereits wahrscheinlich geworden, Vereinsarchiv, N. F. II., 388, der Königsbrunnen bei Maros-Vásárhely in der Nähe unzweifelhaft römischer Straßenreste vorkommt (Neugebaur, 247), und selbst die Königsbrücke am Törzburger Paß (Nr. 309), welche ich jedoch noch nicht darnach zu stellen wagte, eine römische Verbindung andeuten könnte, seit der römische Charakter der Erdenburg zwischen Rosenau und Weidendorf wahrscheinlich geworden ist.

Zu der interessanten starkmythischen Szeklersage Nr. 246, vgl. den Iringsweg der deutschen Mythologie bei Gr. M. 330. In den Rabonbanen (Nr. 245 ꝛc.) sieht Ipolyi 467 f. 470 mit Recht Oberpriester des heidnischen Volkes. Vgl. 474. (Udvarhely). Wer gegen sie aufstand, dem wurde Feuer und Wasser verboten; wer zum Opfer nicht erschien wurde gehalbtheilt. Dieß geschah besonders in einem Thale östlich von der Bondavár (ebd. 492), wo jetzt das Dorf Kinos (= qualvoll, Ort der Qual) davon den Namen führt. Zum Opferbecher (áldozopohár) vgl. Ipolyi 532.

Die Hunyadisage (Nr. 326, 334) ist über die Grenzen Ungarns hinaus verbreitet. In Dalmatien singen die Leute ein Lied des Inhaltes: dem jungen Hunyadi wird von einem Türken die Geliebte geraubt; er setzt mit seinen Leuten

nach, holt ihn ein und ſpaltet ihn, daß auf beiden Seiten des Pferdes eine Hälfte herabfällt; aber der Vater iſt nicht zufrieden, weil er nicht auch das Pferd durchgehauen. (Mündlich von Obriſt Rotter). Ueber Paul Kiniſch's ſagenhaftes Weſen (Nr. 348) ſ. Ipolyi 172. Auch Kaiſer Heinrich III. ſoll in einer Mühle geboren ſein. Meier 333. Nach Ipolyi 362, gebt Verböczi (Nr. 354) als feuriger Mann auf feurigem Wagen um. Seine Heimat iſt Zemplény.

Unter den Gründungsſagen kann die vom Draaſer Schwerte (Nr. 268. Vgl. Gr. d. S. II., 328) auf mythiſche Elemente zurückgeführt werden. In Flandern wie in Köln iſt Schwert- (und damit Sahsnôt = Mars-) Cult beſonders bezeugt, Wolf 128. Vgl. dazu den Schwerttanz (Nr. 338) ebd. 130. Das in Draas ſelbſt aufbewahrte Schwert iſt über 4' lang, gezackt und ſcheint dem XVI. Jahrh. anzugehören. Vgl. v. Ere und Falke, Kunſt und Leben der Vorzeit. Heft 17. II, 5. Die Sage iſt alſo älter als dieſes Schwert. — Was Nr. 291 von den Biſtritzern erzählt, wird auch auf die Klauſenburger bezogen, Protokoll des Vereins für ſieb. Landesk. I., 97. — Auch in der Gründungsſage von Kronſtadt (Nr. 290) liegt Mythiſches. Holda iſt die Göttin des Flachſes und bezeichnet den Bauplatz in ſehr ähnlicher Weiſe in einer niederländiſchen Sage bei Wolf 175. Solche Auffaſſung darf nicht auffallen: „datur haec venia antiquitati, ut miscendo divina humanis primordia urbium augustiora faciat“ (Liv. praef.). — Die Weißſpanier in der Heldsdorfer Sage (Nr. 289) ſind Dominikaner, ſogenannt von ihren weißen Kutten. Weiße Mäntel tragen aber auch die deutſchen Ordensritter, und das Volk könnte leicht auf jene übergetragen haben, was von dieſen galt. Entſchiedener Anklang an die Anweſenheit dieſes Ordens im Lande liegt in dem rättersberg bei Marienburg (Unterhaltungsblatt ꝛc. 1837. 176 und mündlich). — Eine ebenfalls hieher gehörige Sage aus Walendorf erzählt,

der Name des sächs. Dorfes Pentek rühre von einem Walachen Pintye her, der zuerst sich in der Gegend angesiedelt habe, aber von den Sachsen später verdrängt worden sei. — Die über den Namen von Frauendorf Nr. 414 mitgetheilte Sage ist fast ganz das Märchen vom Dummen mit der Kuh, Haltrich 289.

Sehr reich vertreten sind die Grenzsagen, und ihre Zahl könnte schon jetzt namhaft vermehrt werden. Doch haben sie zugleich etwas Einförmiges. Am gewöhnlichsten erscheint das Grenzabschwören mit Erde in den Stiefeln. Es beruht auf altgermanischen Vorstellungen: die Sachsen kaufen Erde von den Thüringern, Gr. d. S. II., 65. Müllenh. 188. Vgl. die Erwerbung des Anrechtes auf Pannonien durch die Magyaren bei Thwroz II., 3. Doch ist auch die Ueberzeugung, daß ein solcher Eid falsch gewesen, volksmäßig: die Nachkommen jener Einwohner von Kreuz, welche den Klosdorfern in solcher Weise ihren Hattert verkürzt haben, sind nach der Sage gewöhnlich blind. Falschen Eides Strafe s. Gr. d. S. I., 160. Gr. D. R. A. 707, 905. — Zur Umreitung als Grenzbestimmung (Nr. 305) vgl. Gr. d. S. II., 262. Gr. D. R. A. 88, zum Pfeilschuß (Nr. 304) ebd. 59 f.

Zu Nr. 359 bemerke ich bloß eine Version der Sage: zur Zeit der Reformation sollen die Schäßburger um die Uebertragung des Ortes an sie eingeschritten sein; aber der Comes Petrus Haller wußte sich selbst in den Besitz zu bringen. Ueber die frühere Stellung von Weißkirch zum Schäßburger Dominikanerkloster habe ich im Vereinsarchiv, N. F. II., 417 f. gehandelt.

Eine der ergreifendsten Kriegssagen (Nr. 311) gemahnt an die Hussiten vor Naumburg und an den Auszug der Bewohner von Troja in Apulien 1022. Als Kaiser Heinrich II., den Ort belagerte, schickten sie einen Einsiedler in Mönchkleidern mit den Knaben der Stadt in sein Lager, die

sein Erbarmen anflehten. Und so auch am andern Tage „usque dum sonoritas vocum illorum aures pulsaret imperatoris.“ — Zu Balintitt (Nr. 318) vgl. Katona, Hist. crit. IX. 595. Eder ad Felmer. 40. — Der gehörnte Pfarrer (Nr. 373) wird auf den Pfarrer Csaki bezogen, von welchem die Galter Kirchenmatrikel sagt: „d. Dominus Csaki Rupensis tempore vastationis pagi hujus in captivitatem abductus a Barbaris Anno 1658. d. 26. Aug.“ Dasselbe Faktum erzählt Pray, Hierarch. hung. II., 272, von dem Bischof Franz de Varda (Anfang des XVI. Jahrh.) während Andere es auf den Bischof Philippus More von Fünfkirchen beziehen. — Eine Variante des Metz nekem is (Nr. 360) erzählt Kováry, Sz. t. r. 169 von dem am 8. August 1575 in Klausenburg gehaltenen Landtage.

Groß ist die Zahl derjenigen Sagen, welche sich auf den Untergang von Kirchen, Orten und Colonistengruppen beziehen. Ueber manche (Rodna) ist das verhängnißvolle Schicksal sehr frühe, über andere erst später besonders in den Türkeneinfällen hereingebrochen. Fattendorf (Nr. 319) wird in zwei im Treppener Kirchenarchiv befindlichen Urkunden von 1449 und 1451 bereits Prädium genannt und gebt im erstgenannten Jahre mit Czegew, Bacha und Tewkes für 2000 Goldgulden an die Mettersdörfer und Treppener über. — Der Untergang von Hamlesch (Nr. 339) bezieht sich vielleicht auf die Ausplünderung des in den Annal. templi Coron. bei Schwandtner I., 886 oppidum genannten Omlasch am Bartholomäustage 1461, obwohl schon Haner im Königl. Siebenbürgen, 212, dabei an Hamlesch im Unterwalde denkt. Ich trage noch einige hieher gehörig sagenhafte Anklänge hier nach:

a) Das heutige Kleinseifen, ein Feld bei Schäßburg, hieß ehemals Fisch- und Hühnermarkt. Unter König Johann waren daselbst noch Häuser und Gassen (Mündlich).

b) Mehburg führt seinen Namen von dem Nonnenkloster, welches an der sogenannten rauhen Kuppe stand und von dessen Kapelle noch Mauerwerk zu sehen ist, und sollte Magdeburg heißen. Eine Gegend in der Nähe heißt Pfaffensprung (Mündlich. Marienburg Geogr. II., 265).

c) Oberhalb Heltau im Bärenbach stand früher eine wahrscheinlich dem h. Johannes geweihte Kapelle. Jetzt nennen die Leute den Platz „auf dem Johannes" (Transilvania 1844. 338).

d) Bei dem Dorfe Geist (Apátza) am Burzenland sieht man auf freiem Felde einem kreisrunden Graben. Innerhalb desselben soll ein Nonnenkloster gestanden haben (Unterhaltungsblatt ꝛc. 1837. 154).

e) Zwischen den Dörfern Mergeln und Leblang berührt der Weg auf fünf bis sechs Stunden Länge keine Ortschaft. Die Sage versetzt links von demselben das untergegangene Hermannsdorf (Blätter f. G., G. u. V. 1838. 83).

f) Zwischen Groß-Kopisch und Jakobsdorf zieht sich ein fünf Stunden langer Wald hin. In der Mitte desselben liegt ein jetzt verwachsener Platz mit zwei oder drei walachischen Hütten, Fettendorf genannt. Das soll ein sächsischer Ort gewesen, aber in böser Zeit verödet sein. (Mündlich.)

g) Sachsenuntergang (Szászveszte) heißt eine Gegend im Köröschthal bei Bánffy Hunyad (Satellit, 1851. 237).

h) Auf dem Gesprengberg bei Kronstadt soll wie auf der Zinne eine Burg gestanden haben zu der Zeit, da S. Bartholomä noch nicht auf dem Felde sich befand, sondern mitten im alten Kronstadt als eine Hauptkirche sich erhob. Von der Gesprengburg ist jetzt ein in den Fels gehauener umfangreicher Graben noch sichtbar. (Mündlich. Unterhaltungsblatt ꝛc. 1837. 78).

i) Wenn man von Reen aus der Sattelburg zugeht, so erheben sich links hinterderselben die Gipfel des Saaspaat, des

Keliman und Skaune. Hinter dem Saaspaat, faſt auf der Spitze des Berges, befindet ſich der Türkenkeller; ein Höhlengang, der zu einer in Stein gefaßten Quelle führt. Weiter hinab gegen den Wald hin iſt eine Verſchanzung. Das Ganze heißt Türkenburg. Ruinen ſind auch bei dem nahen Magyaro ſichtbar (Mündlich).

k) Alsó und Felsö Balásfalva und Szeszárma bei Biſtritz ſind alle einſt ſächſiſche Orte geweſen und ebenſo ſoll bei dem jetzigen Prädium Bacha ein ſächſiſches Dorf geſtanden haben (Treppener Sage).

u. ſ. w.

Die Verwandtſchaft zwiſchen unſern geſchichtlichen Sagen und ausländiſchen in den ſpeziellſten Zügen iſt oft wahrhaft überraſchend, ſo daß, abgeſehen von der Anknüpfung an ſich, das Maß des Beſondern wie bei den mythiſchen auf ein Minimum zuſammenſchrumpft. Nur hiefür noch einige Belege: die ſo ſehr lokaliſirte Sage Nr. 338 klingt an den alten Weinkeller bei Salurn und den Helfenſtein an. Gr. d. S. I., 20, 164; der Neid des Meiſters über die gelungene Arbeit des Geſellen (Nr. 323, 325) erinnert an den Glockenguß in Breslau, ebd. I., 189, zu Attendorn 190. Müllenh. 116. Meier 354, die zwölf Apoſtel (Nr. 406, wozu die Sage zu vergleichen, daß die Krutzen die zwölf ſilbernen Apoſtel aus der Schäßb. Bergkirche geraubt hätten), an Kuhn 234, 237. Müllenh. 171. Meier 305, die Kruzen- und Hunſchanzen*) und Teufelsgräben an die Schwedenſchanzen in Süddeutſchland. Ztſchr. f. d. M. IV., 16. Vgl. Kuhn 28. Die Tatern begegnen uns (= Zigeuner) ſagenhaft in Schleswig-Holſtein,

*) Honárka (Hunſchanze) und csőzárka (Wächterſchanze) ſind zwei Gräben, welche vom cseredomb (Eichenhügel) des Dorfes Réten im Háromszék gegen das Gebirge und den Bodzauer Paß hinlaufen (Unterhaltungsblatt ꝛc. 1837. 175).

Müllenh. 80, 543. Der von Menſchen zuſammengetragene Hügel Nr. 288 findet ſich bei Müllenh. 19, 543, und ſelbſt das Peitſchen des Schloßteiches von Seiten der Unterthanen (Nr. 286) erinnre ich mich in der Geſchichte des franzöſiſchen oder deutſchen Feudalweſens geleſen zu haben, obwohl mir die Stelle im Augenblick nicht zu Gebote ſteht. Die zahlreichen Burgberge (várhegy) ſind mit den der Hel gehörigen Schloßbergen bei Panzer I., 320 zu vergleichen, der Reichthum der Gruben von Offenbánya (Nr. 346) mit dem Urſprung der Zähringer bei Gr. d. S. II., 247; ſogar der Hängegrund (Nr. 412) und das Quertragen des Balkens (Nr. 416) ſind bezeugt bei Meier 167, 362. Müllenh. 92, und Pruden hat ſeinen Ruhm, mitten in der Welt zu ſtehen, mit Poppau in der Altmark zu theilen, Kuhn 26.